

Im liebesrausch

Heinz Tovote

51792

91.55

Harvard College Library



BOUGHT WITH MONEY
RECEIVED FROM THE
SALE OF DUPLICATES

Im Liebesrausch.

Von **Heinz Cavote** erschien im gleichen Verlage:

Frühlingssturm. Berliner Roman. 4. Auflage.

Mutter! Roman. 4. Auflage.

Fallobst. Wurmstichige Geschichten. 5. Auflage.

Ich. Nervöse Novellen. 6. Auflage.



Heinz Toste

Im Liebesrausch

Berliner Roman

Siebente Auflage



Berlin W
J. Fontane & Co.
1893

51792.91.55



Duplicate money

Alle Rechte, vor allem das Recht der Uebersetzung vorbehalten.

Erster Teil.

I.

Ein eifiger Januarsturm jagte brausend über Berlin hin, brach sich heulend an den hohen Dächern der Häuser und verfang sich in den tönenden Telephondrähten.

Von Norden her segte er ein rieselndes Schneetreiben durch die vom gelben Flackerschein der zuckenden Gasflammen und den weißen Fluten der elektrischen Lampen erhellten Straßen der Stadt.

Mit Eintritt der Dunkelheit hatte die von der Dunstwärme der Häuser erzeugte Feuchtigkeit sich als weißer Reif an den Wänden und auf den Fahrdämmen niedergeschlagen und in eine feine Eisschicht verwandelt.

Dann war der Sturm hereingebrochen, und Myriaden kleiner, runder Schneegraupeln tanzten über das getheerte Holzpflaster oder den glatten grauen Asphalt der Straßen und Plätze und bildeten eine Spiegelfläche von Glätteis, die an manchen Stellen den Verkehr völlig hemmte.

Es war kurz vor sieben Uhr. — In der Friedrichstraße drängten sich leichtgebaute, elegante Equipagen, schwerfällig schwankende Omnibusse, so plump mit ihrem braunroten Farbenanstrich, plebejische Droschken mit ihren abgetriebenen

Pferden, dazwischen ein citronengelber Postwagen und wuchtige, hochbepackte Lastwagen zu dichten Kettenreihen zusammen, die sich schwer aneinander vorüberschoben. Alle Augenblicke trat eine Stockung ein, bis das gestürzte Pferd wieder aufgerichtet war. Dann krochen die Droschken langsam weiter, um ihre ungeduldigen Insassen zu einem Theater im Norden zu bringen.

Der Kutscher eines der herrschaftlichen Coupés, warm in seinen zottigen weißen Pelz gehüllt, blickte stolz auf sein russisches Gespann und verächtlich auf all die ängstlichen Droschkenpferde herab. Die Kappen gingen im Schritt, dichte Rauchwolken aus den Nüstern blasend und ungeduldig die Köpfe werfend. — —

Auf der Weidendammer Brücke hatte Herbert von Düren seinen Blick über das schwarze, an den Uferwänden gefrorene Wasser gleiten lassen, dann nach links blickend, sah er, wie ein Stadtbahnzug über die Eisenbrücke der trägen Spree fuhr. Die Lichterkette lief wie in der Luft schwebend darüber hin und verschwand in dem riesigen Bogen des Friedrichsbahnhofes.

Jenseits der Brücke hatte er sich vorgebeugt, war mit der Hand über die sich vom Hauche seines Mundes überziehenden Scheiben gefahren, um hinaus zu blicken, und lehnte sich erst wieder zurück, um weiter nachzudenken, als der Wagen seinen gewöhnlichen Lauf angenommen hatte.

Die Möglichkeit, einen Sitz im Reichstage zu erringen, war durch die andauernde Kränklichkeit des Abgeordneten, als dessen Nachfolger er allgemein galt, näher gerückt als je und beschäftigte ihn auf das lebhafteste.

Mehrfach schon hatte er mit Broschüren über zeitgemäße sociale Fragen Aufsehen erregt; man hatte sie in die Diskussionen des Reichstages hineingezogen, citirt und

angegriffen; in Parteiversammlungen war Herbert von Düren zum Wort gekommen, allein all das genügte ihm nicht. Nur vom Sitze eines Abgeordneten aus versprach er sich eine volle Wirkung seiner Absichten. Bis dahin lebte er seinen einsamen Studien, seinen Schriften und der Gesellschaft, durch die Hinterlassenschaft seines Vaters vollkommen unabhängig gestellt.

Seit dem Tode des Vaters repräsentierte er die Familie. Die Mutter war mit ihrer kränkenden Schwester in Italien, sein Bruder Max war Offizier, wie er selbst es gewesen, bis er den Degen mit der Feder vertauscht hatte. — —

Der Wagen war in die Chausseestraße eingebogen, in der trotz des aus dem Hagel sich allmählich entwickelnden Schneegestöbers das regste Leben herrschte. Das Coupé mußte sich mühsam seinen Weg zwischen Lastfuhrwerken, Droschken und Pferdebahnwagen suchen, um nicht in fortwährende Stockungen zu geraten.

Der bläuliche Schein der elektrischen Vogenlampen des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters drang durch die überhauchten Scheiben in das Innere, und mit scharfer Wendung fuhr der Wagen unter dem Schuzdache vor das Portal. Ehe noch der abspringende Diener, um den Wagen eilend, dazu kam, die Thür zu öffnen, stieg Herbert schon aus und schritt rasch in das schützende Vestibule, gefolgt von dem Diener, der hinter ihm drein durch das mit hunderten von japanischen Fächern und Schirmen geschmückte, in den buntesten Farben schimmernde Foyer die breite Treppe zum ersten Rang emporstieg, wo er den Pelzmantel Herberts in Empfang nahm und ihm das Opernglas reichte, während dieser noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel warf, ehe er in die Loge eintrat.

Der Logenschließer, ein alter, graubärtiger Mann, be-

grüßte ihn mit einem ehrfurchtsvollen: Guten Abend, Herr Baron! und rückte ihm einen der rotjammetnen Fauteuils zurecht.

Es war das dritte Mal, daß Herbert von Düren sich den Mikado anzusehen kam.

Schon bei dem ersten Auftauchen der Operette hatte er sich lebhaft dafür interessiert. Jetzt, da sie das englische Gewand abgelegt hatte, schien sie ihm noch heimischer zu sein; und so fand er sich, einem plötzlichen Entschlusse folgend, auch heute wieder in dem hübschen Theater des Nordens von Berlin ein, um den bezaubernden Melodien Sullivans zu lauschen, die ihm so oft mitten hinein in seine ernste Arbeit tönten, daß er vom Schreibtisch aufstand und in das Nebenzimmer an den Flügel schritt, um sie sich zum hundertsten Male vorzuspielen.

Als er in die Loge trat, hatte die Ouverture eben begonnen. Die Nebenlogen links und rechts waren leer.

Von drüben grüßten zwei Herren herüber, Graf Ebbing in Civil mit seinem Vetter Hans von Brenkenhoff, den er protegierte und, da dieser erst jüngst nach Berlin gekommen war, mit dem Leben der Kaiserstadt vertraut machte; denn trotz seiner einundvierzig Jahre war Ebbing, der Luiggefelle geblieben war, nicht nur der schneidigste Rittmeister der Dragoner, sondern noch immer ein Lebemann, der es mit dem jüngsten Leutnant in jeder Hinsicht aufnahm.

— Sag mal, Max, fragte Hans von Brenkenhoff, indem er sich mit der behandschuhten Rechten vorsichtig über sein glänzend schwarzes, schön gescheiteltes Haar fuhr und durch ein Zucken von Nase und Augenbrauen das Monocle aus dem Auge fallen ließ, ihr ward mal Freunde, du und Düren, nicht? —

— Ja! — Aber lange her, ich denke so dreizehn oder vierzehn Jahre. Kurze Zeit nach dem Kriege. Haben in der dritten Eskadron zusammen in Frankreich gestanden.

— Und weshalb seid ihr auseinandergekommen?

— Davon ist nicht die Rede, erwiderte Ebbingens und dämpfte die Stimme, um die Ouverture nicht zu stören. — Düren quittierte wegen einer dummen Geschichte, die er sich zu Herzen nahm — ein Mädchen hatte feinetwegen den Tod gesucht — haben uns dann aus den Augen verloren. Er hat ja wohl studiert, ist Doktor der Philosophie und treibt Socialismus.

— Ich bitte dich, er genießt kolossales Ansehen.

— Mag sein! Ich verstehe nicht, ein Wenich in seiner Stellung und solche Dinge . . . verstehe das absolut nicht, und hätte es ihm nie zugetraut. — Doch still jetzt! . . . Hören wir lieber auf den Mikado.

Der bunte, in japanischen Mustern ausgeführte Vorhang rauschte empor, das farbenprangende Bild des Palasthofes von Titipu enthüllte sich im taghellsten Scheine, und der fächerschwingende Chor begann seinen Gesang . . .

Herbert von Düren hatte sich nachlässig zurückgelehnt. Die Handlung auf der Bühne interessierte ihn nicht sehr.

Er gab sich ganz dem Zauber der melodienreichen Musik hin, die sich einschmeichelnd in das Ohr stahl, daß man träumen konnte von glücklicher, ungetrübter Zufriedenheit.

So hörte er kaum, wie sich die Thür der Fremdenloge öffnete und vorsichtig wieder geschlossen wurde, und ein leises Rauschen von Frauenkleidern ertönte — jenes Rauschen der Gewänder, das so angenehm durchschauert und zuweilen das Blut stocken macht.

Noch einmal raschelte es leise in der Nebenloge hinter ihm, allein Herbert achtete nicht darauf.

Als sein Blick zu der andern Seite hinübersflog, sah er im Halbdunkel, leicht vom Scheine des elektrischen Lichtes der Bühne überhaucht, wie Graf Ebbingens das Glas vor die Augen hielt und eifrig herübersah, während Brentenhoff sein Monocle eingeklemmt hatte und sich über die Oberlippe fuhr, nachlässig arrogant, als streiche er seinen Bart, der sich erst in einzelnen dunklen Flaumhärchen zeigte.

Herbert rückte seinen Sessel, den er ganz der Bühne zugekehrt hatte, um unauffällig zurückschauen zu können. Beim ersten Male gelang es ihm nicht gleich, und er rückte nochmals an seinem Stuhle.

Hierbei bemerkte er, wie seine Nachbarin ihr zierliches Opernglas für einen Augenblick sinken ließ, um nach einem Blicke auf den japanischen Handfächer, der den Theaterzettel enthielt, wieder eifrigst die reizende Dum=Dum zu beobachten.

Eine augenscheinlich noch sehr junge Dame in der Fremdenloge. Also wahrscheinlich eine Fremde.

Als er sich wieder umschauete, war ihm, als habe er sie früher schon einmal gesehen; allein er vermochte ihre Züge nicht genau zu erkennen. Sie war schlank gewachsen, mit schmalen, leichtgerundeten Schultern. Ein schlichtes, hellbraunes Kleid mit dunkleren Längsstreifen umschloß knapp den zarten Leib.

Der enganliegende Ärmel, nur bis zur Mitte des Unterarmes reichend, zeigte einen schlanken und doch vollen Arm, und wie sie, den Ellbogen leicht aufstützend, das Glas vor die Augen hielt, entwickelte sie eine Anmut der Haltung, die ihn entzückte.

Herbert wandte sich wieder der Bühne zu, bis ein Geräusch in der Nebenloge ihn aufs neue den Kopf wenden ließ. Die Dame hatte den Hut abgenommen und war im Begriff, ihn auf den nebenstehenden Sessel zu legen. — Als

sie sich jetzt wieder der Bühne zugekehrte, sah er zum ersten Male ihr Gesicht. Es kam wie ein plötzliches Erschrecken über ihn: das Gesicht war ihm bekannt. Er wußte genau, daß es ihm schon einmal begegnet war.

Die Züge waren ihm bekannt und doch wieder so unbekannt. Sollte er die junge Dame einmal auf der Straße gesehen, ihr in der Stadtbahn gegenüber gesehnen haben? — War es eine bekanntere Berliner Persönlichkeit, vielleicht eine Schauspielerin eines kleineren Theaters?

Er ging im Geiste die letzten Wochen durch: all die Bekanntschaften, die er gemacht, alle Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen war.

Er entsann sich genau, wie sympathisch ihm die Züge dieses Gesichtes gleich beim ersten Sehen gewesen waren. — Oder sollte er sich doch täuschen? . . . Hatte er einmal von diesem Liebreiz geträumt? . . .

Doch nein, so etwas ließ sich nicht in Träumen ersinnen, dazu mußte man mehr als Künstler sein, um diese Lieblichkeit zu erfinden.

Das Gesicht war etwas länglich, ein fein modelliertes, rundes Kinn mit leise angedeutetem Grübchen, ein schmaler, sehr kleiner Mund, zwei volle frische Lippen, keusch hellrot, ein zierliches Näschen, unmerklich aufgeworfen, aber mit schmaler, gerader Linie von der Stirn aus.

Zwei dunkelschimmernde Augen, lange, sehr dunkle Wimpern, hellere, in feinen Bogen auslaufende Brauen und blondes Haar von stumpfer, harmonischer Farbe, künstlich frisiert, in Lösschen auf die Stirn gelegt, die Schläfen bedeckend, von hinten aufgenommen und hoch frisiert. Dadurch erhielt der kleine Kopf seine vollendete Zierlichkeit. Das zierlichste daran waren die kleinen Ohren, kaum aus den Haaren sich hervorstehend, am Rande von leichtem Rot

überhaucht, und die feinen Ohrläppchen, wie die Natur sie geschaffen, undurchbohrt.

Seine Augen, der Bühne jetzt ganz abgewandt, hatten sich an das Dunkel gewöhnt, so daß er jede Einzelheit ihres Gesichtes erkennen konnte.

Einmal kam ihm der Gedanke, blitzartig: Kitty Nail, die er mit James Ward auf Helgoland kennen gelernt hatte! Aber Kitty hatte goldblondes Haar, das sie offen trug . . . Eine Ähnlichkeit war vorhanden, große Ähnlichkeit sogar, aber dies war eine Dame und Kitty ein wildes, junges Ding. Er wußte ja auch, daß sie mit James in Egypten war.

Was sie nur für Augen haben mochte? . . . Sie sahen so dunkel leuchtend aus. Braune Augen zu dem hellen Haar, das mußte einen seltsamen Reiz haben.

Sie schien nicht acht darauf zu geben, daß er sie so genau betrachtete. Nur einmal rückte sie unmutig. Dann bemerkte sie es nicht mehr, so wenig wie sie einen Blick nach der gegenüberliegenden Loge warf, von wo aus Ebbingens sie unausgesetzt beobachtete und häufig mit Brenkenhoff Bemerkungen tauschte.

Einmal glaubte Herbert, sie werde aufmerksam. Als er sich halb zurückwandte, fand er ihre Augen auf sich gerichtet.

Er blickte ihr jetzt voll ins Gesicht. Sie zog die feinen Augenbrauen leicht zusammen und sah ihn scharf an. — Den Blick kannte er. Genau so blickte Kitty Nail.

Unwillkürlich, ohne sich recht der Absicht bewußt zu sein, neigte er sich etwas vor und machte jene eigentümliche Bewegung des Grüßens, die uns eigen ist, wenn wir glauben, daß uns jemand nicht gleich sieht oder wenn wir unserer Sache nicht ganz sicher sind.

Als er zu bemerken glaubte, daß die Dame den Kopf neigte, vollendete er den begonnenen Gruß. —

Hatte sie nur den Kopf geneigt, weil der Gebildete einen Gruß stets zu erwidern pflegt, auch wenn er ungewiß ist, ob ihm derselbe gegolten hat? . .

Die Frage ließ ihm keine Ruhe.

Er unterließ es, sie durch unangebrachte Neugier zu belästigen. Im Zwischenakte mußte er Aufklärung haben, und sollte er eine Taktlosigkeit begehen.

Er fühlte, wie sie ihn jetzt beobachtete, er glaubte ihre Blicke wie etwas greifbares zu empfinden, und in dem Bewußtsein, beobachtet zu werden, überkam ihn eine Unruhe, deren Ursachen er sich nicht zu erklären vermochte. —

Der erste Akt schien ihm unendlich lang. Achtzehn Minuten Pause standen zwar auf dem Theaterzettel, allein der Mikado hatte nur zwei Akte, also nur einen Zwischenakt.

Wenn er sie wirklich anreden wollte, so blieb ihm nicht viel Zeit und Gelegenheit. . .

Er hatte seit mehr als einem Jahre seinem Verkehr die engsten Grenzen gezogen. Seine Arbeiten verlangten all seine Kräfte. An ein ernsthaftes Verhältnis dachte er nicht, obgleich seine Mutter jede nur erdenkliche List anwandte. Wozu sollte er sich binden? Sein Herz hatte noch nicht gesprochen, seine Frau Mutter mußte sich also schon in Geduld fassen.

In seiner Leutnantszeit hatte er in den Tag hinein gelebt, ganz in den Bahnen Ebbingens sich bewegend.

Dann war er aus der Armee getreten und einige Jahre ernster Arbeit waren gefolgt. Als er sein Ziel erreicht hatte, gab er sich wieder allen Vergnügungen hin, bis er in die Politik geriet, in der unermüdlige Arbeit mit ein paar toll verlebten Wochen abwechselte, nach denen er aufs neue sich ganz seinen volkswirtschaftlichen Studien widmete.

Zuweilen trieb es ihn aus dem Busto seines Studierzimmers

hinaus; seine kraftvolle Natur verlangte gebieterisch ihr Recht, und als kräftiger Schwimmer warf er sich kopfüber in den Strudel, mit dem sichern Bewußtsein, nicht darin unterzugehen.

Allein die letzte Zeit war ereignislos verlaufen. Er fühlte, er werde alt. Seine Freunde lachten ihn aus. Er mit seinen siebenunddreißig Jahren sah kaum älter aus als dreißig. Schlank und hochgewachsen, breitschultrig, hatte er sich die Haltung des Offiziers bewahrt. Nur den Kopf trug er etwas nach vorn geneigt, wenn er sich gehen ließ.

Geschmeidig in seinen Bewegungen, noch jetzt ein eifriger Turner und unermüdlicher Reiter, hatte er sich gegen alles gestählt.

Stets ging er einfach und unauffällig gekleidet. Das Haar, kurz geschnitten und scheidellos nach vorn gebürstet, war dunkelbraun, fast schwarz. Zu dem ausgezwirnten Schurrbart des Kavalleristen hatte er sich einen blonden Vollbart stehen lassen. Die grauen Augen schienen alles durchdringen zu wollen, und doch lag in ihrer Tiefe ein Ausdruck von Herzlichkeit, der sofort gewann.

Die Nase, scharf gezeichnet und schmal, an der Wurzel leicht eckig gebogen, verlieh dem Gesichte etwas energisch aristokratisches, das im seltsamen Widerspruch zu der gedankenvollen Stirn und den oft sinnend blickenden Augen stand.

Sein ganzes Äußeres zeigte den kräftigen, zielbewußten Mann und wirkte sympathisch gewinnend, nicht nur auf die Frauen, die ihn äußerst interessant fanden, sondern auch auf die Männer, da nichts in seinem Wesen eine Spur von Eitelkeit zeigte, und alles nur Ausfluß seiner kraftvollen Persönlichkeit war.

Der Akt ging seinem Ende zu; der Vorhang fiel, jedoch nur, um sich immer wieder zu heben und das farbenprächtige Gruppenbild zu zeigen, das sich malerisch dem Auge bot.

Mit einem Schlage glühten die Platindrähte in den gläsernen Birnen aufs neue auf und eine gleichmäßige Helle erfüllte den Zuschauerraum.

Im Parkett klappten die Sitze mit dumpfem Geräusch auf, das beginnende surrende Gespräch schwirrte durch den Theaterraum. Man erhob sich, Thüren wurden geöffnet, die Vorhänge zurückgeschoben, und langsam leerte sich das Haus, während nur vereinzelt Zuschauer auf ihren Plätzen blieben.

Als Herbert sich erhob und nach seinem Hut griff, hatte er nochmals die Dame in der Fremdenloge begrüßt. Dieses Mal war er sicher, daß sie ihm höflich dankte.

Ihr Gesicht war dabei ruhig geblieben wie zuvor; kein Lächeln auf den Lippen, jenes pflichtschuldige Verziehen des Gesichtes, wie es bei näherer Bekanntschaft gebräuchlich ist.

Sie hatten beide einen Augenblick gezögert, bis sich die Logen völlig geleert hatten.

Als er auf den Gang hinaustrat, hörte er, wie die Dame sich an den Logenschließer wandte:

— Bitte, wollen Sie mir nicht von drunten ein Glas Bier besorgen? Ich möchte nicht allein zum Restaurant gehen.

Im nächsten Augenblicke stand Herbert neben ihr, zog höflich den Hut und bat:

— Kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein, mein Fräulein?

Sie sah ihn einen Augenblick zaudernd an. Sie schien in seinem Gesichte zu lesen, welchen Gedanken er wohl haben möge. Es zuckte um ihre Lippen.

Der Logenschließer war bescheiden zurückgetreten.

Wie sie jetzt, zu ihm aufschauend, vor ihm stand, reichte sie ihm, der weit über die gewöhnliche Größe hinausragte, bis zum Munde.

— Ich bitte sehr um Entschuldigung, fuhr er nach kurzer Pause fort, ich glaubte die Ehre zu haben, vom gnädigen Fräulein gekannt zu werden. Ich würde mir sonst nicht erlaubt haben, einen Gruß zu wagen.

— Aber ich bitte, Herr Baron.

— Doktor von Düren, wehrte Herbert ab.

Ein leichtes Lächeln spielte jetzt um ihren Mund, dann warf sie den Kopf zurück und es bligte schalkhaft in ihren Augen auf, ohne daß Herbert es bemerkte.

Auch die Stimme war ihm bekannt, dieser bestrickende Tonfall, ein leichtes Singen und Hinüberziehen der Endsilben, als sei sie eine Ausländerin.

Sie kannte ihn also. Er durfte sich nichts vergeben, wenn er auch nicht wußte, wer sie war.

— Wenn Sie mir gestatten wollen, Sie hinunter zu begleiten, bat er.

— O ich danke! wollte sie wehren, allein sie sah sein etwas enttäuschtes Gesicht, und im selben Augenblicke bemerkte sie Ebbingens, der mit Brenkenhoff die Treppe heraufkam, und der ihr mit seinen Fixierungsversuchen nicht entgangen war, und sie erwiderte deshalb:

— Wenn Ihnen daran gelegen sein sollte, Herr von Düren.

— Ich bestehe sogar darauf, mein gnädiges Fräulein,

Und sie schritten gemeinsam an den zur Seite tretenden Ebbingens und Brenkenhoff, die höflichst grüßten, die teppichbelegte Treppe zum Foyer hinab, während die beiden ihnen nachsahen und Ebbingens murmelte:

— Zu spät . . . Der Düren hat immer verteufteltes Glück. Wer das nur wieder sein mag? Kolossal nette Hexe. Und jung . . .

Hans von Brenkenhoff schmalzte wie voller Wohlbehagen mit der Zunge.

— Es war wieder mal nichts.

— Gehn wir nunter!

Drunten sahen sie Herbert mit seiner Dame an einem der Tische des Restaurants sitzen, allein sie hielten sich wohlweislich fern, und Ebbingens sagte:

— Komm, wollen drunten ein Glas trinken.

Reges Leben herrschte in den verschiedenen Räumen. Im Restaurant eilten die Kellner mit Bier und belegten Bröten hin und her, drüben in der Konditorei war es leerer; nur einige Damen saßen dort und aßen Kuchen oder kauften am Büffet Konfekt. In den Gängen und dem eigentlichen Foyer circulierte eine lebhaft plaudernde Menge. Man sprach über das Stück, besah die an den Wänden hängenden Photographieen der Schauspieler und Künstlerinnen in ihren früheren Rollen.

Oder man saß auf den niederen, dunkelsammetnen Divans in dem ganz mit japanischen Schirmen und kostbaren Draperieen ausgeschmückten Raume, in dessen Mitte aus dem Runddivan ein riesiger, alles überdeckender, bunter japanischer Schirm sich erhob und die darunter Sitzenden vor den Fluten des von den Bogenlampen herabströmenden elektrischen Lichtes schützte.

Herbert hatte einen kleinen Ecktisch gefunden, Bier bestellt und seiner Dame ein Brötchen servieren lassen.

Er plauderte ungezwungen über das Stück.

Sie hatte die Handschuhe abgestreift, und sein Blick ruhte unausgesetzt auf diesen kleinen, weißen Händen, die ohne jeden Ring waren.

Das Handgelenk war schmal und fast gebrechlich zart über dem Knöchel, und doch lag in der Verbindung mit dem vollen weißen Arm, in den schlanken, voll ausgeglichenen Linien eine schlummernde Kraft.

Vom Gesicht fiel sein Blick immer wieder auf diese wunderbaren Hände. Und er dachte, welche Wonne es sein mußte, diese Händchen küssen zu dürfen. Er fühlte sich plötzlich von einem seltsamen Schauer durchrieselt bei dem Gedanken, daß diese Finger ihm über Stirn und Haar fahren könnten. —

Sie sprach leise und langsam, und ihm schien es, als ob ihre Stimme zuweilen aus weiter Ferne klänge.

Er war versucht, die Augen zu schließen, um den Zauber voll genießen zu können.

Und dabei summt ihm immer die Frage durch den Sinn: wer mag es sein, wo bist du ihr begegnet; zuweilen glaubte er, es sei Kitty, dann sagte er sich wieder, daß er sich irre. — Sie kannte ihn, das hörte er aus all ihren Reden heraus. Sie entschuldigte sich:

— Ich hatte niemanden, der mich begleiten konnte, und so mußte ich wohl allein gehen, wie unangenehm es auch sein mag. Es ist seltsam, wie in einer Großstadt noch jedermann Vergnügen daran haben kann, eine sich allein befindliche Dame anzugaffen. Ich finde das durchaus nicht geistvoll. —

Der Zwischenakt ging seinem Ende entgegen, und langsam leerten sich die Räume. Vor der Logenthür fragte Herbert möglichst unverfänglich:

— Gestatten gnädiges Fräulein, daß ich in Ihrer Loge Platz nehme? . .

Dennoch sah er, wie sich ihre Augenbraunen leise zusammenzogen, wie ein Wolken Schatten über ihr Gesicht zu gleiten schien. Allein im nächsten Augenblick zeigte sie ihm wieder ihr ruhiges, klares Auge und sie erwiderte etwas kühl und zurückhaltend:

— Ich wüßte nichts dagegen einzuwenden.

Sie hatte schon die rote, schwere Portiere aufgeschlagen und trat in die etwas enge Loge ein, während er ihr auf dem Fuße folgte und ihr den Sessel zurecht rückte.

Sie saß jetzt an seiner linken Seite, so daß, wenn er sich der Bühne zuwandte, er das feingeschnittene Profil vor Augen hatte.

Den Handschuh der Rechten hatte sie noch immer nicht angezogen, und wie sie jetzt das Glas hob und ihre Blicke musternd durch den Zuschauerraum wandern ließ, hatte er aufs neue Gelegenheit, den harmonischen Übergang vom Arm zur Hand zu bewundern, und es faßte ihn der Wunsch an, seine Hand um dies schmale Gelenk legen zu dürfen, um ihre beiden Hände und sie selbst fest zu halten.

Sie plauderten mit einander; sie warf ihre anfängliche Zurückhaltung mehr und mehr ab; — allein kein Ton, kein Wort, das ihm verriet, wer und was sie wohl sein konnte.

Der zweite Akt begann. —

Sie lehnte sich zurück, um ihm den Blick auf die Bühne nicht zu nehmen, allein er bat, sich vorbeugend, leise, dringlich, auf ihn keine Rücksicht zu nehmen.

Er hatte dabei ihren Arm gestreift, und ein Gefühl wohlthuendster Spannung durchlief ihn. Er fühlte sich in ihrer Gegenwart zufrieden, wie selten in seinen ersten Jahren vereinzelter Frauen gegenüber.

Eine berauschende Wärme schien von ihr auszufließen, jener Hauch eines jugendfrischen Mädchenleibes, der die Sinne verwirrt und das Blut schneller durch die Adern treibt.

Und instinktiv fühlte er, wie sich diese Stimmung auch bei seiner Unbekannten steigerte, und innerlich eine Annäherung herbeiführte, die nur ein langer, inniger Verkehr zu erzeugen im Stande ist.

Wie sie jetzt der Bühne zugewendet saß, ihm nur ein Viertel des Profils zeigend, trat jene eigentümliche Linie deutlich hervor, von der Stirn die Wange entlang laufend, mit der scharfen Ausbuchtung unter der Augenbraue, die Linie, die das Kriterium dauernder Schönheit ist; und hier war sie so edel geschwungen und rein, wie er sie nie gesehen hatte. —

Kanki-Poo ist endlich glücklich geworden mit der schelmischen Dum-Dum; Ko-Ko hat seine gefürchtete Katiha, und über das bunte, farbenprangende Schlußbild fällt der Vorhang. —

Herbert tritt mit seiner Begleiterin hinaus und ist ihr behilflich, den hellen Mantel und den schwarzen Pelz umzulegen. Der Diener Herberts wartet mit dem Pelze seines Herrn und legt ihm denselben um die Schultern.

Ob sie einen Wagen haben wird? fragt sich Herbert, während sie die Treppe hinuntersteigen; und einem raschen Entschlusse folgend, fragt er mutig:

— Haben Sie einen Wagen, gnädiges Fräulein, oder darf ich Ihnen den meinen zur Verfügung stellen?

Sie bleibt auf einer der Stufen stehen, er steht um zwei tiefer, so daß sie sich gerade in die Augen sehen. Sie lächelt leicht, aber nicht böse.

— Und Sie selbst? — Sie wissen ja gar nicht, wohin ich fahren werde.

— Wohin Sie befehlen natürlich. Wohin also, wenn ich mir die Frage erlauben darf?

— Den Linden zu. Aber ich kann Ihr Anerbieten nur annehmen, wenn Sie selbst sich nicht stören lassen.

— Durchaus nicht, mein Ziel liegt nach gleicher Richtung.

— Dann bitte ich mich unter den Linden abzusetzen.

Der Diener hatte den Schlag geöffnet und wartete,

den Hut in der Hand. Das elegante Coupé, Kutscher und Diener in großen weißen Pelzen, lenkten die Aufmerksamkeit auf sich, und man blieb einen Augenblick stehen, um zu sehen, wie das Paar einstieg.

— Herr Doktor befehlen? fragte der Diener.

Herbert sah seine Begleiterin an, und diese erwiderte nur:

— Vorläufig zu den Linden.

Der Diener schloß den Schlag, sprang auf den Bock, die ungeduldig werdenden Kappen zogen an, und im schlanken Trabe ging es durch das stärker werdende Schneegestöber die Chausseestraße entlang . . .

Sie hatte sich in die Ecke zurückgelegt, so daß Herbert von ihrem Gesichte nichts sehen konnte.

— Warum machen Sie eine so ungenaue Angabe? unterbrach er das Stillschweigen.

— Weil ich erst bedenken wollte, wohin ich gehe lächelte sie.

— Ich verstehe Sie nicht ganz.

— Ach Gott, das ist auch sehr prosaisch. Aber Lante wird schlafen gegangen sein. Das Mädchen habe ich fortgehen lassen, und ich möchte gern noch ein wenig soupiieren. Ich gehe sonst nicht allein ins Theater und bin es gewöhnt, hinterdrein zu soupiieren. Wenn Sie mich also bei Aimé, Wittkop, oder sonst einer kleinen Weinstube absetzen wollten? . . .

Das ist ja reizend, dachte Herbert, und wußte nicht, was er davon zu halten hatte.

Dieses Souper hieß doch soviel als: Lade mich ein. Sollte es eines jener banalen Abenteuer werden, nach denen er niemals besonderes Verlangen gehabt hatte? — Was that es. Ganz so gewöhnlich konnte es doch nicht auslaufen. Mochte es also sein! --

Was brauchte er sich Gedanken zu machen, ob sie echt war oder nicht.

Ein paar Mal streifte er mit den Knien ihre Kleider und ihr Knie. — Als er seine Hand auf die Kissen fallen ließ, begegnete er der ihren. Durch das feine Leder fühlte er eine brennende Glut, so daß er es wagte, die Hand zu erfassen, vorsichtig, und zu sagen:

— Wie heiß Ihre Hände sind. Es ist warm. Darf ich ein Fenster öffnen? . .

Langsam entzog sie ihm ihre Hand. Ihre Finger glitten über die seinen hin mit leichtem, fast unmerklichen Drucke, und er fühlte, wie ein Zucken durch die Hand lief.

Sie wehrte ihm nicht, sie gestattete ihm noch weniger. Langsam, wie um ihn nicht zu beleidigen, entzog sie ihm ihre Hand.

Er öffnete das Fenster an seiner Seite, der kalte Wind fuhr herein und trieb dicke weiße Schneeflocken über den Fensterrahmen in den Wagen.

— Sie werden sich doch nicht erkälten?

— O nein, gewiß nicht.

Wieder trat Stillschweigen ein.

Draußen tanzten die Flocken wirr durcheinander, alles war mit einer feinen, blendend weißen Decke überzogen. Kein dunkler Fleck; nur die Häuser erhoben sich rechts und links, schwarz und steif, hochragend, daß es schien, als ob man durch einen tiefen, breiten Hohlweg fahre.

Das Coupé wiegte sich schaukelnd in seinen Federn und an den Gläscheiben, die auch die ganze vordere Wand einnahmen, huschten tanzend die Gasflammen vorbei. Zuweilen ging es durch einen lichtereren Fleck. Es ward heller im Wagen, wenn die Bogenlampen eines Geschäftes vorüber-

zogen, und Herbert konnte seine Unbekannte sehen, wie sie sich in die weichen Kissen zurücklehnte.

Der Wagen fuhr jetzt geräuschlos über den Asphalt der oberen Friedrichstraße.

Sie hatten kein Wort mehr gewechselt. Stillschweigend genossen sie ihr Beisammensein. Plötzlich fragte Herbert:

— Würden Sie sehr böse sein, mein Fräulein, wenn ich bitten würde, mit Ihnen gemeinsam zu soupiereu?

Er wartete auf die Antwort und glaubte zu bemerken, daß sie schneller atmete. Dann sagte sie, nach kurzer Pause:

— Ich weiß nicht, ob ich böse sein kann; eigentlich schon . . .

— Ich bitte Sie sehr. Sie würden mir eine große Freude bereiten, und es wird Ihnen doch auch angenehmer sein. Übrigens können Sie nicht nein sagen, da Sie schon den ersten Schritt gethan und im Theater die ersten Körner Salz mit mir geessen haben.

Sie lachte und sagte dann:

— Sie sind schlecht, mich so zu fangen, aber ich muß Ihnen recht geben. Eigentlich sollte ich es nicht thun. — Allein, es sei für dieses Mal, unter der Voraussetzung daß Sie niemandem ein Wort sagen werden.

— Aber mein gnädigstes Fräulein, ich —

— Ich sage das nur, weil Ihre Freunde vor dem Theater gesehen haben, wie ich in den Wagen stieg. Es war zu spät, um umkehren zu können . . . Ihre Hand, daß Sie schweigen werden.

— Meine Hand!

Er ergriff ihre dargebotene Rechte und beugte sich nieder, um sie an die Lippen zu führen. Allein sie entzog ihm dieselbe abwehrend.

— Nicht doch! —

Sie hatte sich vorgebeugt und er sah ihre Augen im Dunkel leuchten.

Dann zog sie den Schleier fester. Allein der Pelz hinderte sie, die Arme zu erheben, und Herbert war ihr behilflich; nur daß er unnötig lange brauchte, ehe er seine Hände wieder von ihrem Kopfe entfernte.

Er mußte all seine Willenskraft zusammennehmen, um nicht dem Wunsche zu folgen, sie in der Dämmerung des Wagens, jetzt wo seine Arme ihre Schulter streiften, zu küssen.

Im nächsten Augenblicke hatte sie sich mit einem freundlichen: Ich danke! wieder zurückgelehnt und die Hände in die kleinen schwarzen Mufftaschen versenkt.

Das Coupé jagte die Friedrichstraße entlang, unter dem Stadtbahnbogen hindurch, am Centralhotel vorüber, jetzt immer in vollster, fast tagheller Beleuchtung.

An der Dorotheenstraße mußte der Kutscher die Pferde zügeln, um einen grell klingelnden Pferdebahnwagen vorüber zu lassen, der sich schwerfällig durch das immer dichter werdende Schneegestöber schob und wieder in der Nebenstraße verschwand.

Im nächsten Momente bog das Coupé in kurzem Trabe in die Linden ein, deren kahle Bäume mit einer dichten, flockigen Schneeschicht überzogen waren, so daß, unterstützt von den Bogenlampen, die sich in drei Reihen, zu beiden Seiten und scheinbar frei schwebend in der Mitte der Allee hinzogen, ein Märchenbild sich bot, wie es die Phantasie sich nicht schöner gestalten konnte.

Vom Opernhause jagte Equipage hinter Equipage, eine nicht enden wollende Reihe von Droschken ergoß sich aus der Friedrichstraße, und in das Café Bauer drängten sich

die aus den Theatern und Konzerten kommenden Besucher, um für kurze Zeit vor dem Schneegestöber Obdach zu suchen.

Der Diener beugte sich auf einen Ruf Herberts vom Boche herab, empfing die Adresse, und an der Südseite der Linden hin jagte der Wagen über die Schneefläche seinem Ziele zu.

II.

An den geschlossenen Portieren der kleinen Logen vorüber, aus denen Lachen und Gläserklingen drang, schritten sie hinter dem von zwei Kellnern begleiteten Oberkellner über die dichten Teppiche des Ganges, die jeden Laut dämpften.

Der eine Kellner schlug die schwere Portiere zurück, während der andere schon das Licht des Kronleuchters aufgedreht hatte.

Herbert trat mit seiner Begleiterin ein, ließ sich Hut und Pelzmantel abnehmen, und war dann seiner Dame behilflich abzulegen, indem er die einzelnen Stücke dem Kellner übergab.

Sie trat vor den Spiegel und ordnete mit der Handfläche ihre Frisur, da einzelne Härchen beim Abnehmen des Hutes sich befreit hatten. Dann nahm sie auf dem kleinen, kirschroten Sofa der Hinterwand Platz und streifte langsam die langen gris-perle Handschuhe ab, während Herbert die Weinkarte musterte.

— Lieben sie Romanée-Conti? wandte er sich an die junge Dame.

— Ich bitte. Jeder Burgunder ist mir angenehm.

— Also: eine Romanée.

Herbert ließ sich auf einen Sessel zu ihrer Linken nieder. Als sich ihr rechter Handschuh mit dem Armbande verhakete, war er ihr behilflich.

— Die Herrschaften soupieren? fragte der Oberkellner sein stereotypes Lächeln zeigend.

— Die Karte, bitte.

Und als er sie erhalten hatte:

— Es ist gut.

Der Vorhang fiel wieder zu, und Herbert reichte ihr die Karte.

Sie hatte die Handschuhe aufgeringelt in ein Glas geworfen und studierte die Karte.

Der Kellner klirrte draußen leise mit der Flasche, trat dann erst ein und stellte in schwingvollem Bogen die dickbauchige Flasche auf den Tisch, zugleich zwei der feinen, gebrechlichen Gläser neben jedes Couvert setzend.

Herbert bestellte und schenkte dann vorsichtig ein.

— Mein gnädiges Fräulein! forderte er sie auf.

Und leise klangen die Gläser aneinander, während sie ihm beim trinken fest in die Augen sah.

Sie nippte nur leicht.

— Nicht wahr? fragte sie, zum Willkommengruß ist es nicht viel, aber ich muß erst etwas genießen, ehe mir der Wein schmecken kann.

Bald dampfte die aus silbernen Becher auf die Teller geschüttete Suppe vor ihnen, und Herbert gab seine Anordnung über das kleine rasch zusammengestellte Souper.

Er legte plötzlich seinen Löffel nieder, sah seine Begleiterin einen Augenblick scharf an und sagte dann:

— Eine Frage, liebes Fräulein, aber Sie dürfen nicht böse werden, noch weniger aber mich auslachen. . .

— Nun? sagt sie und schaut ihn schelmisch von unten herauf an. Das scheint schlimm zu werden.

— Ich muß Ihnen nämlich, so komisch es klingen mag, offen und ehrlich gestehen, daß ich zwar der festen Meinung bin, Ihre Bekanntschaft einmal gemacht zu haben, ohne jetzt genauer mich darauf besinnen zu können. Sie dürfen mir dies nicht übel nehmen. Sie sehen ja, daß ich ehrlich bin.

Sie war ernst geworden und schlug die Augen nieder, um ihn jedoch gleich wieder ruhig anzusehen.

— Ist das wirklich wahr, Herbert?

— Wie? fragte er erstaunt. Sie wissen meinen Vornamen?

— Ist das so etwas merkwürdiges, Sie großer Philosoph und Menschheitsbeglucker? Ich habe erst jüngst Ihre letzte Broschüre gelesen . . . es wenigstens versucht, um ganz ehrlich zu sein.

— Ich kenne Sie also doch von früher, nicht wahr?

— Das habe ich als selbstverständlich vorausgesetzt. Glauben Sie, daß ich sonst auf Ihre Anrede eingegangen wäre?

— Ich bitte Sie sehr, meinem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen.

— Lassen wir das doch. Es ist ja so viel besser. Wir haben uns gesehen, soupierten zusammen, trennen uns, und unsere Erinnerung ist um ein harmloses Abenteuer reicher.

— Sie glauben also, daß wir uns heute zum letzten Mal sehen?

Sie zuckte mit den Schultern und sah ihn von der Seite an.

— Wenigstens setze ich voraus, daß Sie mir nicht nachforschen werden.

— Aber es ist nicht das erste Mal, daß wir uns sehen?

— Durchaus nicht.

— Ich habe mit Ihnen gesprochen?

— Sehr viel sogar.

— Nein, es ist nicht möglich. Aber ich bitte Sie, ich quäle mich schon den ganzen Abend. . . Ich hatte eine Vermutung, aber —

— Und Sie werden sich den Appetit verderben. — Die Schoten sind ausgezeichnet. Nur etwas zu süß, finden Sie nicht?

Herbert hatte den Kopf in die Hand gestützt und sann nach.

— Aber Sie lassen ja Ihren Kapaun kalt werden. Lassen Sie das grübeln, und thun Sie dem Souper dieselbe Ehre an wie ich.

Herbert schüttelte den Kopf und nahm endlich Messer und Gabel wieder zur Hand.

Nach längerer Pause sagte sie:

— Ich bitte Sie, lassen Sie doch das grübeln. Sie kennen mich unter einem andern Namen. Ich heiße Lucie. — Vielleicht wird es Sie nicht einmal freuen, wenn Sie sich wieder der Zeit und der Umstände erinnern, unter denen Sie mich kennen lernten. Lassen Sie uns anstoßen und vergessen, was hinter uns liegt. *Take time while time serves.*

Herbert legte die Gabel nieder.

— Kitty Nail! rief er.

Er hatte es heftig hervorgestoßen und sah, wie ein leichtes Rot in ihren Wangen aufstieg, während sie den zierlichen Kopf neigte.

— Ist es denn möglich, Miß Kitty? Also doch Kitty Nail? —

Sie nickte leicht mit dem Kopfe und lachte.

— Wo habe ich nur meine Augen gehabt! — Ja, aber Ihr Haar? Wo haben sie denn nur Ihr schönes goldenes Haar gelassen? Sie trugen es doch stets frei auf die Schulter fallend. — Ich vermutete es. . . aber daß ich Sie nicht gleich erkannt habe, Miß Kitty? — Und ich zermartere mir das Gehirn schon den ganzen Abend. . . Gewiß denke ich noch daran, den Sommer auf Helgoland, unsere herrlichen Fahrten um die Insel, unsere — — aber nein, wie konnte ich nur so blind sein! —

Sie saß mit gesenktem Kopfe da, und ließ den immer wieder abreißenden Redestrom über sich ergehen.

Dann schwieg er plötzlich und sagte nach einer Weile:

— Jetzt müssen Sie mir aber erst zu freundlichem shake hands die Hand reichen und mir verzeihen, daß ich Sie nicht gleich erkannt habe.

Sie reichte ihm offenherzig die Hand und sagte:

— Wie sollten Sie mich erkennen. Ich habe mich sehr verändert, und dann haben Sie mich immer nur englisch sprechen hören; ich kleidete mich anders, und ich weiß, in der Frisur vermutet keiner die goldblonde Kitty.

Er hatte ihre Hand noch immer nicht gelassen.

— Wissen Sie, daß ich Sie stets für eine Engländerin gehalten habe? . . James hat mir nie etwas gesagt.

— Und warum auch nicht? — habe ich doch über ein Jahr in England zugebracht. Und dann habe ich, wie man mir stets versichert, ein gewisses Sprachtalent. Ich lerne eine Sprache ungemein leicht. . . .

— Sie freuen sich aufrichtig, mich wieder getroffen zu haben, sagte sie nach einer Pause, während die Kellner abgeräumt hatten, so daß jetzt auf den blendend weißen Damast-

Tischtuch das Licht wie frisch gefallener Schnee draußen lag, und eine neue Flasche neben der ersten leeren sich befand.

— Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, wie sehr. Unvergeßlich bleibt mir jener letzte Abend auf Helgoland, als ich mit Ihnen am Strande ging. Es war um uns so einsam und still, das Meer schien zu schlafen, es lag wellenlos im letzten Scheine der untergehenden Sonne, und leise rauschte die Flut an die Felsen. Wir gingen an der Nordspitze droben am Felsrande hin, die Gesellschaft war schon die Kartoffelallee vorausgeeilt. Wir sahen sie nicht mehr. In der Ferne glitten ein paar Schiffe vorüber. Und der Sonnenball ward blutig rot, dann versank er strahlenlos im Meere und die Dämmerung brach schnell ein. Sie standen etwa fünf Schritte von mir auf einem Felsstück. Ihre Gestalt zeichnete sich scharf am blauen Himmel ab. Damals trugen Sie lose weite Gewänder, und eine flatternde Matrosenjacke oder eine leichte helle Blouse. Deshalb habe ich Sie auch heute nicht an Ihrer Gestalt erkennen können. Aber jenes Bild ist mir unvergeßlich geblieben: Sie mit Ihrer blauen Schifferblouse, dem offenen Kragen und dem weißen Kleide mit den breiten marineblauen Streifen, den Strandhut in der Hand haltend, wie die letzten Lichter in Ihrem goldenen Haare schimmerten, der rotbraune Fels und wie Ihre Gestalt von dem schwarzblauen Meere und dem purpurüberhauchten Himmel sich abhob.

— Oh, ich weiß noch recht wohl.

— Wir sprachen beide kein Wort; die Nacht brach ein, als die andern zurückkehrten und nach uns riefen. Ich hätte den Abend noch so gern mit Ihnen geplaudert. Allein wir waren in großer Gesellschaft. Ich fühlte mich Ihnen so nahe gerückt, als ich die wenigen Schritte hinter Ihnen stand und das Licht des Tages im Meere erlosch. Sie wissen

ja: Zwei Tage darauf verließ ich Helgoland und hatte keine Gelegenheit gefunden, noch ein vertrauliches Wort mit Ihnen zu sprechen. — Und dann war ja auch James Ward . . .

Sie reichte ihm aufs neue die Hand hin, die er dieses mal scheu an seine Lippen führte, ohne daß sie einen Versuch machte, ihm zu wehren.

Dann war es eine Weile still. Sie hörten das Lachen und Plaudern aus den Nebenlogen. Eine Gesellschaft schien aufzubrechen. Verworrenes Stimmengeräusch, das sich entfernte und endlich verlor. Und dann ein Zusammenklingen von Gläsern, untermischt mit dem Rücken von Stühlen auf dem Teppich.

Sie nahm ihr Glas und hielt es Herbert hin, um mit ihm anzustoßen, und er glaubte dabei, daß es feucht in ihren Augen schimmere. — Wie hatte er diese blaugrauen Augen nur für braun halten können! Sie hatten ganz dunkel, fast schwarz geschimmert, als er im Theater ihre Farbe zu ergründen versucht hatte.

— Geniert es Sie sehr, Herr von Düren, fragte sie, um das Schweigen zu unterbrechen, wenn ich eine Cigarette rauche? — ich meine: ist es Ihnen unangenehm?

— Durchaus nicht, ich wollte eben bitten, mir eine Cigarre anzuzünden zu dürfen.

— Ich frage nur, wenn Sie es vielleicht nicht gern sehen, daß eine Dame raucht.

— O nein, ich bin daran gewöhnt.

Er wollte klingeln, allein sie hielt seine Hand auf.

— Nein, ich danke sehr. Ich habe alles. Sie wissen vielleicht nicht mehr, daß ich ohne Cigarette nach Tisch nicht existieren kann.

Während dem hatte sie eine kleine silberne Dose aus der

Tasche geholt, ein Blättchen Reispapier abgerissen und mit großem Geschick eine Cigarette gedreht.

— Darf ich Ihnen auch anbieten? fragte sie, als sie aufschaute und bemerkte, wie er sie beobachtete, während er eine Cigarre aus dem Etui nahm, ohne sie abzuschneiden.

— Ich bitte sehr darum, Miß Kitty.

— Aber so nennen Sie mich doch Lucie, wie ich heiße, Lucie Nagel. James hatte mich nur Kitty getauft, weil ich auch so heiße, und er in den Namen verliebt war. Ich selbst mag ihn nicht. — Bitte! . .

Sie schob ihm die Dose hin.

— Nein, lachte er, so ist das nicht gemeint. Da müssen Sie sich schon die Mühe machen, mir eine Cigarette zu drehen. Ich verstehe mich nicht auf die Kunst. Und wäre es auch der Fall, Sie kämen doch nicht darum.

Sie lachte und erfüllte seinen Wunsch, ohne zu zaudern.

Und während sie dann über gleichgiltige Dinge plauderten, dachte er an die Zeit, da er ihr zum ersten Mal begegnet war.

Ueber ihr Verhältnis zu James Ward war er nicht recht klar geworden. Durch einen Bekannten war er ihr vorgestellt, und in den zwölf Tagen, die sich Herbert auf der Insel aufgehalten, waren sie viel zusammengekommen.

Anfangs hatte er Kitty für die Braut Ward's gehalten. War sie nur sein Verhältnis? hatte er sich dann gefragt. Der Ton ihres Verkehrs war nicht darnach. James liebte Kitty, das sah der unbefangenste. Allein in demselben Maße erwiderte sie seine Neigung gewiß nicht. Ihr Benehmen ließ weit eher auf ein verwandtschaftliches Verhältnis schließen.

Sie war frei und ungezwungen in ihrem Verkehr, ein wildes, unbändiges Kind, das mit fliegenden Kleidern durch die Insel tobte und all die andern mit fortriß.

Wie oft hatten sie nicht lawn-tennis zusammengespielt. Sie war stets eine der gewandtesten.

Sie liebte das Meer. Und einmal hatte sie plötzlich zu ihm gesagt:

— Das Meer ist wie meine Seele — aber gewisse Menschen verstehen das nie; sie versuchen nicht einmal, es zu begreifen.

Es stand bei Herbert fest, daß sie mit gewissen Leuten James gemeint habe, und daß sie dessen Geliebte sei.

Alein wie das alles zusammenhing, begriff er nicht. Er hörte nur einmal, wie ein Freund James fragte — sie gingen im tiefen Dunkel am Strande spazieren und man hörte jedes Wort auf die weiteste Entfernung:

— Aber willst du sie denn heiraten?

— Nun gewiß. Das ist doch klar. . . . Ich könnte ja gar nichts besseres thun, hörte er James erwidern. —

Jetzt mußte sie von ihm getrennt sein. Ob er es wagen durfte, sie zu fragen? — Vielleicht bot sich im Laufe des Abends Gelegenheit, die Frage stellen zu können.

Wie er sie jetzt vor sich sah, in dem einfach eleganten hellbraunen Kleide, in dem niederen Sofa zurückgelehnt, langsam ihre Cigarette rauchend, so unauffällig, daß es ihm reizend schien, ihm der so oft dagegen geeifert hatte: — wie sie, halb Kind halb Weib, eine seltsame Mischung von Hingebung und Troß, von Klugheit und Naivität ihn anschaute, war sie ihm ein Rätsel — ein Rätsel, das seine Einbildungskraft beschäftigte und all seine Sinne in Thätigkeit setzte.

— Sie träumen? fragte Lucie. Ja, Sie haben recht. Mir ist, als ob wir wieder auf einer einsamen Felsklippe der Insel ständen, so ruhig ist es hier. Seltsam, daß wir es immer so gut verstanden haben, uns von der Gesellschaft

zu entfernen, um allein zu sein; und doch entsinne ich mich nicht, daß wir uns jemals etwas sonderlich geheimnisvolles zu sagen gehabt hätten.

— Vielleicht, daß ich nie den Mut gefunden habe Ihnen zu sagen, was ich gedacht habe.

— Ich verstehe Sie nicht . . . Soll das eine Art von Erklärung sein, eine Entschuldigung vielleicht?

— Wie Sie es nehmen wollen. — —

Nach einer Pause sagte sie plötzlich, ganz unvermittelt

— A propos! Sie essen keine Austern, nicht wahr?

— Wie kommen Sie darauf?

— Ich glaube mich zu entsinnen, daß Sie sich einmal dagegen aussprachen.

— Allerdings. Ich verstehe nicht, wie man besonderen Genuß daran finden kann.

— Schade! . . .

— Warum schade? — Ah, ich verstehe . . .

Im selben Moment hatte er schon den Knopf der silbernen Klingel gedreht, und der helle, schrille Ton zitterte durch die Stille.

— Das ist ein Überfall, wollte Lucie wehren.

Allein es war zu spät, denn im nächsten Augenblicke räusperte sich der Kellner schon und trat dann ein. —

— Ich finde es nicht hübsch von Ihnen, sagte Lucie, wenn Sie Austern nicht leiden können, sie für mich zu bestellen.

— Ich habe aber doch Ihren Wunsch erraten?

— Wenn ich ehrlich sein soll: ja! . . . Aber hübsch ist es gewiß nicht von Ihnen.

Der Eiskübel, aus dem die Sektflasche ihren Hals hervorstreckte, während ein feiner, weißlicher Nebel aus der

Innern stieg, war zurechtgestellt, und die geöffneten Austernt standen auf der Tafel.

— Ich bitte, sagte Lucie und schob Herbert die Schüssel zu; allein dieser wehrte ab.

— Gewiß nicht. — Ich habe Ihren Wunsch im Voraus erfüllt, jetzt müssen Sie mir schon gestatten, mir einen Genuß zu versagen, der für mich keiner ist.

— Ich sehe es ein und beuge mich. Nur überwältigt mich die Masse und ich glaubte, in Ihnen doch einen Partner zu finden. Inzwischen hatte Herbert die Gläser mit Sekt gefüllt. Lucie hielt das ihre gegen das Licht, schaute durch die aufsteigende Silberperlsäule, die sich vom Boden des Glases zu lösen schien und stieß mit Herbert an, der sagte:

— Auf daß dieser Abend nicht der letzte sei, den wir gemeinsam verbringen.

Sie hatte das Glas schon an die Lippen gesetzt, nahm es jetzt einen Augenblick ab, sah ihn an und sagte dann langsam aber entschlossen:

— Wohlan, es sei; den kommenden Tagen! . .

Den kommenden Tagen! klang es Herbert im Ohre. Wie sie das gesagt hatte, welch eigentümlichen Klang ihre Stimme dabei annahm.

Diese schmeichelnde Stimme, noch nicht gefestigt, halb noch im Uebergange begriffen, schien in ihm schlummernde Melodien zu erwecken. Ein seltsames Klingen, ein leichtes Brausen, dem fernen Meere vergleichbar, tönte um ihn.

Er vergaß sich einen Augenblick und fragte dann unvermittelt, als sie eine geleerte Muschel wieder auf die Schüssel legte und sie zurückschob:

— Und James Ward, was ist aus ihm geworden? Ich habe nie mehr von ihm erfahren. Wo befindet er sich jetzt? —

Lucies Wangen hatten sich geröthet, allein jetzt schien alle Farbe daraus zu weichen. Sie ließ die Arme auf die Serviette in ihrem Schoße fallen und blickte starren Blickes geradeaus, während sie die Unterlippe leicht zwischen die Zähne nahm und eine unmutige Bewegung mit dem Kopfe machte, als würde sie an etwas erinnert, das sie vergessen hatte.

Herbert bereute seine Frage.

— Ich bitte um Verzeihung, bat er. Ich konnte nicht ahnen, daß Ihnen diese Frage unangenehm sein würde. Ich hielt es für unhöflich, sie nicht zu stellen.

— Sie haben ganz recht, erwiderte sie langsam, ohne ihn dabei anzusehen, ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. James befindet sich zur Zeit bei seinem Vater in Kairo. Wir waren in Brüssel, als er abgerufen wurde, Es sind zwei Monate seit er von Havre nach Egypten gefahren ist — schon zwei Monate . . .

Herbert schwieg und leerte sein Glas.

Weshalb hatte er diese traurigen Erinnerungen wachgerufen? Jetzt wußte er nichts dagegen anzufangen.

— Aber er wird doch wiederkehren?

— Wer kann es wissen? . . . Gewiß! — er hat es versprochen, hat es geschworen. Aber wenn er wiederkehrt, wer weiß, wie dann alles ist.

Nach einer Pause fügte sie, wie zu sich selbst sprechend, hinzu:

— Ich habe ihn sehr gern gehabt. —

Dann schüttelte sie wie unmutig den Kopf und ein schmerzliches Lächeln verzog ihre Lippen.

— Lassen wir das, rief sie, und ihre Stimme klang plötzlich hart. Weshalb sich um die Zukunft sorgen? Stoßen wir an und seien wir lustig!

Sie leerte ihr Glas, fuhr sich über die Stirn und holte sich eine der Mustern, die sie kunstgerecht servierte.

Als sie im Begriff war, sie zum Munde zu führen, bligte es schelmisch in ihren Augen auf und sie sagte:

— Jetzt müssen Sie mir einen großen Gefallen thun. Wollen Sie?

— Gern! jeden, der in meiner Macht steht.

— Essen Sie die Muster. Bitte, ja.

— Aber Miß Lucie, ich bitte Sie. . . .

— Nein ich bestehe darauf . . . oder ich bin Ihnen böse.

— Das werden Sie mir nicht sein, auch wenn ich Ihre Bitte nicht erfülle.

— Aber ich habe sie so schön zurecht gemacht, und es sind ihrer noch so viele. Ich möchte Sie nun gern von Ihrem Vorurteil befreien.

— Sehen Sie, Miß Lucie, wenn Sie einen ernsthaften Wunsch ausgesprochen hätten, ich versichere Sie, keinen Augenblick hätte ich gezaudert, ihn zu erfüllen. Allein Sie kennen meine Abneigung, und würde ich jetzt auf Ihr Verlangen eingehen, so hätten Sie nichts damit gewonnen. Denn Sie folgen ja nur einer augenblicklichen Laune. Sie möchten gern triumphieren, und wenn ich Ihnen das Vergnügen machte, würden Sie selbst vielleicht am meisten dabei verlieren. Ich bitte Sie also, nicht darauf zu bestehen.

Sie sah ihn einen Augenblick groß an, legte langsam die Muschel auf den Teller, reichte ihm ihre kleine Hand, und die feine fest umschließend, sagte sie langsam:

— Verzeihen Sie mir, mein Freund. Es war eine kindische Bitte. — Sie müssen mir meine Thorheit zu gute halten. Sie haben recht, und, aufrichtig gesagt, es gefällt mir von Ihnen, daß Sie nicht auf die Launen eines dummen Mädchens eingehen. — Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse?

— Gewiß nicht, Lucie. —

Ein Lächeln flog über ihre Züge.

— Was ist Ihnen?

— O nichts. — Sie sagten eben Lucie. Ich bitte Sie, lassen Sie das abscheuliche Miß für immer fort. Wenn Sie Fräulein gesagt hätten, würde ich es Ihnen schon lang verboten haben. Wir sind doch alte Bekannte, nicht wahr, und wollen gute Freunde sein. . . Auf unsere Freundschaft, Herbert! —

Der Bann zwischen ihnen war jetzt gebrochen, und es herrschte der freie Ton, wie er einst auf Helgoland üblich gewesen war. —

Lucie war einen Augenblick allein geblieben.

Sie hörte, wie Herbert anf dem Gange von einem Bekannten festgehalten wurde. —

Als Herbert wieder in das Kabinet eintrat, blieb er, die Hand noch an der Portiere, verwundert stehen.

Lucie lag zurückgelehnt im Sofa, und zwei helle Thränen hingen an ihren Wimpern.

— Aber Lucie! Was ist Ihnen! rief er aus und war neben ihr. Thränen in den Augen? —

Sie lächelte, und dabei fiel eine Thräne schwer von ihrer Wimper und verlor sich auf der Wange.

— Sie haben geweint? fragte er bestürzt. O, ich sehe es. Ich bitte Sie, was ist Ihnen?

— Sie hatte ihm ihre kleine Hand entgegengestreckt, die er zwischen der seinen hielt und streichelte.

— Nichts, nichts, wollte sie abwehren. Eine Thorheit, nichts weiter . . . Gewiß nichts weiter.

Er beugte sich zu ihr nieder, fuhr mit der Hand, fast ohne es zu berühren, über ihr Haar und schaute ihr in die Augen.

— Erst müssen Sie mir sagen, weshalb Sie geweint haben. Eher beruhige ich mich nicht. Wenn ich nicht den Grund erfahre, muß ich annehmen, daß ich schuld an Ihren Thränen bin, und das werde ich mir nie verzeihen.

— Nein mein Freund, darüber können Sie ganz beruhigt sein. Mir kam nur eine Erinnerung, und Sie sehen, welch ein Kind ich noch bin.

— Ich bin Ihr Freund, Lucie, nicht wahr? Geben Sie mir den Beweis dafür, indem Sie mich an Ihren Schmerzen teilnehmen lassen. Ich bitte, thun Sie sich keinen Zwang an vor mir. Weinen Sie, aber lassen Sie mich wissen weshalb . . .

Kuß neue stiegen ihr die Thränen auf, und Herbert nahm das kleine seidene Tuch, das sie im Schoße liegen hatte, und fuhr lächelnd über ihre Augen.

Sie schaute dankbar zu ihm auf, und während ihre Augen in Thränen schwammen, flüsterte sie:

— Wie gut Sie sind. .

Und ohne daß sie es wehrte, beugte er sich nieder und hauchte fast scheu einen Kuß auf ihre Stirn; als sie dann Auge und Stirn auf seine Hände, die noch immer ihre Linke umschlossen hielten, preßte, um ihre Thränen zu verbergen, beugte er sich nieder und küßte sie ihr von den Wangen und den Wimpern.

Sie ließ es erschauernd geschehen, ihre Lippen öffneten sich etwas, und sein Mund streifte leicht den ihren, der sich ihm darzubieten schien, denn sie legte den Kopf an seinen Arm und hob das blasse Antlitz zu ihm empor.

Er fühlte, wie sie unter seinem Kusse zusammenzuckte, und er küßte ihre zitternden heißen Lippen.

Er ließ sich neben ihr auf dem kleinen Sofa nieder,

und während er den rechten Arm um ihren Leib legte, fuhr er ihr mit dem Seidentuche vorsichtig über Augen und Wangen.

— Nicht weinen, nicht mehr weinen, bat er.

Sie lächelte schon wieder, noch halb unter Thränen, und ihr Antlitz glich einer Sommerlandschaft, die, während noch der Regen auf das Korn niederfällt, schon wieder im hellen Strahle der aus den Wolken auftauchenden Sonne sich badet.

Er schob ihr das Weinglas hin, und sie leerte es auf einen Zug, ihm einen dankbaren Blick zuwerfend, während sie sich vorsichtig aus seinen Armen befreite.

— Und ich erfahre nicht, weshalb Sie so traurig waren? Sie trank, ehe sie erwiderte:

— Ja doch, Herbert. Sie können es ruhig wissen.

— Ich dachte an James. Und mir fiel ein Abend ein, einer der ersten, an dem ich mit ihm zusammen war. Wir saßen, wie ich jetzt mit Ihnen. Damals zuerst sagte er mir, daß er mich liebe. Ich war ein unerfahrenes Ding . . . Später ist es mir oft gewesen, als habe ich ihn wohl sehr lieb gehabt, aber nicht geliebt, so wie . . . Nicht wahr, das ist thöricht, und — deshalb kamen mir die Thränen . . . O nein, ich bin jetzt wieder ganz ruhig. Ich weiß ja, er mag noch so fern sein, ich werde ihn immer lieb behalten: uns soll nichts trennen. Nein, es soll nicht! Sie ahnen ja die Kämpfe nicht, die es gegeben hat, und jetzt hat er mich allein gelassen. Er konnte wohl nicht anders. — Was sollte er auch mit mir dort unten in dem fernen, fremden Lande? Was sollte er mit mir bei seinen Eltern?

— Aber Lucie!

— Nein, Herbert, ich mache mir keine Illusionen, ich lüge mir nichts vor, mir ebensowenig wie den anderen. Sie

wissen sehr wohl, Sie müssen ja wissen, wie ich zu James gestanden habe. Er hat mich einmal gerettet, als ich nahe daran war, zu verzweifeln. Ich habe ihm angehört mit Leib und Seele. Aber vor seiner Mutter fürchte ich mich. Ich habe einmal einen Brief gelesen, worin von mir die Rede war. Es war ein Verdammungsurteil. Sie verwarf mich, ohne mich zu kennen. Seitdem galt ich mir nichts mehr. Ich hatte früher geglaubt, es sei das nicht anders. Ich kannte ja das Leben nicht. — Mir sind die Augen aufgegangen. . .

Ihre Worte verflangen tonlos.

— Aber nein, rief sie aus, ihr Glas hastig ergreifend. Wozu uns unseren Humor verderben? — Lassen Sie uns lustig sein, und trinken.

Und in fieberhaftem Geplauder suchte sie den ernstesten Eindruck wieder zu verwischen. Sie fing an, von dem Mikado zu sprechen.

— Ach bitte, reichen Sie mir einmal meinen Fächer.

Herbert holte den grauen Federsächer herüber; sie hielt ihn ausgebreitet hinter den Kopf und fragte lachend:

— Wie gefalle ich Ihnen so? — Bin ich hübscher als die three little maids from school? —

— Viel hübscher als alle.

— Ist das ein Kompliment oder Wahrheit?

— Die ehrlichste Wahrheit. . .

— Dann haben Sie einen sonderbaren Geschmack. Ich finde mich durchaus nicht hübsch, niemals. —

— Dann sind Sie sehr anspruchsvoll.

— Ich möchte recht schön sein. . .

— Aber, was verlangen Sie denn mehr, und wozu?

— Daß mich die Menschen recht gern hätten.

— Aber das haben ja alle. Nehmen Sie nur mich an.

— Sie auch?

— Haben Sie je daran gezweifelt?

— Ich weiß nicht.

— Lucie, Sie sind ein Bösewicht, ein Schelm. Jetzt wollen Sie mich necken. — Muß ich Ihnen vielleicht erst sagen, wie gern ich Sie gehabt habe. Damals auf Helgoland habe ich ja nur noch Augen für Sie gehabt. Das sollten Sie doch noch wissen.

— Meinen Sie? — Ich bin nicht so eitel, wie Sie zu denken scheinen.

— Eitel? . . . Aber von Eitelkeit kann gar keine Rede sein. Ich bin sogar in Sie verliebt gewesen.

Lucie lachte, sie hatte ein paar Glas Sekt rasch hintereinander getrunken, und jede Spur der Thränen war verwischt.

— Sie, Herbert, verliebt in mich?

Und sie lachte noch lustiger als zuvor:

— Nein, das ist zu komisch.

— Aber erlauben Sie, bitte. Daran finde ich garnichts komisches. Es war sogar sehr ernsthaft.

Sie wurde sofort still, und sich vorbeugend, sah sie ihn scharf an, während das Glas in ihrer Hand zitterte:

— Wahr?

— Auf Wort! und wenn Sie mich noch lange so ansehen, verliese ich mich aufs neue. Dieses Mal aber noch gründlicher und hoffentlich mit mehr Erfolg. . .

Sie schüttelte mit dem Kopf.

— Es würde Ihnen nichts helfen, lieber Freund. — Sie vergessen James.

— Sie sollten schon lernen, ihn zu vergessen.

— Wissen Sie, daß das ein sehr schlechter Vorfaß von Ihnen ist.

— Was thut's? In der Liebe wie im Kriege sind alle Waffen und alle Listen erlaubt. Und ich glaube nicht einmal, daß Sie James Ward so sehr lieben.

— Ich bitte sehr, Herbert, wie kommen Sie dazu?

— Es mag Täuschung sein. Aber an jenem letzten Abend, als wir auf Helgoland zusammen waren, brachte ich Ihnen einen bescheidenen Veilchenstrauß. Doch ehe ich etwas zu sagen vermochte, unterbrach man unsere Unterredung. Ich habe den Händedruck nicht vergessen, der mir zu teil wurde und nicht den Ausdruck in Ihrem Auge, der mir mehr als Dank zu sagen schien. In jenem Augenblicke habe ich geglaubt, daß Sie vielleicht verstanden hätten, ein wie aufrichtiges Interesse ich an Ihnen genommen.

Sie hatte, als er von dem Veilchenstrauß sprach, unwillkürlich nach einem kleinen Medaillon gegriffen, das an ihrer Uhrkette hing.

Sie entsann sich des Abends noch sehr wohl. Er hatte ihre Hand erfaßt und ihr tief ins Auge geschaut, als man sie gestört hatte. Sie standen vor dem Hotel; ein dunkler Himmel wölbte sich über ihnen, an dem nur einige große Sterne, wie verloren in dem unendlichen Raume, funkelten.

In jener Nacht hatte sie kein Auge zugethan. Sie kämpfte mit sich. Sie wollte nicht unterliegen. Sie dachte an all das, was sie James schuldete, der sie aufrichtig liebte. Sie wußte, er würde sie heiraten, wenn sie darauf bestand, sie zögerte nur, weil sie aufrichtig sein Glück wollte. Da war Herbert gekommen. Und vom ersten Sehen fühlte sie sich zu ihm hingezogen.

Sie versuchte dagegen anzukämpfen, allein es war vergeblich. James ließ sie ahnungslos mit Herbert allein. Sie wollte ihm ausweichen und suchte doch immer wieder seine Gegenwart.

Sein Wesen bezauberte sie. James war immerhin kalt, und zu höflich. In Herbert fand sie trotz seines Alters einen Kameraden. Sie hatte sich nach ihm erkundigt. Und es imponierte ihr, daß er, der Aristokrat, reich und unabhängig, den Dienst quittiert hatte, um thatkräftig in das Leben eingreifen zu können.

Sie hatte seine Schriften gelesen, und so manches darin hatte sie ergriffen, Dinge, die sie selbst angingen: denn sie war ein Kind des Volkes.

Aus alledem war eine Begeisterung entstanden, die zu einer heimlichen Liebe sich gestaltete und ihre Zuneigung zu James zu zerstören drohte. Aber sie wollte nicht unterliegen. Sie wollte nicht. Und sie suchte alles zu vermeiden, um die Harmlosigkeit ihres Verkehrs nicht zu beeinträchtigen.

Des Nachts fand sie keinen Schlaf, und manche Stunde verweinte sie im geheimen.

Zuweilen überhäufte sie James mit ihrer Liebe. Dann hatte sie Zeiten, wo er ihr völlig gleichgiltig war. —

Sie hatte Herbert sofort wieder erkannt, anfangs wollte sie ihm ausweichen, und sie hatte sehr geschwankt, ob sie ihm auf seine Frage nicht eine abweisende Antwort geben sollte. Dann war es zu spät gewesen.

Daß er sie nicht erkannte, war ihr vom ersten Augenblick an klar gewesen, und sie ließ sich auf das Abenteuer ein. —

Herbert hatte gesehen, wie sie bei seinen letzten Worten nach dem Medaillon gegriffen.

— Ist das Medaillon ein Talisman, der vor bösen Geistern schützt, weil Sie es so umklammern?

— Vielleicht!

— Darf man einmal sehen?

Sie ließ die Hand davon ab.

— Ah! — Der Talisman ist jedenfalls darin?

Sie nickte nur.

— Und den bekomme ich nicht zu sehen?

— Nein!

— Das ist nicht hübsch von Ihnen, Lucie, einem alten Freunde gegenüber. — Darf ich raten? —

— Versuchen Sie es.

— Und dann bekomme ich ihn zu sehen? . .

— Wenn Sie recht raten: ja!

— Das Bild von James? . .

— Nein!

— Ihr Bild? . .

— Nein!

— Überhaupt ein Bild? . .

Sie lachte.

— Nein, das gilt nicht. Sie müssen genau raten.

— Also kein Bild? Was kann denn sonst darin sein?

Ah, ich hab es: Ein geheimnisvoller Zettel mit magischen Zeichen?

— Auch nicht!

— Dann Blumen! Ah — Sie erröten! Also Blumen!

Habe ich recht, ja?

— Ja, aber was für welche?

— Rosen? . .

— Nein!

— Weilchen? . .

— Ja.

— Also, bitte, öffnen. Das will genau betrachtet werden. Geheimnisse sind stets interessant.

Sie nestelte die Uhr los und reichte sie ihm.

Er versuchte, das zierliche goldene Medaillon zu öffnen, allein es gelang ihm nicht. Sie öffnete es.

— Ah, Beilchen! Ein Liebesandenken? . .

Sie nickte mit dem Kopfe:

— Vielleicht.

— Von James?

Sie schüttelte traurig das Haupt und sah ihn an.

— Von wem dann, wenn nicht von ihm?

— Sie erraten es nicht?

Bei dem Tone ihrer Stimme blickte er auf. Er erschrak und begriff, und als er ihr glückstrahlendes Antlitz sah, rief er aus:

— Lucie! Die Beilchen von damals! —

— Ja, die Sie mir gegeben. Sie sehen, ich vergeffe meine Freunde nicht so leicht.

— Lucie! rief er aus. Ist es denn möglich!

Sie lächelte nur. Er ergriff ihre beiden Hände und schaute sie an. Dann zog er sie an seine Brust, und wie sie das Gesicht zu ihm aufhob, küßte er sie innig, und er fühlte den heißen Gegendruck ihrer Lippen. Und als er sie dann von sich abhielt, um in ihr Gesicht zu schauen, da schlang sie beide Arme um seinen Nacken, leidenschaftlich mit der ganzen Hingabe ihres Seins.

— Ist es denn wahr, Lucie, ich habe mich damals nicht getäuscht, an jenem Abend? . .

Sie schüttelte den Kopf und ein leiser, feuchter Flimmer zog sich über ihre Augen, die aufsteigenden Thränen des Glückes.

Fester klammerte sie sich an ihn, denn ein Schauer durchbebt ihren schlanken Leib, und wieder fanden sich ihre Lippen.

— Hast du mich denn lieb? — Kannst du mich denn lieb haben? flüsterte sie, ihren Kopf an seiner Brust bergend.

— Über alles! . . Lucie!

— Ach, Herbert. Mir ist wie in einem süßen Traum. Küsse mich, daß ich fühle, es ist kein entschwindender Traum. . . .

Aus den Nebenlogen scholl Gelächter und leiser Gesang. Aber es störte sie nicht.

Sie dachten an Helgoland, an jenen Abend, als die Sonne im schlafenden Meere versank, blutrot, und die Nacht einbrach, dunkel und schleierhaft.

Warum nur hatten sie damals nicht gesprochen!

Das Schweigen der Natur ringsum hatte auch sie zum Schweigen gezwungen, sonst wäre mit der sinkenden Sonne und der einbrechenden Nacht ihr Tag des Glückes aufgestiegen. — Jetzt war er angebrochen.

— Küsse mich! bat sie ihn, und ihr ganzes Wesen schien in ihm aufgehen zu wollen. — Küsse mich! . .

Ihre Lippen stammelten es fast unhörbar daß er es nur mit dem Herzen hören konnte. Und er zog sie fest und fester an seine Brust und küßte ihr die Liebesbitten von den sehnsuchtszitternden Lippen. Aber unter seinen Küssen brachen ihr wieder die Thränen hervor.

Einen Augenblick hatte sie alles vergessen. Es war wie ein Taumel über sie gekommen. Jetzt fiel der Schleier von ihren Augen, und sie sah wieder klar. —

Sie mußte an James denken.

Unwillkürlich löste sie Herberts Hand von ihrer Schulter und drängte ihn mit dem Ellbogen zurück.

Bei der ersten abwehrenden Bewegung ließ er sie aus seinen Armen.

— Was ist Ihnen? . . Aber Lucie, was haben Sie? —

— Nichts, nichts! —

Sie lehnte sich zurück, als wolle sie die Entfernung

zwischen sich und Herbert möglichst vergrößern, und fuhr sich mit der Hand über das bleiche Gesicht.

— Aber Lucie!

— Ich bitte, lassen Sie mich . . . bitte, Herbert.

Und plötzlich überkam sie ein Weinkrampf. Es schüttelte sie wie Fieber, und ihr Atem ging heftig, stoßweise. Das Gesicht verzerrte sich wie in tiefem Schmerze, und eine Thränenflut badete ihre Wangen.

Herbert zog sie an sich, und obgleich sie immer aufs neue flehte:

— Bitte, nein! . . . Nicht doch, Herbert! küßte er ihr die Thränen von den Augen.

— Aber Lucie, mein liebes, gutes Mädchen, warum weinen Sie?

— Ich kann ja nicht anders. . . Ich kann ja nicht. . .

— Was denn, Lucie? fragte er tiefergriffen.

— Dich lieben, dich lieb haben über alles, — du wirst mich verachten müssen, aber ich kann nicht anders. Was ist mir die ganze Welt, wenn du mich nur lieb hast.

Und sie schmiegte sich an ihn, als wolle sie sich an seiner Brust vor etwas entsetzlichem bergen.

Er fuhr ihr kosend über das Haar.

— Verlaß mich nicht, bitte, verlaß mich nicht. Ach, ich fürchte mich so, flüsterte sie.

— Sei still, ich bleibe ja bei dir.

— Wie gut du bist. —

— Meine Lucie!

Mit einem tiefen Seufzer schien sie den Bann abzuschütteln. Sie ergriff das Glas und trank hastig.

— Und du verachtest mich nicht? fragte sie angstvoll.

— Aber Kind, wie kommst du auf solche Gedanken?

-- Weil du es müßtest. Denn ich sollte einem anderen

die Treue halten. Und er ist nun mit einemmale nichts mehr für mich, gar nichts; seit ich dich liebe, seit ich weiß, daß auch du mich lieb hast. . .

Ein Frösteln durchlief sie.

— Aber ich will nicht. Nein! — Ich will nicht. . . Ich bitte dich, laß uns fort! Laß uns von hier fort. . . Bring mich nach Haus! — Mir ist so schlecht, mich friert. . . O, mich friert so! —

Herbert faßte nach ihren Händen. Sie waren kalt wie Eis, und starr. Sie fieberte, und ihre Augen schienen abzuirren.

— Laß uns fort, ich bitte dich! . .

Herbert klingelte, zahlte und befahl, nach seinem Wagen zu sehn, den er bestellt hatte. Vielleicht war er schon da.

Dann half er Lucie beim ankleiden. Als sie vor ihm stand, zog er ihre ganze Gestalt an sich, aber Lucie's Mund war kalt, wie die Lippen einer Toten.

Als sie den Hut aufsetzen wollte, brach sie auf den Stuhl zusammen. Ihre ganze Willenskraft schien gebrochen. — Erschreckt hatte ihr Herbert beispringen wollen. Sie dankte ihm mit trübem Lächeln.

Endlich war sie fertig. —

Er mußte sie umfassen, als sie hinausgingen.

Der Wagen war vorgefahren.

Als sie hinaustraten, schlug ihnen der Schnee ins Gesicht. In dichten Flocken stäubte er unaufhörlich nieder. Lucie atmete tief auf mit geöffnetem Munde.

Sie schien wieder zur Besinnung zu kommen.

Die frische, kalte Nachtlust that ihr wohl, und der Wind trieb das Flockengewirr so toll durcheinander und kühlte ihre heiße, brennende Stirn.

Herbert hob sie in den Wagen. Wie erschöpft ließ sie

sich in die Kissen fallen. — Und das Coupé rollte über die weiche, weiße Schneedecke dem Brandenburgerthore zu.

Der Schnee fiel in Massen von den Zweigen der kahlen, schwarzen Linden hierab. Der Wind trieb ihn über das weiße Leichentuch und ließ die großen Daunen in dem bläulichen elektrischen Lichte tanzen.

Lucie hatte die Augen geschlossen. Herbert hielt ihre Hand in der seinen und suchte sie zu wärmen. Er fühlte, wie das Fieber darin brannte, und dann der Frost die schlanken Finger zu Eis erstarren machte.

Als der Wagen zwischen den dunklen Wänden des massiven Brandenburgerthores hindurchfuhr und dann in den Tiergarten einbog, schlug Lucie die Augen auf.

Sie blickte verwundert um sich. Dann schien sie zu begreifen.

— Nein, nein! stieß sie angstvoll hervor. Ich will nach Haus. — Ich bitte dich, laß mich. . . Ach! —

Und ihr müder Kopf sank schwer auf Herberts Schulter.

— Laß mich! bring mich heim! . . Nicht dorthin. . . Ich bitte dich! .

Allein sie verstummte vor seinen Küssen.

— Ich lasse dich nicht, Lucie! Setz nicht mehr, nie mehr! . . Sag nur das eine, daß du mich gern hast! . .

Statt aller Antwort schmiegte sie sich dichter an ihn, und ihr denken ging unter im Rausche des Augenblicks.

Sie war willenlos und ließ alles mit sich geschehen.

Vergangenheit und Zukunft, alles war vergessen. —

Der Wagen fuhr die Tiergartenstraße entlang, bog in die Einfahrt eines der Gärten ein, und hielt auf der Rampe einer kleinen Villa, die kaum aus dem dichten Schnee hervorsah.

Die Lichter der Gasandelaber zu beiden Seiten der

Treppe zuckten einsam in dem treibenden Schneesturm, die Flammen wurden von dem Winde hin und her gejagt, der durch die Bäume des Tiergartens ächzte und heulte. —

Und Herbert trug die willenlos in seinem Arm liegende Lucie die breiten, schneebedeckten Stufen hinauf in sein Heim. . . .

III.

Unaufhörlich die ganze Nacht hindurch, flockte der Schnee. In dicken Ballen legte er sich auf die nackten Zweige der Bäume, die zu brechen drohten in winterlicher Kraftlosigkeit.

Die Tannen und niederen Büsche waren mit einem dichten Schneemantel umkleidet. An dem um die Rosenstöcke gewundenen Stroh klebte der Schnee und formte daraus seltsame Gestalten, lagerte fußhoch auf den Mauern und umhüllte fein die Spitzen der eisernen Gitter.

Alle Spuren waren verwischt. Der Wind, der die Flocken vor sich hertrieb, warf sie in alle Vertiefungen hinein, daß alle Ecken und Unebenheiten verschwanden.

Kein Laut drang durch die nächtliche Stille, jeder Ton wurde durch den Schnee gedämpft, der auch am folgenden Morgen mit gleicher Stärke vom unsichtbaren grauen Himmel herabflockte, sodaß er um die Mittagszeit mehr als fußhoch lag.

Lucie saß am Fenster der kleinen Villa, mit ihren grauen und rötlichen Sandsteinquadern, die bescheiden im Garten zurücklag, zwischen alten, knorrigen Eichen und breiten Buchen, die sich zahlreich in dem kleinen, hinter dem

Gebäude gelegenen Parke fanden, noch vom Walde her-
rührend, der sich hier einst überall erstreckt hatte.

Sie war allein in dem hohen, dreifenstrigen Gemache
der ersten Etage und starrte über die verschneiten Beete
hinaus in den Tiergarten, an dessen Saume vereinzelte
Menschen sich rasch vorbeibewegten.

Eine wohlthuerde Wärme durchströmte das Gemach.
In dem offenen Kamin aus grauem Marmor knisterten und
knackten die großen weißen Buchenscheite. —

Ueber ihr Denken und Empfinden schien eine Scheedecke
ausgebreitet zu sein, gleich der da draußen.

Sie fuhr sich über die Schläfen, um sich zu befinnen.

Wie kam sie hierher, in ein fremdes Haus, daß sie noch
nie betreten hatte?

Sie lehnte die heiße Stirn an die Fensterscheiben, um
die Blut im Hirne zu kühlen.

Der Schnee lag hoch in der Fensterbank, denn der
Wind hatte ihn am Fenster emporgetrieben, wo er langsam
an den warmen Scheiben zertaute.

Sie blickte sich um. Hatte nicht jemand sie an seine
Brust gezogen, die beiden Hände um ihr Gesicht gelegt, sie
geküßt und sein Lieb genannt? . .

Jetzt war sie allein, und ein plötzliches Angstgefühl be-
klemmte ihre Brust. Sie sprang auf, sie wollte Herbert
rufen, sie wollte hinaus, denn sie kam sich wie gefangen vor.

Draußen all der Schnee, und sie hier einsam in dem
großen Salon, der sie beengte, daß sie aufstöhnte!

Und Herbert war fern. Sie konnte nicht zu ihm, sich
nicht in seine Arme flüchten, daß er sie schütze vor ihren
eigenen Gedanken.

Sie ließ sich in den Sessel fallen und vergrub das
Gesicht in ihr Taschentuch.

Die große dänische Dogge, die vor dem Kamin geschlafen hatte, hob den schweren Kopf, richtete sich langsam schläfrig auf und schritt über den Teppich, blieb vor ihr stehen und schlug langsam mit dem Schwanz.

Lucie richtete sich auf. Sie fürchtete sich vor dem mächtigen Tiere mit seinen klugen Augen, trotzdem Herbert ihr beim fortgehen jede Besorgnis ausgeredet hatte.

Die Dogge legte den breiten Kopf auf ihr Kniee und schloß die Augen halb, bis sich Lucie endlich traute, mit der Hand über das weiche, zitternde Nackenfell des Hundes zu fahren. Dann kauerte sich Suno ihr zu Füßen und schlief wieder ein.

Die Scheite knallten so laut im Kamin, daß sie oft erschreckt aus ihren Gedanken aufsprang. . .

Sie suchte nach einem Entschlusse, ohne ihn finden zu können. Sie fühlte nur, sie müsse irgend etwas thun. Immer wieder mußte sie an James und Herbert denken.

Sie hatte sich ihm hingegeben wie die erste beste.

Es war nicht möglich, daß er sie noch achten konnte. Was hielt er jetzt von ihr! — Gewiß nicht mehr, als sie wert war.

Der Gedanke erfüllte sie mit einer tödtlichen Angst.

Alles andere — nur nicht seine Verachtung!

Er hatte sie im Rausch des Augenblicks gewonnen, er würde sie eine Zeit lang behalten, um sie dann wieder von sich zu stoßen, wenn er ihrer überdrüssig war.

Vor dem Tage hatte sie schon jetzt ein Grauen. Ehe es so weit kam, war es besser, sie ging freiwillig, sie ging gleich, bevor er wiederkehrte, um sie vielleicht schon jetzt von seiner Schwelle zu jagen.

Sie mußte fort. Wozu länger in diesem Hause bleiben, aus dem sie doch wieder fort mußte; wozu sich an den

Mann fetten, den sie liebte, und der sie nicht wieder lieben konnte, nicht durfte!

Sie wollte sich nicht in einen Traum einwiegen, aus dem das erwachen schrecklich sein mußte.

Sie war entschlossen. — Sollte sie schreiben? — Nein, sie wollte gehn, wie sie gekommen war . . .

Langsam erhob sie sich, allein die Dogge schlief nur leise. Bei der ersten Bewegung hob sie den Kopf und verfolgte jeden Schritt des jungen Mädchens mit den treuherzigen, klugen Augen.

Lucie fürchtete sich vor dem Tiere, daß sie so scharf beobachtete, als wolle es ihre Flucht hindern. Sie schritt einige Male im Salon auf und ab, dann, ehe die Dogge aufgestanden war, hatte Lucie das Zimmer schon verlassen . .

Sie hörte, wie der Hund an der Thür schnüffelte, daran fragte und ein leises Knurren ausstieß, vor dem sie erbehte. — Dann ward es wieder still.

Sie sann nach, wo sie Hut und Mantel gelassen hatte. Zweimal öffnete sie ein verkehrtes Zimmer.

In dem einen überraschte sie das Hausmädchen im Geplauder mit dem Diener, der eifertig nach ihren Befehlen fragte.

• Sie wehrte ihn ab und fand endlich ihre Sachen.

Hastig warf sie den Mantel um, und die Handschuhe noch in der Hand haltend, stieg sie die breite, mit grünen Blattpflanzen geschmückte Treppe hinab, und eilte an dem Hausmeister vorüber, der die Mütze ziehend, ihr zurück, ob sie nicht den Wagen nehmen wolle, durch den Vorgarten ins Freie. —

Erst auf der Straße atmete sie auf. —

Ein heftiger Wind peitschte ihr den Schnee entgegen.

Sie hatte keinen Schleier umgehunden, und so eilte sie durch das Schneegestöber.

Sie bog in eine der nächsten Seitenstraßen ein und fühlte sich erst gerettet, als sie in der Droschke, die sie dort gefunden hatte, saß und ihrer Wohnung zufuhr. —

*

*

*

Als Herbert nach einer Viertelstunde heimkam und die Thür zum Salon öffnete, sprang die Dogge ihm freudig entgegen und eilte dann an ihm vorbei auf den breiten Korridor, wo sie suchend umherschnüffelte.

Der Salon war leer . . .

Herbert öffnete die Thüren zu den Nebenzimmern. Auch dort keine Spur von Lucie.

Er klingelte dem Diener, der nichts wußte, bis endlich der Hausmeister berichten konnte, daß die Dame vor kurzem das Haus verlassen habe. —

Sie hatte nichts weiter gesagt? — Nein! — Wohin hatte sie sich gewandt? — Das konnte er nicht sagen.

Es war gut. — —

Herbert stand allein im Salon. Die Dogge schmiegte ihren großen Kopf an seine Kniee.

— Und du hast sie so gehen lassen, sagte er vorwurfsvoll, und der Hund schlug freudig mit dem Schwanz.

Weshalb war sie gegangen, ohne eine Nachricht zu hinterlassen! . . . Er hatte doch gesagt, er kehre in einer Stunde wieder. Plötzlich kam ihm der Gedanke, sie könne ganz fortgegangen sein . . . sie werde nicht zurückkehren.

Das Herz schlug ihm bei dem Gedanken. —

Dann hatte sie gewiß etwas zurückgelassen, eine Zeile, ein Wort, ein einziges Abschiedswort.

In fieberhafter Angst durchsuchte er den Salon, mit einer sich überstürzenden Hast, die ihn das naheliegendste übersehen ließ. Er suchte an Orten, wo sie unmöglich ein

••

Schreiben hingelegt haben konnte. Er eilte vom Salon in das Arbeitszimmer und wühlte auf seinem Schreibtische herum.

Dabei brachte er alles in Unordnung, und nun machte er sich daran, jedes Blättchen zu besehen, und immer wieder wühlte er diesen Stoß von beschriebenen Blättern, diesen Haufen vergilbter Manuskripte durch, und in allen auf den Tischen liegenden Büchern blätterte er, in der Furcht, etwas übersehen zu können.

Aber er fand nichts. —

Unruhvoll ging er durch alle Zimmer, immer wieder zum Schreibtische zurückkehrend.

Sie war nur für kurze Zeit fort, beruhigte er sich. Sie mußte bald wiederkommen. Er wartete. Bei jedem Geräusche horchte er auf. Er stand am Fenster und schaute hinaus, ob sie noch nicht zurückkam.

Als er ein paarmal durch die Zimmersucht gegangen war, eilte er wieder an das Fenster und dann zur Thür, um auf den Korridor zu schauen.

Er wollte ihr entgegen gehen und nahm Rock und Hut.

Drunten erst fiel ihm ein, daß es keinen Zweck habe. Er wußte ja nicht, wohin sie gegangen war, nicht, wo sie sich aufhielt. So stand er unter der Einfahrt des Hauses und ließ den Schnee auf sich niederstäuben.

Dort war sie gegangen. Er konnte deutlich im Schnee, noch scharf umrissen, ihre Fußstapfen erkennen. Den schmalen, kleinen Fuß mit dem niedrigen englischen Absatz. Und dort hatte ihr Kleid über den höher liegenden Schnee gefegt. —

Der Diener kam mit dem Besen aus dem Hause, um den Weg zu reinigen. Er mußte alle halbe Stunde den Weg zur Straße fegen, so stark schneite es.

Herbert schickte ihn wieder fort. Jetzt nicht . . . Später . . . in einer viertel, einer halben Stunde. —

Der Diener schüttelte den Kopf. Was hatte der Herr nur? Erst in der Nacht diese Dame, die er nie zuvor gesehen; und jetzt schickte er ihn weg, wo der Schnee doch gewiß hoch genug lag, und er schon glaubte, daß er deshalb gescholten werde.

Es war doch sonst nicht mehr seine Gewohnheit, Weiber mitzubringen. In früheren Jahren war das wohl vorgekommen. . . Aber jetzt! — Er entsann sich kaum mehr der Zeit.

Früher hatte wohl eine ein paar Wochen ganz da gewohnt, hinten in dem kleinen Gartenhäuschen, das sich an die Remise lehnte. Aber das waren doch andere gewesen, als die von gestern Abend. Was das nur bedeutete? Und er ging ins Haus, um mit Adele, dem Mädchen, die Sache zu besprechen. —

Indessen stand Herbert noch immer im Schnee und betrachtete die Fußstapfen, in die unaufhörlich die Flocken fielen, so daß sich die Umrisse mehr und mehr verwischten.

Und er sah sie wieder vor sich stehen, in ihrer zaubernden Anmut, er sah das feine wiegen ihrer Hüften, das ihrem Gange einen Reiz verlieh, der unwiderstehlich wirkte.

Er fühlte ihren Arm um seinen Hals, ihren Leib fest an den seinen gedrängt, als wolle sie ganz in ihm aufgehen, ihre Küsse auf seinen Lippen, und eine brennende Sehnsucht überkam ihn, sie zu sehen, sie wieder im Arme zu halten. . .

Der Briefträger kam durch das Gitter auf das Haus zu.

Sein erster Gedanke war: ein Brief von ihr. Dann besann er sich. Sie war ja kaum eine halbe Stunde fort. Er wußte nicht mehr, was mit ihm war.

Und plötzlich überkam ihn eine sinnlose Wut gegen diesen Menschen, der ihn so höflich grüßte, daß er, der sonst die Liebenswürdigkeit selbst gegen jedermann war, den Gruß nicht erwiderte und sich abwandte.

Und als der Bote wieder hinausging, hätte er ihn anschreien mögen; denn mit seinen plumpen, breiten Stiefeln vermischte er die Spuren Lucie's im Schnee. Wie mit Absicht drückte er seine breite Sohle darauf.

Es war Herbert, als ob ihm etwas liebes zertreten werde, er sah dampsbrütend dieser Zerstörung zu, und seine Blicke suchten die wenigen noch gebliebenen Spuren, in die jetzt immer größere Schneeflocken fielen, sie mehr und mehr vermischten, bis endlich nichts mehr davon zu sehen war.

Eine gleichmäßige Decke breitete sich aus, nur die großen, breiten Fußspuren des Briefträgers waren noch in der weißen Fläche zu sehen.

Langsam ging Herbert in das Haus zurück, schwerfällig Stufe nach Stufe hinaufschreitend, und als ihm der Diener begegnete, sagte er mit ruhiger Stimme:

— Nehren Sie jetzt den Gartenweg, Bernhard. — —

Der Tag verging. — Herbert verließ das Haus nicht. Aber weder Lucie, noch eine Nachricht von ihr kam.

Die Dämmerung brach herein. Herbert saß in der Nähe des Fensters, in den Sessel gelehnt. Vielleicht scheute sie sich, am Tage zu kommen, und kam mit einbrechender Nacht.

Allein aus der grauen Dämmerung, die den ganzen Tag über geherrscht hatte, war schnell die Nacht geworden. Lucie kam nicht. —

Und noch immer fiel der Schnee, als wolle er die ganze Erde unter sich erdrücken und alle Spuren des Lebendigen tilgen.

Der Gleichförmigkeit draußen entsprachen die Gedanken Herberts, die sich einzig um Lucie drehten. — Er dachte zurück an all die Mädchen, die er schon geküßt hatte.

Aber nie hatte er vor einem Weibe gebebt, nie sein Herz so schlagen gefühlt, wie vor Lucie. — Zum ersten Male beugte er sich aufrichtig vor einem Weibe. Die Nacht

schien ihn verwandelt zu haben. Er glich einem Trunkenen. Als habe das schöne Mädchen ihm mit ihren Küffen Gift zu trinken gegeben, als habe sie die schlummernde Blut in seinen Adern geweckt, daß das Blut jetzt durch die Glieder raste und in seinen Schläfen pochte, als wolle es die dünne Hülle der Haut sprengen.

Er ging umher wie im Traume.

Er glaubte noch immer den weichen, schlanken Leib in seinen Armen zu halten, diese zitternden Glieder, die sich mit den seinen vereinten in hingebender Umarmung, die sich an ihn schmiegt, als wollten sie sich nie mehr von ihm trennen. Er vermochte dieses Bild nicht zu bannen. Es schwebte fortwährend vor seinen Sinnen. Er hörte die brechende Stimme sinnlose Worte der Liebe, hingebendste überströmende Zärtlichkeit stammeln. Er fühlte auf seinen Lippen die Süßigkeit ihrer brennenden Küsse, wie sich ihr Mund an dem seinen festfog, ihre Lippen sich an die seinen klammerten, daß ihre Zähne aneinander klirrten im heißen wildesten Rausche der Liebe. Ihr Atem umwehte ihn, aus ihren Haaren floß ihm ein bestrickender Duft entgegen, und jener Hauch eines frischen, bebenden Mädchenleibes, der alle Sinne verwirrt, überströmte ihn, ein sinnbethörender, alles vergessenmachender Strom, in dem jedes Bewußtsein versank, der ihm entgegenflutete aus ihrem wild pochenden jungen Busen, der sich im heftigsten Pulsschlag an seine Brust drängte. —

Und in der Dunkelheit streckte er die Arme aus, als stehe sie vor ihm, und er könne sie an sich ziehen, um sie nie mehr zu lassen, — nie mehr. —

Aber nur die leere Luft war ringsum, — die Nacht, die ihm gestern alles Glück geschenkt hatte und ihn heute nur mit zerfließenden Traumbildern narrete, die seine Sinne aufregten und seine Sehnsucht steigerten. —

Aber nicht seine Sinne allein begehrt nach ihr. Er wäre glücklich gewesen, wenn sie nur bei ihm gewesen wäre, wenn er ihre Nähe gefühlt, ihre Stimme hätte hören können.

Er wollte zufrieden sein . . . sich bescheiden.

Nur sie sehen, mit ihr reden können, ihr nahe zu sein! —

Was galt ihm in dem Augenblicke seine ganze politische Laufbahn.

Wonach strebte im Grunde alle Welt? . . .

Doch einzig: glücklich zu sein!

War er glücklich in seiner Arbeit? . . . Er rang er sich dort die gesuchte Zufriedenheit? Gab ihm das die Ruhe, nach der er sich sehnte? . . .

Es war ein ewiger Kampf mit Kleinigkeiten, ein langsames Sterben an Nadelstichen, ein nutzloses, fruchtloses Ringen.

Und was war aller Ruhm, den er sich erwerben konnte, gegen eine Stunde des Glückes in Lucie's Armen.

Er fühlte es, das war das Glück. Aber nur mit flüchtigem Kusse hatte es seine Stirne gestreift.

Es war ihm entschwunden, und seine Spuren waren ausgelöscht, wie jene Fährte im Schnee getilgt war. —

Die Nacht sank immer tiefer herab; Stunde um Stunde verrann, bis Mitternacht herankam. Leise zitterten die zwölf feinen Schläge aus dem Salon in das Arbeitszimmer herüber.

Die Dogge knurrte im Schlafe, allnächtig lag sie vor dem Schlafzimmer ihres Herrn. Aber dieser saß noch immer an seinem Schreibtische, den Kopf in die Hand gestützt.

Vor ihm lag das kleine Seidentuch, das er unter dem Sessel im Salon gefunden, und das er schon hundertmal an seine Lippen gepreßt, dessen Parfüm er mit offenem Munde eingeatmet hatte, das wie eine unmerkliche Duftwelle sie umschwebt hatte, — und das Tuch an die Lippen führend, glaubte er sie wieder in seiner Nähe zu haben.

Er hatte nicht an sie denken wollen, hatte sich ausgelacht mit seiner Sehnsucht.

Er war doch kein schwärmender Jüngling. Er war bald ein alter Mann mit seinen siebenunddreißig Jahren.

Er wollte ihr Bild verbannen, suchte sich die Thorheit all seiner Gedanken und Handlungen recht klar zu machen, um immer wieder dahin zu gelangen, daß er voller Sehnsucht nach ihr verging und eine Leidenschaft ihn beherrschte, wie er sie bis jetzt nicht geahnt hatte; eine Leidenschaft, die ihn zu vernichten drohte.

Machtlos gab er sich der Erinnerung hin. —

Er hatte arbeiten wollen. Er vermochte es nicht. Er hatte ein Buch aufgeschlagen. — Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen und er verstand keinen Satz, den er las.

Einmal war er im Begriff gewesen, fortzugehen; schon hatte er den Hut in der Hand — da fehlte ihm der Mut, und er blieb, anstatt wie er es vorgehabt, ein paar Freunde aufzusuchen, um in deren Gesellschaft zu vergeffen. War es nicht möglich, daß sie noch kam? —

Er hatte die Vorhänge an einem Fenster seines Arbeitszimmers nicht herabgelassen, er hatte sogar im Salon alle Lichter angezündet, damit sie sehen konnte, daß er daheim sei.

Aber sie kam nicht. Nur der Schnee schlug an die hohen Spiegelscheiben der Fenster und der Sturm heulte um das Haus, schüttelte die Äste der Buchen und Eichen, warf den Schnee in dicken Ballen von den Zweigen, um den zerstäubenden auf seine Schwingen zu nehmen, ihn weiterzutragen, ihn in die Luft emporzuwirbeln und dann in die Nebengärten zu werfen, wo er endlich zur Ruhe kam. —

Das gelbe Licht der niederen Studierlampe, von einem durchsichtigen grünen Schirm gedämpft, erhellte das Arbeits-

zimmer mit feinen dunklen Tapeten und dichten Vorhängen und den braunen altdeutschen Möbeln nur schwach.

Mit breitem gelben Scheine lag es auf den Stößen von Papieren, die Herbert heute so oft vergebens durchwühlte hatte.

Warum nur war sie gegangen und hatte nicht ein Wort, nicht ein Zeichen hinterlassen? — Sie war geflohen. Aber weshalb nur? — Weshalb? — Er begriff nicht, was sie dazu getrieben haben konnte. —

Wieder war eine Stunde vergangen. Die Uhr schlug eins.

Er entschloß sich endlich, schlafen zu gehen. Was konnte sein wachen jetzt noch nutzen?

Auf der Schwelle des Schlafzimmers blieb er stehen. Die Scene der vergangenen Nacht stand wieder vor ihm.

Wie sie in seinen Armen gelegen, sich an ihn geklammert hatte, und dabei immer gebeten, sie fort zu lassen, während ihre Lippen die seinen suchten, und nur ihre Worte, wie ein verhallendes Echo untergegangener Überlegung, ihm zu wehren schienen. —

Als er sich endlich entkleidet und niedergelegt hatte, glaubte er sie neben sich zu fühlen, denn den Rissen haftete noch immer der feine Duft ihres Wesens an.

Es duldete ihn nicht auf dem Lager, wo sie in seinen Armen geschlummert hatte, und er erhob sich wieder, warf den Schlafrock um und wanderte im Nebenzimmer auf und ab.

Er streckte sich auf die Chaiselongue, warf sich ein paar Decken über, allein er fand hier ebensowenig den ersehnten Schlaf. Es fröstelte ihn, und er erhob sich, um seine Wanderung fortzusetzen. . . Es ging auf drei Uhr. —

Am Ende suchte er wieder das Bett auf. Aber die Erinnerung verfolgte ihn. Er schloß die Augen, er preßte die Handballen fest auf die Lider, und sah sie nur deutlicher

in ihrer Schönheit, den schlanken, weißen Leib, die Verkörperung der lieblichsten Anmut, leuchtend aus der Dunkelheit hervortreten.

Sie schien auf ihn zuzukommen, mit einem bestrickenden Lächeln um die feingeschwungenen, schmalen Lippen, und die grauen, leicht blinzeln den Augen lachten ihn an, ihre kleinen, weißen Hände schienen sich ihm entgegenzustrecken, daß er ihr entgegeneilen wollte, ihr zu Füßen stürzen, um mit beiden Armen diesen zarten Leib zu umfassen und sein Gesicht in ihrem Schoße zu vergraben.

Aber es war nur eine Traumgestalt, die ihn narrete.

So lag er zwischen wachen und träumen, verfolgt von den Bildern seiner Phantasie, sich unruhig in den Kissen werfend, auf denen gestern Nacht ihr müdes, kleines Haupt geruht hatte, bis an den grauen Morgen. —

Die Augen brannten ihm, er war wie im Fieber. Und in seinem Kopfe jagten tausend krause Gedanken. —

* * *

Gräu und unfreundlich stieg der Morgen auf. Es schien nicht Tag werden zu wollen, obgleich das Schneetreiben zu Ende war. Der Himmel war trübe umzogen, die Luft so schneeschwer, daß eine farblose Dämmerung über der Erde lagerte.

Der Wind hatte aufgehört, und eine schwere Nebelluft, kalt und Atem benehmend, stand unbeweglich über dem hohen Schnee

Herbert hatte gehofft, daß heute eine Nachricht von Lucie kommen werde. Den ganzen Tag verließ er nicht das Haus. Wenn sie kam, sollte sie ihn daheim finden.

Und sie mußte kommen. Es war gar nicht anders denkbar. . .

Aber sie kam nicht, und seine Erregung steigerte sich mit jeder schwindenden Hoffnung.

Ein langsam schleichendes Fieber schien sich seiner bemächtigt zu haben. Ein einziges Bild beschäftigte all seine Sinne, und nichts galt ihm etwas daneben, er hatte für nichts mehr Interesse.

Drei Tage lang hatte er das Haus nicht verlassen. Endlich wagte er sich doch heraus, und ging auf die Suche.

Einmal kam ihm der Gedanke, ob vielleicht Ebdingen sie kenne, von ihr gehört, sie gesehen habe.

Er ging zu ihm; aber als er bei ihm war, ein Ereignis, das seit Jahren vereinzelt da stand, fehlte ihm der Mut, und er gab einen gesuchten Grund an, der ihn hergeführt habe.

Sein unruhiges, hastendes Wesen fiel all seinen Bekannten auf. Er war wie verwandelt.

Und doch hatte sich jene erste wilde, ziellose Sehnsucht abgeklärt. Die Ereignisse der Nacht traten mehr zurück, der Zauber von Lucie's Wesen trat in den Vordergrund und aus jenem seltsamen Gemisch von Sinnlichkeit und Verliebtheit bildete sich eine Liebe, die nicht mehr begehrte, die nur hoffte, wünschte und sich in Sehnsucht zu verzehren drohte. Es war sein einziger Wunsch, sie wiederzusehn, ihr sagen zu können, was er in all der Zeit um sie gelitten, wie er sie liebe . . .

Er suchte Berlin von einem Ende zum andern ab, er lief durch alle Theater und Vergnügungslöfale, aber er fand sie nicht.

Die großen Maskenbälle waren seine ärgste Qual. Er kehrte stets wie gemartert heim.

Hundertmal glaubte er sie entdeckt zu haben. Er redete die Masken an und ließ sie stehen, wenn er sich wieder getäuscht hatte. Er trieb es so weit, daß man sich auf ihn aufmerksam machte, daß seine Bekannten sich verwundert fragten, was mit ihm sei. Seine ruhige Besonnenheit war dahin.

Alles, was er unternahm, diente nur dazu, ihn noch mehr zu erregen, den alles beherrschenden Gedanken noch tiefer in sein Gedächtnis zu pflanzen. . .

Der Januar ging seinem Ende zu — und auch der Februar verstrich erfolglos, bis vor dem Märzhauch das Eis taute, der Schnee dahinschwand, und die ersten Tage des herannahenden Frühlings kamen, wo die Sonne mit noch schwachem Strahle die ausgefrorene Erde zu erwärmen strebt und die ersten zarten grünen Blättchen hervorlockt . . .

Lucie schien verschwunden zu sein, und während draußen die ersten warmen Lüfte zitterten, und die heimkehrenden Stare von den knospenden Zweigen ihr lustiges Morgenlied piffen, verdüsterte sich Herbert's Gemüt bei der steigenden Hoffnungslosigkeit mehr und mehr, und ein leichter Trübsinn schien sich seiner zu bemächtigen, je siegreicher der Frühling mit Blumenpracht und Sonnenschein ins Land zog.

IV.

Die verschlafenen Linden erwachten aus ihrer winterlichen Erstarrung. An den schwarzen Zweigen brachen die ersten Knospen durch, und die niederen Sträucher und Büsche des Tiergartens trieben kleine grüne Blätter, die sich aber nachts vor dem Froste noch immer wieder zusammenknüllten.

Am Tage siegte die Sonne. Sie durchströmte die langen, endlosen Straßen, über denen es wie ein leichter grauer Schleier zu liegen schien.

Die Luft war trocken, der Himmel lichtblau und klar, die Erde sah so reinlich, so glatt aus, und dennoch wirbelten

fortwährend vom trockenen Boden kleine Wölkchen feinen Staubes auf und verteilten sich in der sonnendurchwärmten Luft.

Es schien, als habe der Winter mit Schnee und Eis die gewaltigen Häusermassen von allem Schmutz rein gewaschen . . .

Schon am Vormittage begann Herbert auf die Suche zu gehn. Er war in Gegenden gekommen, die sein Fuß bis dahin nie betreten hatte.

Weit hinaus in den Norden mit seinen riesigen Mietskasernen mit ihren hunderten von kleinen Fenstern, die wie Augen eines Ungeheuers ihn anstierten, wo hinter den grauen, schmutzigen Mauern das Elend hockte, — bis wo die Häuser ihren großstädtischen Anstrich verloren, ein mehr ländlicher Charakter hervortrat, Gärten um die niederen, im Verfall begriffenen Häuser sich zogen, Gärten, die selbst im aufkeimenden Frühling elend und jammervoll ausfahen, mit ihren kümmerlichen, halbbleren Gemüsebeeten und den unordentlichen Wegen. Alles in Verfall; die einstigen Lauben zerbrochen, die Hecken voll großer Lücken, denn sie wurden nicht mehr angepflanzt; und von den Bretterzäunen waren die Bretter oft reihenweise abgerissen, von den umwohnenden Leuten in der Nacht gestohlen, um ein kümmerliches Herdfeuer damit zu nähren.

Er kam hinaus in den Osten, mit seinen roten schwarzrauchenden Fabrikschornsteinen, seinen vielstöckigen Warenhäusern, dem ewig regen Geschäftsverkehr, wo am Morgen die langen Reihen der Arbeiter die breiten, chauffeeartigen Straßen hinzogen in die Fabrik, die sie am Abend in Scharen wieder auf das Pflaster warf.

Überall die blaue und graurote Bluse des Arbeiters, der sich nie Unter den Binden zeigte, der hier tagein, tagaus

an der keuchenden Maschine stand, am Arbeitstische, wo er jahrzehntelang wie im Schlaf dieselben Handgriffe verrichtete, bis die Schwielen der Hände sich zu Eisen verhärteten.

Und weiter über die Fabriken des Südostens bis in den Süden, mit seinen kleinbürgerlich modernen Straßen, mit der philisterhaften Einförmigkeit der Häuser, die nur dem Wohnzwecke dienen, stille Straßen, durch die nur selten ein Wagen fährt, die im Sonnenschein zu schlafen scheinen.

Nur die Diensthoten laufen umher und machen ihre Einkäufe. Die Bewohner, meist Beamte, die in Geschäften sind, kehren nur zu Mittag oder erst mit einbrechender Dunkelheit heim. —

Und er irrte weiter in das Potsdamer Viertel, mit seinem pulsierenden Leben, die Potsdamer Straße lang, dieser Schlagader Berlins, die der Großstadt immer neue, frische Kräfte zuzuführen scheint.

Und dann kam er in sein Viertel, in den vornehmen Westen, wo die Häuser sich mehr aus dem Verbande zu lösen scheinen, sich nicht mehr in unendlicher Reihe aneinander lehnen, sondern vornehm sich isolieren.

Um die Häuschen kleine Gärten unter sorgfältiger Pflege mit künstlich variierten Blumen geziert; von vornehm abwehrenden Eisengittern umgeben, so liegen sie aristokratisch da, in träumerischer Selbstvergeffenheit.

Das branden und tosen der Weltstadt dringt nicht in diesen abgeschiedenen Winkel.

Nur zuweilen rollt eine Equipage eilend über das Steinpflaster der meist schmalen Straßen, die sich zwischen den Vorgärten hinziehen. Man bedarf hier des Asphaltes nicht, und nicht der Breite von dreißig, vierzig Metern.

Die Straßen sind nicht für den Verkehr; Privatwegen ähnlich, bilden sie nur die Zugänge zu den kleinen Willen.

Und aus diesem Wohnort der Größen der Finanz, des Geistes und der Aristokratie, wo er fast jedes Haus und seine Bewohner kannte, eilte Herbert in den Tiergarten, und stundenlang promenierte er auf den Hauptwegen, verlor sich auf schmalen Seitenpfaden an Orte, von deren Vorhandensein er bisher keine Ahnung hatte.

Aber er achtete nicht auf die ihn umgebende Natur. Er ging langsam, schlenderte fast dahin. Was half es, wenn er, wie in den ersten Wochen dahinstürmte.

Langsam ging er jetzt, immer suchend. Am Nachmittage, wenn der Strom der Spaziergänger sich Unter den Linden drängte und die Equipagen in jagendem Trab in fortlaufender Kette dem Tiergarten zurollten, wanderte er hier entlang.

Zu beiden Seiten des Trottoirs drängte sich eine dichte Menschenmenge, und in der Mitte der Allee, unter den Bäumen, die ihre ersten Blätter entfalteten, strebte eine zerstreute Schar, wie die unregelmäßigen Wellen einer Flut, aus der Stadt hinaus . . .

Was konnte alles Suchen helfen? Nur der Zufall konnte ihm günstig sein. —

Er hatte seine Arbeiten wieder aufgenommen, aber es war zu spät, als daß irgend ein Ereignis den Gedanken an das schöne Mädchen verscheuchen konnte.

Niemand hatte eine Ahnung davon, was ihn bewegte, und so konnte er in Ruhe daheim sitzen, um sich immer wieder die Bilder jener einen Nacht zurückzurufen, um sich an der Erinnerung zu berauschen. —

Er suchte all die Orte ab, wo er hoffen konnte, ihr zu begegnen, die Theater, Bälle und selbst jene Gesellschaften, wo unter wohlanständigem äußeren Anstriche Dinge verborgen wurden, die das Tageslicht zu scheuen hatten.

Eines Abends war er in den Salons einer Madame de Mourin, einer Belgierin, gewesen, die eine herrschaftliche Etage in der Karlsstraße bewohnte.

Die Gesellschaft war geschlossen und es hielt schwer, eingeführt zu werden.

Es wurde getanzt, gegessen und getrunken, aber alles mußte bezahlt werden. Denn die Hauptsache war das Spiel, das hier seine Anziehungskraft übte.

Madame de Mourin hatte eine seltsame Sitte eingeführt, denn es verkehrten neben solchen, denen jede anständige Frau aus dem Wege geht, auch Damen, die niemand in diesen Salons vermutete. Sie kamen, angelockt durch das Spiel, angelockt durch die Abenteuer, die ihrer hier warteten, und sie kamen im schwarzen Schleier, der leicht die Augen verdeckte, mehrfach zusammengelegt, Nase und Mund völlig verbarg.

Die einen trugen ihn, um am Spiele teilnehmen zu können, andere um der Vergnügungen willen, und sie verhüllten ihr Gesicht, um nicht mit jenen andern verwechselt, und nicht von ihnen auf der Straße erkannt zu werden. Es war Zwang, den Schleier zu tragen, von dem sich nur die Wirtin selbst befreite.

Herbert war früher einmal hier gewesen. An jenem Abend glaubte er in einer der Damen Lucie zu erkennen.

Aber ehe er sich vergewissern konnte, hatte sie das Zimmer verlassen. Er eilte ihr nach, aber er fand sie nicht.

Er wartete auf ihr wiedererscheinen; er wartete vergeblich. Endlich wandte er sich an die Wirtin, er beschrieb ihr die Dame, allein er fand keine Aufklärung. Sie behauptete die Dame nicht zu kennen. — —

*

*

*

Eines Tages kam er in die Invalidenstrafse.

Es war am Nachmittage gegen 4 Uhr.

Wolkenlos spannte sich der blaue Himmel aus, und die Sonnenstrahlen prallten grell von dem Asphalt des Pflasters zurück. Eine träge Schläfrigkeit schien auf allem zu liegen, und steif in ihrer Einförmigkeit lagen die Steinhäufen der landwirtschaftlichen Hochschule da, in dem scharfen Lichte der Nachmittagssonne, die den grauen Sandstein nicht zu beleben vermochte.

Die Pferdebahn klingelte an ihm vorbei; hier und da ein schütternder Steinwagen, der im langsamen Schritt über das Pflaster rollte, und nur wenige Menschen, die hinaus nach Moabit gingen.

Als Herbert in die Nähe des Luisenplatzes gelangte, sah er auf der andern Seite der Straße eine Dame, die ihn seine Schritte beäugen ließ. —

War es Lucie endlich? . . . Hatte er sich nicht getäuscht? —

Er war noch etwa dreißig Schritte hinter ihr.

Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid, niederen dunklen Hut mit breitem, vorstehenden Rande und dunklen Schleier.

Nein, sie war es doch nicht! . . . Nur ihr Gang. —

Die Haltung war nicht so gebrochen. Diese trug ja den Kopf und die Schultern nach vorn geneigt, und ihre Füße schienen lässig und müde über den Boden zu schleifen.

Er war jetzt dicht hinter ihr. Sollte es doch Lucie sein? . . . In ein paar Schritten war er neben ihr.

Sie hob den Kopf und schaute ihn an . . . Er erschraf vor dem Ausdruck ihrer Augen. Ihre Wangen waren eingefallen. Nur die Augen mit den dunklen Wimpern flammten leidenschaftlich groß in dem blassen Gesichte.

Sie wandte sich ab, als er an sie herantrat.

— Lucie! finde ich Sie endlich! — und seine Stimme bebte.

Sie hielt den Kopf abgewendet, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Sie war zusammengeschockert, als sie ihn erblickt hatte. Jetzt sah er, wie sie leise zitterte.

Sie hatte ihren Schritt beschleunigt. Er ging dicht neben ihr und bat:

— Lucie, bitte! sehen Sie mich an. Kennen Sie mich denn nicht mehr? . . . Lucie, liebe Lucie! . . .

Aber sie antwortete nicht, sie beschleunigte ihre Schritte noch mehr, und als er dringender wurde, ging sie über den Fahrweg auf die andere Seite.

Ein paar Sperlinge flogen vor ihr auf, und mehrere sich dicht hintereinander folgende Wagen fuhren zwischen ihr und Herbert durch, der einen Augenblick stehen geblieben war.

Zwei Wäscher mädchen, die mit einem großen viereckigen Korbe blendendweißer, frischer Wäsche hinter ihr drein gegangen waren, sahen sich um und lachten, denn sie hatten gesehen, wie die Dame, — es schien die rechte zu sein, — den Herrn hatte abfahren lassen.

Einen Augenblick war er wie verblüfft gewesen, dann eilte er ihr nach, gerade als sie über die Brücke des Spreekanal's schritt. —

Links zog sich der große freie Platz hin, an den der Humboldthafen stieß, wo das regste Leben herrschte.

Der Dampftrahn hob eine Tonne nach der anderen aus einer der Zillen. Aus anderen wurden die hellroten Backsteine auf die Steinwagen verladen, oder in Karren der gelbe Sand, Mergel und Lehm an das Ufer gefahren. Dort wurde Holz abgeladen.

Die Sonne lag breit auf dem Platze, ein leichter Wind fuhr über das sich kräuselnde Wasser, und alles atmete Leben und Bewegung.

Und in dieser sonnig lachenden Umgebung das junge Mädchen in ihrem mehr als einfachen, schwarzen Anzuge. . .

— Lucie, ich bitte Sie um alles in der Welt, hören Sie mich an! warum wollen Sie mir entfliehen?

Sie schwieg noch immer.

— Lucie, haben Sie denn vergessen, was ich Ihnen gesagt habe . . . Wissen Sie nicht mehr, was Sie selbst mir gesagt . . . haben Sie das alles vergessen, jenen Abend . . . daß Sie mich lieben — alles, alles? —

— Lassen Sie mich, — ich bitte! —

Sie hatte es hervorgestoßen, angstvoll flehend.

— Nein, Lucie, ich lasse Sie nicht. Sie müssen mir antworten. — Nur die eine Frage: Warum sind Sie gegangen — warum sind Sie von mir geflohen? . . . Lucie, ich bitte Sie . . . antworten Sie mir . . . ich bitte Sie. —

— Ich weiß nicht! —

— Sie wissen es nicht Lucie? Sie wissen auch nicht, was ich seit jenem Tage gelitten habe.

Sie blickte zum ersten Male flüchtig scheu, zur Seite.

— Auch Sie sind nicht glücklich gewesen, Lucie. Es steht auf Ihrem Gesicht geschrieben. Vielleicht können Sie ahnen, wie unglücklich ich gewesen. . .

Sie schritten über die Eisenbahnbrücke der Lehrter Bahn. Drunten rangierte eine Lokomotive mit ödem Geklingel die Güterwagen; ein Zug kam angebraust, wie aus der Unendlichkeit, mit lautem pfeifen jagte er heran, vor der Brücke stieß der Schornstein dichten gelben Rauch aus, der sie umhüllte, dann fuhr er in die große Halle des Lehrter Bahnhofs ein, und im gleichen Augenblicke donnerte ein Stadt-

bahnzug über die Eisenbrücke durch den Humboldthafen und lief in die Station ein.

Zu ihrer rechten erhoben sich die braunroten Mauern und Türme des Zellengefängnisses mit den hunderten von kleinen, vergitterten Fenstern, und zur linken jenseits der Straße zog sich die Holzplankendecke des Ausstellungsgeländes hin, an dem, vom Regen halbverwischt, noch die mannshohen Buchstaben des verfloßenen Jahres standen.

Links und rechts gingen Leute an ihnen vorbei.

Einzelne schauten sich um, wenn sie das unbewegliche Gesicht der Dame gesehen, und wie der Mann sich zu ihr niederbeugte und dringend auf sie einsprach.

Herbert legte seine Hand auf ihren Arm. Sie hatte trotz der Frühlingswärme die Hände in einem kleinen seidenen Muff mit langer schwarzherabfallender Schleife vergraben.

— Lucie, Sie müssen mich hören! — Seit dem Tage, da ich Sie gefunden und noch schneller wieder verloren, habe ich keine ruhige Stunde mehr gehabt. Ich habe Sie gesucht, als hinge mein Leben davon ab. Ich habe gehofft, Sie wiederzufinden und habe in dieser Stunde den Anfang meines Glückes vermutet. Was ich gelitten habe, vermag ich Ihnen nicht zu sagen. Ich habe nur einen Gedanken gehabt — Sie wiederzufinden, Lucie, um Sie nicht wieder zu lassen; Ihnen zu sagen, wie ich immer Ihrer gedacht habe. . . Lucie, ich bitte, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir ein Wort. — Gehen Sie doch nicht so neben mir hin, als hörten Sie nicht, was ich sage. — Ich verlange ja nichts, ich fordere nicht, nur ein Wort von Ihren Lippen. — Soll denn dieser Augenblick, den ich seit drei Monaten herbeisehne, sich zu einer Qual für mich gestalten, die ich nicht zu ertragen imstande bin? — Lucie, bei Ihrer einstigen Liebe zu mir, bei meiner Liebe zu Ihnen, sprechen Sie! . . .

Er hatte ihren Arm fest und fester an sich gezogen, er zerdrückte ihn fast. Er beugte sich vor und suchte in ihrem Gesichte zu lesen, aber sie hielt den Kopf noch immer abgewendet.

Ihre Schritte waren so müde, so schwer, er mußte sie fast stützen, und jetzt sah er, wie bei seinen Worten die Thränen über ihre Wangen liefen, langsam eine Thräne nach der anderen. Er wußte, sie war besiegt. —

Sie waren an den Kavalleriekasernen vorübergeschritten und sahen jetzt das große rote Partal des Moabiter Kriminalgerichtes vor sich auftauchen.

An der Ecke der Werftstraße standen ein paar Droschken. Die Pferde ließen traurig die Köpfe hängen und schliefen. Die Kutscher lehnten an der Mauer und sonnten sich.

Als jetzt Herbert hinüberbog, folgte ihm Lucie willenlos. Er hob sie in eine der Droschken und gab seine Adresse an. Da raffte sie sich zum ersten Male auf.

— Nein, — das nicht! . .

Er sah sie an, dann befahl er:

— In den Tiergarten.

Der Kutscher hatte dem Pferde, das er eben getränkt, die Rinne wieder eingehakt und fuhr der Kirchstraße zu, um in den Tiergarten zu gelangen.

— Nach Charlottenhof! rief Herbert ihm zu. Er mußte eine Gelegenheit haben, um sich mit Lucie aussprechen zu können.

Als ob sie das alles nichts angehe, lehnte sie im Wagen. Sie hatte kein Wort während der Fahrt gesprochen. — —

*

*

Es war so warm, daß in Charlottenhof die Leute draußen saßen. Nur wenige Tische waren besetzt. Herbert und Lucie

fanden einen Platz in einer Ecke der im Garten befindlichen offenen Veranda.

Ein paar Kinder trieben sich schreiend im Garten umher und jagten sich zwischen den Tischen und Stühlen. Ein flügelahmer, alter Rabe krächzte in einem der breitschattenden Kastanienbäume.

In dem kleinen, villenartigen Restaurationsgebäude waren die Fenster weit geöffnet; zuweilen hörte man eine Stimme drinnen rufen, und aus einem der nahen weißen Häuser der Handelsstraß klangen die Töne eines Klaviers.

Herbert hatte Kaffee und Kuchen kommen lassen, allein er mußte Lucie erst mehrmals auffordern, ehe sie einen Löffel voll an die Lippen führte.

Sie hatte den dunklen Schleier noch immer herabgeschlagen und nahm ihn trotz der Bitten Herberts nicht ab. Er sprach unausgesetzt auf sie ein, ohne daß sie sich regte. Nur zuweilen zog sie die Schultern wie voller Grauen in die Höhe, und bei manchem seiner Worte zuckte es herb und bitter um den schmalen, blassen Mund. Er sagte ihr immer aufs neue, wie er nach ihr gesucht hatte, wie er alles unternommen, sie zu finden, wie sehr er gelitten. Mehr und mehr wich die Erstarrung aus ihren Adern.

— Ich bitte, Lucie, sagen Sie mir doch, weshalb Sie geflohen sind, was Sie dazu hat treiben können? Ich muß mir ewig Vorwürfe machen, wenn Sie mir den Grund nicht angeben.

Sie schüttelte den Kopf, und traurig lächelnd antwortete sie:

— Ich weiß es nicht. . .

— Sie wissen es nicht? — Aber Sie mußten doch einen Grund haben, der Sie dazu trieb.

— Ich konnte nicht bleiben, ich weiß nicht, was es war; aber ich mußte fort. — Es hielt mich nicht. —

— Aber Lucie, hatten Sie denn alles vergessen?

— Gerade weil ich nicht vergaß, nicht vergessen konnte, mußte ich fort. Ich durfte nicht bleiben. — Ich bitte, Herbert, sprechen wir nicht mehr von jenem Tage. Wenn ich daran denke, möchte ich voller Grauen vor mir vergehen.

— Aber Lucie! —

— Nein, lassen Sie nur. Es ist ja gleich, was Sie von mir denken, ob Sie mich verachten. Sie haben recht; denn Sie wissen nicht, wie sehr ich es selbst thue.

— Nein, Lucie, so dürfen Sie nicht von mir, und nicht von sich selbst denken. Glauben Sie es mir, daß mir noch kein anderer Gedanke als der der Zuneigung für Sie gekommen ist, noch auch kommen kann. — Doch ich habe genug von mir gesprochen, und brenne zu erfahren, wie es Ihnen in den letzten Monaten, in denen ich Sie gesucht, in denen mir nicht die kleinste Nachricht von Ihnen zugekommen, ergangen ist.

Sie blickte einen Augenblick zum Himmel auf, der tiefblau sich hinter den nackten Baumzweigen ausspannte.

Im Hause drin keifte eine schrille Stimme: Franz! — Franz! —

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte:

— Was ist da viel zu erzählen. Gut ist es mir nicht ergangen.

— Und ich bin außer stande gewesen, Ihnen zu helfen!

— Was hätte es nützen können. — Ich war krank! . .

— Krank, Lucie?

— Ja! Ein Fieber, das schon nach einer Woche wieder vorüber war. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt, daß ich

seit langer Zeit ohne Nachricht von James bin. Ich habe telegraphiert, aber keine Antwort erhalten. Ich habe gedacht, die Briefe und die Depesche könnten seiner Mutter in die Hände gefallen sein. Aber es ist ja nicht möglich, daß ein Mensch so herzlos sein kann. . . . Ich erkrankte Mitte Februar und da sich Anna — meine Gesellschafterin, fürchtete, brachte man mich in ein Krankenhaus. O, ich habe immer ein Grauen davor gehabt. Ich habe gedacht, ich müsse sterben, wenn ich erst einmal dort sei. Aber man hatte mir nichts gesagt, mich nicht gefragt, ich war willenlos. Als ich erwachte, mußte ich mich in mein Schicksal ergeben. Einmal bin ich nahe daran gewesen, Sie zu rufen . . .

— Warum haben Sie es nicht gethan? —

— Was hätte es helfen können? Was sollten Sie in der stickigen, eklen Luft eines Krankenhauses bei einer Fieberkranken? — Ich genas schnell, und man entließ mich. — Niemand, der sich um mich kümmerte. Als ich in meine Wohnung kam und nach Anna fragte, starrte mich meine Wirtin an. Die war am zweiten Tage fortgezogen. Niemand wußte wohin. Ich bin erschrocken, wie kaum in meinem Leben. Als ich die kleine Kassette öffnete, aus der wir gemeinsam lebten, war sie leer. Es waren fast sieben-tausend Mark darin gewesen, und all meine Schmuckjachen. Sie war fortgezogen und hatte alles mitgenommen. Nur in einem kleinen Kästchen, das ich zum täglichen Gebrauch hatte, fand sich etwas Schmuck und zweihundert Mark. Keine Nachricht, kein Wort hinterlassen. Sie war geflohen. Ich telegraphierte sofort an James, und fragte, was ich thun sollte. Ich fürchtete mich, mit der Polizei in Berührung zu kommen, und dann war es ja auch eine weitläufige Verwandte von James. Ich schrieb drei Briefe und habe keine Antwort erhalten. Ich zog von der Frau fort,

der ich fast alle meine Sachen ließ, damit sie sich davon bezahlt machen konnte; ich ließ sie ihr vorläufig als Pfand, denn sie haben zehnmal mehr Wert, als die Schuld betrug. Ich habe dann ein kleines einzelnes Zimmer genommen, als der Monat zu Ende ging, und weiß bald nicht mehr was ich beginnen soll.

— Lucie, bin ich denn nicht bei Ihnen? Haben Sie denn ganz vergessen, daß ich noch da bin, ein Freund, der alles für Sie thut?

Sie schien die Worte kaum zu hören. Ihre Blicke verloren sich in der Ferne.

— Ich lasse Sie nicht in Ihrer Not. Sie müssen mir gestatten, daß ich für Sie Sorge.

— Und der Preis, den Sie dafür fordern? fragte sie herbe abweisend, mit rauhem Tone.

Er sah sie an, aber sie bemerkte es nicht. Ihre Blicke hafteten an einer kleinen weißen Wolke, die am blauen Himmel über das Haus hinzuschweben schien.

— Der Preis bin ich selbst, nicht wahr, mein Freund?

Ihre Stimme klang so hart, so tonlos, eine bittere Verachtung lag in ihren Worten.

— Lucie, wie können Sie so sprechen?

— Also nicht — wirklich nicht? — Das nimmt mich Wunder . . .

— Ich versichere Sie — —

— O nein! — Sehen Sie, Herbert, ich weiß nicht mehr, was ich rede. Sie müssen mir verzeihen. Die letzte Zeit hat Gedanken in mir entstehen lassen, die ich selbst nicht fasse, vor denen ich fliehe, und denen ich doch nicht entgehen kann.

— Sie sind erregt, Lucie!

— Ja — Sie haben recht. Vergeben Sie mir, Herbert.

Sie können mir ja entgegen, daß ich zu James in demselben Verhältnis gestanden habe. Sie könnten sich aber doch irren, denn Sie vergessen, daß ich Sie einmal zu lieben glaubte.

— Sie glaubten es nur? —

— Sie dürfen von mir nicht verlangen, daß ich anders rede, denn in mir ist jedes Gefühl erstarrt. Ich könnte ein anderes Wesen zu meinen Füßen sterben sehen, nur die Hand auszustrecken brauchen, um es zu retten — und ich würde es nicht thun. — Wozu? — Lieber auf der Stelle zu Grunde gehn, als langsam endlich doch zu verkommen. Sie sehen, das Elend macht bitter und herzlos. Und ich bin sehr elend — sehr!

Sie stützte den Ellbogen auf den Tisch und barg das Gesicht in der Hand. —

An den nächsten Tischen waren die Gäste aufgebrochen, und die übrigen konnten das Paar in der Ecke nicht sehen. Herbert legte seine Hand auf ihre Schulter und sah sie fest und ruhig an.

— Lucie, sehen Sie mich an. Glauben Sie mir, daß ich Ihnen, bei all der Liebe, die ich für Sie hege, ein treuer uneigennütziger Freund sein kann? — Glauben Sie das? Sie sah ihm lange fest in die Augen, als wolle sie in seiner Seele lesen. Sie hatte zu weinen aufgehört, nur ihre Lippen zuckten noch von verhaltenen Thränen.

— Ich glaube es, Herbert.

Und sie umschloß fest seine Hand, die er in die ihre gelegt hatte.

— Ich danke Ihnen, Lucie! — Ich will Ihnen beweisen daß sie sich in Ihrem Vertrauen nicht getäuscht haben, aber Sie müssen jetzt thun, um was ich Sie bitte. — Wo wohnen Sie jetzt? . .

— In der Strelitzer Straße.

— Aber wie kommen Sie dahin?

— Ich mußte ein einzelnes Zimmer haben, und es ist für ein alleinstehendes Mädchen nicht leicht, Unterkommen zu finden. Man muß nehmen, was sich einem bietet.

— Fühlen Sie sich dort zufrieden, glücklich?

— Nein! — Je eher ich fortkomme, um so besser.

— So verlassen Sie noch heute das Haus und kommen zu mir. . .

— Nein! . . . Niemals! —

— Aber Lucie, weshalb nicht?

— Weil Ich kann nicht! —

— Sie mißverstehen mich, Lucie. Hinten im Parke befindet sich ein Häuschen. Ich habe die wenigen Zimmer einmal hübsch möbliren lassen, und das soll Ihr Reich werden. Niemand wird dort eine Ahnung von Ihrer Existenz haben. Sie leben abgeschlossen für sich, und auch ich werde Sie nie stören. Vorläufig wenigstens müssen Sie auf den Plan eingehen. — Ich denke, Lucie, Sie hätten Vertrauen zu mir?

— Nun wohl, es sei. Was bleibt mir anderes übrig.

— Also Ihre Hand! . . Auf gute Nachbarschaft!

Sie schlug ein und versank dann wieder in brütendes Stillschweigen. Fast war sie versucht, ihr Wort wieder zurückzunehmen. Allein sie dachte an die letzten Wochen, an das Leben, das sie geführt hatte, und sie blieb bei dem einmal gefaßten Entschlusse. —

An dem Eingange zum Garten zeigte sich der Diener Herberts. Er hatte im Restaurant durch das Telephon einen Wagen bestellt.

— Kommen Sie, Lucie. Mein Wagen wartet.

— Nein, Herbert. Ich muß erst in meine Wohnung.

Ich werde meiner Wirtin Bescheid geben und meine Sachen packen. Das nimmt über anderthalb Stunden in Anspruch. So lange müssen Sie mir Zeit geben.

— Nun gut. So werde ich Sie um ein viertel nach sieben abholen. Ist es Ihnen recht? Inzwischen werde ich alles für Sie in stand setzen lassen. . . Ich darf Sie doch heimfahren?

— Nein, wehrte sie ab. Wie würde das aussehen, in Ihrem Wagen. Ich fahre in der Droschke heim.

Er begleitete sie bis zu dem nächsten Einspanner während er seinen Wagen zum großen Stern hinbestellte.

Langsam hielt er noch ihre kleine Hand in der seinen, ehe er sie fort ließ. Daun schaute er dem Wagen nach, bis er seinen Blicken entschwand, und schritt in den Tiergarten, langsam den schmalen Fußweg verfolgend, der ihn zum Stern führte. Die Sonne fiel durch die Bäume mit schrägen Strahlen. Sinnend schritt er zwischen den Stämmen hin, Umwege machend, um die Chaussee zu vermeiden. Er wollte ein paar Augenblicke allein sein. —

Nun hatte er sein langersehntes Ziel erreicht. Er hatte sie wiedergefunden. Er verlangte nichts, er war wunschlos. Sie würde bei ihm sein, stets in seiner Nähe. Das war ihm genug. — Plötzlich erschreckte ihn ein Gedanke, daß er mitten im Wege stehen blieb. Wie, wenn sie doch nicht kam? Wenn die Wohnung nicht die rechte war, sie das nur gesagt hatte, um ihm aufs neue zu entgehen?

Alein er beruhigte sich schnell wieder. — Wie konnte dieser unsinnige Gedanke ihn nur so erschrecken!

Am Stern erwartete ihn der Wagen, und in wenigen Minuten fuhr er schon unter die Einfahrt der kleinen Willa der Tiergartenstraße.

Herbert ließ sofort alle Fenster in dem kleinen Hause

öffnen und die gesamte Dienerschaft an eine flüchtige Reinigung gehen. Die Ueberzüge der Möbel wurden abgenommen, Sofas und Sessel ausgeklopft und überall der Staub fortgewischt. Es war nicht viel zu thun, denn der Hausmeister trug eifrig Sorge, daß alles im stande gehalten wurde. Der jüngere Bruder Herberts, Max, hatte mal ein Jahr lang hier gewohnt.

Herbert suchte indessen im Hause die verschiedensten Gegenstände zusammen, die entbehrlich waren, um die Gemächer wohnlich zu machen, und bald sahen die drei Zimmer der ersten Etage freundlich und einladend aus.

In dem größeren sowohl, wie in dem kleineren, das er zu einem reizenden Boudoir einzurichten gedachte, flammte in den Kaminen ein lebhaftes Feuer. Herbert ließ noch einige Gegenstände zurecht rücken, gab dem Hausmeister verschiedenes zu besorgen, vor allem mußten Blumen in die Zimmer, und dann fuhr er hinaus zu Lucie.

Seine Ungeduld ließ ihn nicht warten. Er stieg die zwei Treppen zu ihrer Wohnung hinauf, und fand sie in den letzten Verhandlungen mit ihrer Wirtin, einer einfachen, kleinen Beamtenwitwe, hinter der sich ein zehnjähriger, blondhaariger Junge ängstlich verkroch.

Lucie hatte ein schwarzes Handkofferchen mit dem nötigsten bei sich. Ihre übrigen Sachen sollten noch heute hinübergeschafft werden, wie denn auch Herbert morgen sofort ihre übrige Garderobe einlösen wollte. Sie hatte sich umgekleidet, ein schlichtes, dunkelbraunes Kleid umschloß knapp ihren schlanken Leib. Ein leichter Anhauch von rot lag auf ihren schmalen Wangen. In ihrer einfachen Frisur mit dem schwarzen, hohen Spitzenhute, aus dem das Gesicht so blaß, so kindlich hervorschaute, schien sie ihm lieblicher, als je.

Als sie die Treppen hinterstiegen, bot er ihr den Arm. Zum ersten Male sah er wieder ein Lächeln auf ihrem stillen Antlitz. Sie schaute zu ihm auf, und als sie hinaustraten, und der Diener den Wagenschlag öffnete, sog sie die kühlende Abendluft ein, als ob sie Befreiung aus langer Not bringe. Auf der ganzen Fahrt, während der sie kein Wort sprach, lag jenes Lächeln der Zufriedenheit auf ihrem schmalen, blassen Gesichte.

An seinem Arme trat sie in das kleine, aus gelben Steinen in Fachwerk erbaute Häuschen mit seinem weinlaubumrankten Holzbalkon.

Langsam stieg sie die Treppe hinauf. Ein Laut der Überraschung entfloß ihren Lippen, als sie über die Schwelle trat und einen Blick in das große Zimmer warf.

Auf dem Kamine brannte eine chinesische Lampe mit breitem roten Spitzenschirm, und von der Decke herab hing eine große Hängelampe, während aus dem Boudoir das Licht einer blauen Ampel strahlte.

Jetzt am Abend machte die kleine Wohnung einen reizenden Eindruck. Die dunklen, mit buntfarbigen Mustern überzogenen Möbeln, die schweren japanischen Vorhänge und die dichten Teppiche des Bodens zu der schweren Sammettapete harmonierten wohlthuend mit einander.

Lucie blieb auf der Schwelle des Zimmers stehen. Herbert stand hinter ihr und hatte den Arm um ihren Leib gelegt. Sie lehnte sich an ihn und legte den Kopf an seine Schulter. Dann hob sie die Augen zu ihm empor, und ein dankbarer Blick belohnte ihn, daß er sich zu ihr niederbeugte, und seine Lippen schein ihre Stirn berührten.

— Sind Sie zufrieden, Lucie?

Sie nickte nur mit dem Kopfe.

— Glauben Sie, daß Sie hier still und glücklich leben können?

— Ich glaube es so sehr, wie ich es wünsche!

Sie sah sich ihr Reich noch einmal an, dann führte er sie wieder zurück in die Villa.

Droben im Salon war serviert. Sie speisten gemeinschaftlich, als müsse es so sein.

Lucie war bald in fröhlichster Stimmung. Es war die Lucie, wie sie in Helgoland gewesen, nur nicht mehr so stürmisch, wechselvoll in ihren Launen. Alles schien vergessen zu sein. Kein Wort, das an die Vergangenheit erinnerte, keine Erinnerung an die Not der letzten Tage.

Der Diener Bernhard servierte lautlos, er wunderte sich, wie sein Herr, der ihm tagelang kein freundliches Wort gegeben hatte, der einhergegangen war, als ob er krank sei, jetzt lustig plauderte und so laut lachte, daß man es draußen hören konnte. — Lucie hatte die lustigsten Einfälle von der Welt. Sie hatte sich schnell mit Suno, der Dogge, befreundet. Sie neckte den Hund und spottete ihn aus.

— Ja du! — Du bist ein Dummkopf . . . Du hast nicht aufgepaßt, siehst du? Läßt mich so ohne weiteres aus dem Hause laufen, statt mich festzuhalten, du hättest doch wissen müssen, daß ich ein unvernünftig dummes Ding bin, für das immer die andern handeln müssen . . .

Und die Dogge legte den schweren Kopf auf ihren Schoß und knurrte vor Behagen.

Lucie hatte sich an den Flügel gesetzt und griff Accorde.

Dann sang sie mit ihrer hellklingenden, ungeschulten Stimme:

Verlassen, verlassen, verlassen bin i,

Wie der Stein auf der Straßen . . .

Herbert stand hinter ihr, und als sie geendet hatte, kehrte sie sich zu ihm um und streckte ihm wortlos die Hände hin. In ihren Augen glänzte eine Thräne. Allein im nächsten Augenblick war sie schon aufgesprungen und tollte mit Juno im Zimmer umher.

Einmal, während er an das Rauchtischchen ging, um sich eine Cigarette anzuzünden, lehnte sie am Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Die Bäume des Gartens regten sich leise im Winde, die Zweige wiegten sich hin und her. Drüben wie eine undurchdringliche Mauer, schwarz sich abzeichnend, hob sich der Tiergarten, in der Nacht einer hohen Wand vergleichbar. Darüber der tiefblaue Nachthimmel mit einigen großen Sternen. Einer leuchtete im strahlendsten Lichte, und auf ihn richteten sich Lucie's Augen.

Herbert war hinter sie getreten. Sie hatte ihn einen Augenblick mit ihren tiefen, leuchtenden Augen angesehen. Dann schaute sie wieder zu dem Sterne auf. Sie lehnte sich an ihn und Herbert legte seinen Arm vorsichtig um ihre Schultern.

— Das ist mein Stern, sagte sie wie traumberloren. Der große helle. — Mein Stern!

— Welcher ist es denn?

— Der dort . . . gerade über den Baumspitzen vor uns . . . zwischen den beiden kleinen. Wie heißt der Stern? . . .

— Ich weiß nicht, Kindchen.

— Du weißt es nicht, fragte sie erstaunt. Ich glaubte, du wüßtest alles. . .

Er schüttelte den Kopf.

— Mein, Schatz . . . Was du dir denkst.

Sie lehnte das Haupt an seine Brust und schaute wieder zum Himmel auf.

— Wie er glänzt und funkelt! . . .

Und nach einer Pause sagte sie, wie aus tiefstem Herzen, den Kopf hehend und Herbert anblickend:

— Wie gut du bist! . .

— Und wie schön du bist.

— Wie kann man mich nur schön finden? . .

— Mir bist du das schönste und liebste auf der Welt.

Und er beugte sich nieder, um ihr Haar zu küssen.

— Nein! sagte sie.

Und sie reichte ihm ihre Lippen zum Kusse hin.

Nur als er sie einmal mit erwachender Leidenschaft küßte, wehrte sie ihm.

— Nein! nicht! . . bitte . . . Ich mag nicht . . .

— Hast du mich denn lieb? fragte er schmeichelnd.

— Ja, flüsterte sie leise; aber das nicht . . .

Und sie barg ihr Gesicht an seiner Brust.

Er ließ sich auf einen Sessel nieder und zog sie auf seinen Schoß. Sie legte den Arm um seinen Nacken und blickte ihn an, so zärtlich, daß er sie immer aufs neue küßte bis ihr die Thränen kamen.

— Hast du mich lieb? fragte er schmeichelnd.

Sie nickte nur schluchzend mit dem Kopfe, und endlich brach sich ihr Gefühl in unaufhaltzamen Thränen Bahn.

Er beruhigte sie mit seinen Küssen. Und auf seinem Schoße sitzend, die Arme um seinen Hals, lehnte sie den Kopf an seine Schulter und flüsterte:

— So möchte ich fortträumen in alle Ewigkeit.

Sie schloß die Augen, aus denen noch eine Thräne quoll. Nur die Uhr tickte. Suno schloß zu Füßen ihres Herrn auf dem Teppich. Minute nach Minute verstrich. —

Als er sich zu ihr beugte und sie leise beim Namen rief, war sie eingeschlummert. Sie hatte sich in den Schlaf geschluchzt. So leicht sie war, lastete sie auf die Dauer

doch schwer auf seinen Knien. Er hätte sich gern einmal bewegt, allein, er fürchtete, die schlafende könne erwachen, und so regte er sich nicht. Er lauschte auf ihren regelmäßigen Atem, ihr Busen flutete ihm sanft entgegen, und jene Lebenswärme, die von ihr auszugehen schien, und die ihn be- rauschte, floß wieder um ihn. Aber er hatte jeden Wunsch erstickt. Er liebte sie jetzt, und sie im Arm haltend, bewachte er ihren Schlummer, die voll vertrauensreicher Hingabe auf seinem Schoße eingeschlafen war.

Leise berührte er mit den Lippen ihre Stirn und trug gern ihre Last. . . . Und sein Auge traf auf jenen hellen Stern, der leuchtend über der dunklen Wand des Waldes schimmerte, den Lucie ihren Stern genannt hatte . . . den Stern der Liebe. —

V.

Es war Sommer geworden. . . Die Bäume hatten sich mit dichtem Grün belaubt, die Sonne stieg immer höher, und ihre Strahlen durchglühten die erwachte Erde.

Die Straßen hauchten die tagsüber eingesogene Wärme aus, wenn auch die Sonne schon hinter den Häusermassen verschwunden war. Nur an den Wolken, den Spitzen der Türme und den Goldkreuzen der Stuppeln, die im letzten Lichte feurig erglühnten, sah man, daß sie noch nicht ganz am Horizonte versunken war. —

Auf dem Potsdamer Platz herrschte das regste Leben. In ununterbrochener Flut strömten die Wagen zwischen

den niederen tempelartigen Vorsprüngen des Platzes, des ehemaligen Thores, aus der Leipzigerstraße hervor: Pferde-
bahnwagen hinter Pferdebahnwagen, elegante Equipagen, die
schmutzig-rot gefütterte Droschke mit dem schläfrigen Gaul, die
erster Klasse mit dem flinken Traber, und dazwischen schwer-
fällige Lastwagen mit plumpen, niederländischen Pferden.

Und aus der Potsdamerstraße warf sich diesem ein
gleich starker Strom entgegen, daß man glaubte, die sich
entgegenkommenden Ketten müßten sich verwirren, die Flut
müsse stocken, aber vom Leipzigerplatze her teilten sich die
beiden Ströme, und die einzelnen Wagen rollten an ein-
ander vorüber, sie bogen nach rechts und links in die König-
gräßerstraße ein oder verloren sich unter dem dichten Laub-
baldachin der Bellevuestraße, aus denen wie von einzelnen
Flüssen die Wogen in das große Becken des Potsdamer-
platzes einliefen.

Auf allen Trottoirs eine Völkerwanderung, ein durch-
einanderschieben und hastendes streben, das auf dem Platze
zwischen dem betäubenden Gewirre der Droschken, der Tram-
bahnwagen und der großen, schwerfälligen Omnibusse mit
ihren vollbesetzten Verdecken in ein rennen und laufen aus-
artete, um nicht unter die Räder zu geraten, um sich auf
die Rotunde des Platzes zu retten, wo zwei Schutzleute
ruhig in das Gewirr schauten.

Auf der steinernen Gartenveranda des Hotel Bellevue
eine lebhaft plaudernde Menge. Zwischen der Bellevue- und
der Potsdamerstraße in dem kleinen Vorgarten der Konditorei
von Josty war kein Stuhl frei.

Eng aneinander gepreßt saß hier das Publikum in dem
Wirtswart, der es umtobte, in dem Staube, der von dem
Asphalt der Straßenbahn aufwirbelte, Schokolade und Kaffee
trinkend oder das erste Eis schlürfend. —

An einem der kleinen Tische, dicht an dem eisernen Gitter, das den durch Epheuwände, Oleander und Kübelgewächse vervollkommenen Garten von der Straße trennte, saß in der ersten Abenddämmerung Herbert von Düren mit drei Herren. Neben ihm rechts Lieutenant v. Eggersdorf, ein Verwandter Herberts, neben diesem, elegant frisiert, Monocle eingeklemmt, mit seinem bartlosen, blutjungen Attachégesichte, Hans von Brentenhoff, der in den letzten Tagen sich von Ebbingingen fernhielt, dessen Zeit von einem Abenteuer ganz in Anspruch genommen wurde; zur linken Herberts ein junger, dreiundzwanzigjähriger Maler, Fritz Lautner, der sich mit einem Schlage einen Namen gemacht hatte durch sein großes realistisches Gemälde, den Kampf zweier Arbeiter in einer Schmiede darstellend. Hinten die rotglühende Esse, durch die breite Thür das fahlgraue Morgenlicht hereinflutend, und die beiden Schmiede in Kampfstellung, der eine mit einem schweren Hammer auf den anderen einstürzend, der eine Eisenstange ergriffen hat, um sich zu wehren, während sich zwei andere Arbeiter dazwischen werfen.

Nichts an ihm verriet den Maler, einzig das lebhafte Auge und die nervöse, schmale Hand, die in fortwährender Bewegung war, als zeichne sie die Linien nach, die seine Augen sahen, die fortwährend umherschweiften. Seinem lebhaften Blicke entging kaum ein einziger der Passanten. Er saß so, daß er das gesamte Straßenbild vor sich hatte. — Das Haar trug er kurz geschoren, so kurz, daß man überall die Kopfhaut sah, einfachen Stehkragen und den knapp anschließenden englischen Anzug der gewöhnlichen gebildeten Menschheit.

Er haßte die Außerlichkeit seiner Herren Kollegen aus tiefster Seele und schob ihr manche romantische Überspannt-

heit der alten Schule zu, gegen die er in fanatischer Wut eiferte.

Seine Gemälde packten das Leben von der krassesten Seite; aber so düster und abstoßend seine Motive waren, er badete sie in einer Flut von Licht: helle, fast grelle Farben, die den armen Augen weh thun mußten, die an das romantische Dämmerlicht der alten Schule gewöhnt waren. Er liebte diese Effekte. Man eiferte gegen ihn, aber er ließ sich nicht beirren, und man mußte ihm bei seiner Jugend das unbestreitbare Genie einer lebendigen Auffassung zugeben.

Eine unermüdlige Arbeitskraft beseele ihn. In den nächsten Tagen schon vollendete er wieder ein neues Gemälde: Gefunden.

Ein grauer Herbstmorgen auf der Spree, rechts eine Steintreppe zum Quai, an der ein Boot gelandet ist, durch dessen Quersfläche der untere Teil des Rahmens schneidet. Ein Schiffer steht auf der ersten Stufe der Treppe; mit beiden Armen hält er die Leiche eines jungen Mädchens umfaßt, nach der sie gesucht haben. Ihr Kopf, von schwarzen, wirren, triefenden Haarsträhnen umflossen, liegt an seiner Brust, seine beiden, grobknochigen Hände greifen unter ihre Arme. Unten im Rahn steht ein anderer, der die Leiche bei den Beinen erfaßt hat und den einen Fuß ans Land setzt, während ein dritter mit einer Stange das Boot, das inschwanken geraten, fest an die Quaimauer drängt.

Im Boote Stangen, Stricke und Haken.

Im Hintergrunde wölbt sich über den Fluß eine Brücke, unter der eine Bille hervorgestoßen kommt.

Auf dem schmutzigen Wasser, das weiß leuchtet und sich in einem helleren Streifen an den morschen, entfärbten Brettern des Rahnes bricht, schwimmen braunfaulige Äpfel und schmutziggelbe Strohwiße, der Murrat der Großstadt.

Die drei Männer in ihren grauen Arbeitskitteln mit ihren gleichgiltigen Gesichtern gruppieren sich ansteigend.

Das Gesicht des Mädchens ist noch frisch. Ein einfaches perlgraues Kleid umfließt ihren jungen Leib, und das Wasser tropft aus den Falten, die sich eng um Kniee und Unterbeine legen. Der zweite Arbeiter hat sie bei den Füßen erfaßt, kleine, zierliche Füße in hohen Stiefelchen mit etwas schief getretenen Absätzen. In der linken Hand hat sie ein goldenes Medaillon umkrampft. Der Arm schleift fast auf der Erde, und die feine Goldkette schleppt im Schmutz. Ihr Gesicht, der Kopf nach rückwärts gefallen, ist dem Beschauer zugewendet.

Nur wenige Stufen führen zum Quai empor, von dem man die obere Sandsteineinfassung und den unteren Teil des eisernen Geländers sieht. Ein Haufe Neugieriger hat sich angesammelt, aber man sieht von ihnen nichts als die Füße, von den vordersten fast bis zum Knie, originell in der Darstellung. Ein leichter Nebel scheint über der ganzen Scene zu schwimmen. Aber ein flutendes Licht wird von dem grauen Sandstein und der dunklen Fläche des Wassers wiedergespiegelt, und einförmig grau hebt sich aus den Farben der Männer und des Bootes das schlichte, feuchte Kleid des Mädchens ab. —

Die Freunde hatten am Nachmittage im Atelier Lautners das fast vollendete Bild bewundert, das der Maler nur in kleinen Einzelheiten noch verbessern wollte, ehe er es aus der Hand gab. Dieses lichte, einförmige Grau blendete, und die Augen kehrten immer wieder zu dem Dunkel des Rahmes und dem braunen Rocke des dritten, sich bückenden und das Boot anstemmenden Fischers zurück. —

Man sprach von dem Motive. Lautner war Realist

in all seinen Anschauungen: er frappierte ebenso sehr durch seine Aussprüche wie durch seine Malweise.

Was stellte sein Bild anders dar als eines jener tausende von Opfern der Großstadt. Ein junges Mädchen, geliebt, verführt und betrogen, das nun mit dem Bilde des Geliebten, der sich von ihr gewendet hat, die Ruhe in den kühlen Fluten des Wassers gesucht, eine Geschichte die immer wiederkehrt.

Herbert hörte schweigend zu, wie die anderen das Thema diskutierten, ohne eine Einigung ihrer Ansichten finden zu können.

— Nein, und abermals nein! rief Lautner und seine Brauen zogen sich scharf zusammen, daß seine dunklen Augen zornig brannten — es giebt für diese Dinge keine Entschuldigung. Wenn ein armes Mädchen fällt, haben wir kein Fünkchen Mitleid, und doch kann das arme Wesen nichts dazu. Es ist ja geschaffen, die Beute des Mannes zu werden. Wir brauchen ja nur zuzugreifen und haben das Vögelchen gefangen. Es ist wehrlos. Darum keine Anklage, denn es wäre ein Vorwurf wider die Natur. — Dem Mann allein fällt alle Schuld zu, er allein hat die Verantwortung zu tragen, und wenn ein Mann ein Mädchen verführt, so ist er schuldig und zehnmal schuldig. — Ihr wollt doch nicht behaupten, daß wir unter dem Impulse des Augenblicks handelten, dem Zuge der Leidenschaft folgend.

— Oho! rief Eggersdorf dazwischen, da möchte ich doch sehr bitten.

— Nein, Herr von Eggersdorf, erwiderte Lautner scharf, das werden Sie nicht behaupten. Wollen Sie vielleicht zugestehen, daß wir erbärmliche Schwächlinge sind, daß wir es nicht verstehen, unsere Gefühle zu beherrschen, unsere Sinne zu zwingen? — Worauf arbeitet denn unsere ganze Er-

ziehung hin? Ich denke, wir wären Kulturmenschen, um nicht jedem tierischen Triebe blindlings wie die Wilden zu folgen.

— Wollen Sie denn Liebe und Leidenschaft leugnen, vergessen Sie denn die Selbstmorde aus Liebe?

— Durchaus nicht. Aber das hat hier nichts zu thun. Wir Männer sind keine Werther mehr und sterben nicht an gebrochenem Herzen, wenn wir nicht schon sowieso ins Irrenhaus gehören. Hier handelt es sich um anderes. Wenn wir ein Mädchen nicht verführen wollen, so gelingt es uns gewiß. Denn bedenken Sie gefälligst, unter welchen Umständen Sie der Leidenschaft des Augenblicks folgen können? — Fast niemals. Sie müssen sich diese günstigen Umstände erst schaffen. Haben wir nicht erst unsere redliche Mühe und Not, um ein Mädchen allein zu bekommen; gilt es nicht oft wochenlange Bemühungen? — Muß das nicht alles erst ausgeklügelt werden, fein vorbereitet, damit das Opfer in die Falle geht? — Sprechen Sie mir also nicht vom Impuls des Augenblicks, von der Leidenschaft, die hingerissen hat. Die einfache Vermeidung, sich Gelegenheit zu verschaffen, genügt vollkommen. Wir haben es doch wirklich nicht nötig, uns vor uns selbst zu schützen. Nur ein ganz klein bißchen Energie hilft uns zur Überwindung.

— Aber es kommt doch vor, daß sich zwei Menschen, die sich lieben, vergessen.

— Gewiß thut es das. . . Nur hat dann der Mann die Pflicht, seine Vergeßlichkeit wieder zut zu machen. Unsere Gesellschaft verherrlicht den Verführer. Das arme Opfer hat kein Recht vor dem Gesetze, und nicht jedes Weib gleicht der Boß'schen Eva, die sich ihr Recht selbst verschafft, indem sie den Verführer niederschießt. Das ist eine klaffende Lücke in unseren Gesetzbüchern. Der Mann sollte alle Verantwortung tragen. Er müßte mit seinem Namen das Mädchen

wieder ehrlich machen und für Weib und Kind sorgen. Unser Volk wird durch diese Zustände vergiftet, wir erziehen Tausende von Bastarden, die keinen Vater haben, und das Gift pflanzt sich fort, es greift in alle Schichten der Gesellschaft über. Es ist der Grund aller Demoralisation. Und dann läßt es die Gesellschaft, die nichts zur Rettung thut, dahin kommen, daß die unschuldigen am schwersten leiden müssen: das Mädchen, das verführt wurde, und keinen Mann, und das Kind, das keinen Vater hat. — In ihm keimt und wächst der Haß und die Verbitterung, und diese pflanzt sich weiter und weiter fort, jedes Gefühl von Recht untergrabend.

— Du lieber Himmel, warf Brenkenhoff ein und ließ das Monocle wieder fallen, durch das er ein paar hübschen Mädchen nachgesehen hatte. — Das war seit allen Zeiten so und wird auch wohl so bleiben.

— Es wird so bleiben, eiferte Fritz Lautner. Es läßt sich nicht ändern! Damit wehrt ihr alles ab. . . . Aber es wird sich ändern, es muß anders werden. Wir brauchen nur den Willen zu haben und es sollte bald anders und besser in der Welt aussehen. Aber so verschanzt sich jeder hinter seine Bequemlichkeit und läßt die Sachen gehn, wie sie eben gehn. Und täglich stürzen tausende von unschuldigen Wesen ins Elend, oder gar in den Tod. Und wir . . . wir treiben sie dazu. Wir untergraben ihr Glück, und ich sage euch, an einem verführten Mädchen ist ein moralischer Mord begangen, der hundertmal schlimmer ist, als gemeiner Todschlag; denn es wird ein Leben vernichtet, vergiftet und zerstört; es wird der Keim gelegt zu jahrelangem Elend, zu langsamer Verzweiflung, und diese Verzweiflung wird auf das kommende Geschlecht übertragen. — Nein . . . ich habe keine Entschuldigung für den Verführer, aber alles Mitleid für eine arme Verführte, in ihrem herzerreißenden Jammer.

Er hatte sich in Feuer gesprochen, seine Hände gestikulierten eifrig, er schien seine Worte zu molen, und als er jetzt endete, um mit hastiger Bewegung das Wasserglas an den Mund zu setzen, schwiegen seine Zuhörer.

Nach einer Pause, in die das Gerassel der vorbeifahrenden Wagen, das Geklingel der Trambahn tönte, und das Tassen- und Gläserklappern der bedienenden Kellner, das sich mit dem dumpfen Stimmengewirr der plaudernden Menge mischte, fuhr er fort:

— Da hat der Richard Boß seine Alexandra geschrieben, ein genialer Wurf, herausgegriffen aus dem modernsten Leben, aber voll romantischen Geklingels. Es fehlt die rechte Farbe. Und doch könnten wir ein Dutzend solcher Stücke brauchen. Nur der Schluß ist falsch; das heißt: er ist immer so im Leben, weil der Mann immer ein Schurke ist. . . Aber wenn das Stück helfen sollte, wenn der Held ein Mann wäre, so müßte dieser Mann das Weib heiraten, und ob es tausendmal ihr Kind umgebracht hat, denn nicht sie, er ist der eigentliche Mörder, er ist der Urheber der That. Er muß das Weib, das er verführt und verlassen, mit Geld hat abfinden wollen. . . er muß es heiraten. Und wenn er eine so fein organisierte Natur ist, und das Zusammenleben mit einem solchen Weibe, das sein Werk ist, ihn zum Wahnsinn bringt, — nun, so mag er zu Grunde gehen an seiner Schuld mit ihr. Dann ist sie gerächt mit all ihrem Jammer, mit ihrer Gefangenschaft und ihrem Elend. Der Mann ist der allein schuldige, und er müßte leiden, anstatt daß sie so großherzig stirbt. — Aber wir tragen alle so ein Stück Erwin in uns.

— Und wohin wollen Sie mit solchen Prinzipien kommen? fragte Eggersdorf.

Lautner suchte die Achseln zu der Frage:

— Wohin anders, als daß es ein wenig gerechter und besser auf der Welt wird, soweit das möglich ist. Die Stellung der Frau in der Gesellschaft beeinflußt das gesamte Kulturleben. Unsere Mütter geben uns das beste mit auf den Lebenspfad, und ich kämpfe für den Stand der Mütter.

— Sie kämpfen dafür, daß der Mann das Mädchen, das er verführt hat, heiraten muß, sagte Brenkenhoff. Glauben Sie, daß Sie damit etwas gewinnen, daß Sie glückliche Ehen schaffen, daß Sie damit den zunehmenden Ehebrüchen ein Ziel setzen? —

Lautner schickte seine Blicke die endlos scheinende Leipziger Straße hinunter. In wirt nebeneinander laufenden Linien jagten die Wagen dahin und schienen sich in der dämmernden Ferne zu verlieren. Ein gewaltiger Engpaß schien sich vor seinen Augen aufzuthun, in den sich all dieses flutende Leben ergoß.

Gleich Mauern standen die Häuserkolosse an einander gedrängt, und schienen einen Kanal zu bilden, der mitten hineinführte in das Herz der Großstadt.

Die Sonne mußte völlig versunken sein, denn die fernen Umrisse der Straße, die sich immer mehr verengte, bis sich die beiden Seiten zu berühren schienen, verschwammen in leichter Dämmerung.

Mit der einbrechenden Dunkelheit hatte das Leben noch zugenommen. Das Geräusch der vorüberrollenden Wagen wurde lebhafter, aus der Bellevuestraße, vom Tiergarten her und aus der Potsdamer Straße flutete der schwarze Strom der heimkehrenden Menschen dichter.

Lautner ließ seine Blicke über den Platz schweifen, vom Bahnhofs her klang der gellende Pfiff einer Lokomotive, allein er mußte in dem brandenden Geräusche untergehen.

Er schüttelte traurig den Kopf, als er endlich antwortete:

— Nein, das glaube ich nicht.

— Wird nicht vielleicht gerade durch Ihre Forderungen die Ehe ein prekäres Institut, und die Treulosigkeit erhöht, weil der Boden zu einer gesunden Ehe fehlt? mischte sich jetzt Herbert, der bis dahin völlig geschwiegen hatte, in das Gespräch.

— Das ist wohl kaum möglich, denn auf die Treulosigkeit müßten die schärfsten Strafen stehen. Es ist das ja sehr traurig, stets mit der Zuchtrute drohen zu müssen, aber was bleibt uns schließlich übrig. Durch Strafen allein regiert man die Welt.

— Das wird alles nichts fruchten, sagte Düren, wenn nicht zuvor die Ehen auf anderer Grundlage geschlossen werden. Wir sind eingeengt von tausend Konventionen, und wenn wir noch so gern wollen, wir können aus unserer Sphäre nicht heraus. Was hilft Napoleons: *la femme n'a pas de rang*? Wir können gewisse Mädchen nicht heiraten, ohne in Konflikt mit der Gesellschaft zu kommen. Eine langsame Mischung ist möglich, ein verwischen der aneinanderstoßenden Grenzen. Allein über die nächste Nähe geht es nicht hinaus, und doch thäte es gerade uns not, gesunde Frauen zu haben.

— Aber ich bitte dich, lieber Düren, warf Eggersdorf ein. Da kann ich nicht ganz mit dir einstimmen. Die Thatsachen widerlegen dich. Kommen nicht heute die seltsamsten Heiraten vor? Hat nicht erst jüngst der einstige Prätendent eines Königsthrones auf die Hand einer Kaiser-tochter verzichtet und eine kleine Sängerin geheiratet, die Tochter eines Kammerdieners, die mit höchsteigener Hand ihre Stuben gekehrt und den Suppenlöffel geschwungen hat? Haben wir nicht täglich Heiraten mit Bürgerlichen, ja mit

reichen Südtinnen — oder Theaterprinzessinnen, und hast du nicht mannigfache Beispiele, wie die Gesellschaft diese Bündnisse im Laufe der Zeit doch anerkannt und als voll angenommen hat?

— Das leugne ich auch nicht, erwiderte Herbert. Allein, was für Vorurteile müssen erst besiegt, wie viele Schranken eingerissen werden, ehe man so weit kommt.

— Sa! rief Lautner aus. Ihr solltet eure veralteten Vorurteile endlich einmal zum Tempel hinauswerfen. Ihr seid alle viel zu geschickt, zu modern, als daß einer von euch etwas darauf geben könnte. Aber das ist zum Teufelholen: jeder einzelne ist theoretisch darüber hinaus, einzelne kommen auch praktisch darüber hinweg, aber seid ihr beisammen, ist die alte Leier wieder da; und ihr steift euch hinter all den Moder und Wust eures Mittelalters.

— Was sollen wir denn machen? rief Eggersdorf lachend. Sie sagen das so, weil Sie nicht in unserer Haut stecken.

— Ach, Unfinn! . . . Man soll das Mädchen heiraten das man liebt, und damit fertig! Und man wird schon glücklich werden. Und laßt sie sein, was sie will, wenn sie nur ein tüchtiges Weib ist, das ihr Herz auf dem rechten Fleck hat, was uns armen Kerlen not thut. Aber der Teufel kennt sich in den Weibern aus.

— Und selbst der nicht, warf Brenkenhoff ein. Nur zu oft werden die Frauen das Gegenteil von dem, was sie vor der Ehe waren. Gerade die zurückhaltendsten fangen das tollste Leben an, und die wildesten werden oft die besten Hausfrauen.

— Na, wissen Sie, Brenkenhoff, fiel der Maler ein, wir beide wollen doch noch ein bißchen warten. Überlassen

wir daß dem Alter. — Sagen Sie mal, Düren, warum haben Sie nicht geheiratet?

— Wie soll ich Ihnen das sagen? . . Ich habe eben kein mir zusagendes Mädchen gefunden.

— Da müssen Sie entweder sehr anspruchsvoll sein, oder Sie sagen unsern Damen kein Kompliment.

— Je nun. Ein gut Teil Furcht ist wohl auch mit dabei gewesen. Ich habe genug Ehen in meinem Leben schließen sehen. Das Glück war dort nur selten zu finden.

— Sie sind sehr gescheit, sich erst solche Experimente vormachen zu lassen.

— Entweder langweilte sich der Gatte und betrog seine Frau; er suchte sich sein Vergnügen anderswo, als sei er nicht verheiratet; oder — sie betrog ihn, und dann war er noch schlimmer dran. Ich entsinne mich noch recht wohl eines guten Freundes, er ist jetzt tot: was der mir einmal im ersten Jahre seiner Verheiratung erzählte. Sein Weibchen war sein Ideal gewesen. Er hatte sie vor der Hochzeit angebetet, hatte vor ihr auf den Knien gelegen und in der Verherrlichung ihrer Schönheit geschwelgt, und all seine Freude wurde zu Wasser. Er war eine wilde, leidenschaftliche Natur. Sie liebte ihn, aber verstand ihn nicht. Sie fürchtete sich vor ihm, und die beiden sind herzlich unglücklich geworden.

— Ja, sagte Lautner, das ist auch wieder so ein wunder Punkt. Wir müssen die Nase im Sack kaufen. Wie oft habe ich das nicht als Maler erfahren müssen! Man hat sich den vollendetsten Körper gedacht und, du lieber Himmel, welche Enttäuschung! Nur zu oft sitzt der schönste Kopf auf einem Körper, der wenn man ihn einmal gesehen, uns all die Schönheit des Gesichtes verdirbt. Aber wie oft ist man auch glücklich enttäuscht. Unsere moderne Kleidung

täuscht unglaublich, und unter einer scheinbaren Plumpheit verbirgt sich oft eine Schönheit, die wir nie vermutet hätten. — Und was thun wir nun? Wir heiraten ein Mädchen, ohne zu wissen, wie sie aussieht. Wir kennen sie nicht . . . und im Zusammenleben mit einem Weibe ist doch der Körper schließlich das bedingende, die Schönheit des ganzen Leibes, der die Liebe in uns erhält. Das ist unser eigenster Besitz, der Tempel, dessen Schwelle kein anderer überschreitet, unser geheimer Schatz. Das Gesicht gehört aller Welt, und ich will tausendmal lieber ein einfaches Gesicht und einen edlen Leib, als das schönste Gesicht bei einem Körper, der nichts taugt. Man mag sagen, was man will — ich gebe zu, daß im letzten Grunde das Wesen des Mädchens entscheidet, ihr Inneres der Gegenstand unserer Liebe ist — für einen tüchtigen Mann hat der Leib seine Gleichberechtigung. Den begehren wir, den lieben wir, aus dem keimen die kommenden Geschlechter, den Leib halten wir in unserem Arm, er drängt sich uns entgegen, und in dem Genuße vergeffen wir alles und finden wir unsere Glückseligkeit. Und nun nehmen wir ein Mädchen zum Weibe, und wissen nichts von all dem was uns die Hauptsache sein sollte.

— Da kommen Sie auf den Standpunkt eines Bekannten von mir, erwiederte Herbert lachend, — der behauptete, er würde kein Mädchen heiraten, ehe er sie nicht einmal sein eigen genannt habe.

— Und er hat eigentlich recht, unterbrach ihn Eggersdorf. Wie soll man sich für das ganze Leben binden, wenn man nicht weiß, ob man, bei aller anfänglichen platonischen Sehnsucht, sich auch wirklich lieben kann; finden Sie nicht auch Lautner?

— Freilich . . . Ich kann die Berechtigung, die in einer so sonderbar scheinenden Forderung liegt, nicht leugnen. —

— Aber Lautner, wohin geraten Sie? lachte Hans von Brenkenhoff. Das heißt ja doch ein Mädchen verführen. Nach Ihrer Theorie müssen Sie das Kind ja doch heiraten, ob Sie wollen oder nicht, ob Sie nun gefunden, was Sie dachten, oder sich getäuscht haben. Oder Sie werden eingesperrt . . . Sie kommen da zu netter Konsequenzen.

Alle vier lachten herzlich über diesen Kreis in ihrem Gespräche.

— Sie sehen, mit Ihrer Theorie ist es eine böse Geschichte.

Lautner gab es ehrlich und lachend zu:

— Da seht ihr nun, wie wir aus dem Dilemma keinen Ausweg finden. Wir müssen also doch beim Gutglück bleiben. Wer eine Niete zieht, der muß sich eben zu trösten suchen. Es hilft ihm niemand.

— Auf diesem Erfahrungs-Experimente beruht es wohl meist, fügte Eggersdorf hinzu, wenn wir sehen, wie jemand seine Geliebte endlich doch heiratet, während kein Mensch weiß, weshalb. Er kennt sie eben, kennt ihre Reize, ihren wirklichen Wert, während die andern nur nach dem Scheine urteilen. — Und es kommt ja fast immer dazu, daß man das Mädchen, das man lange als Geliebte hat, und an das man sich gewöhnt hat, endlich heiratet. Das wäre so eine Art Entgegenkommen auf Ihre Forderungen, Lautner. Diejenigen, die nicht geheiratet worden, nun, bei denen trifft vielleicht der andere Fall ein, daß sie im intimen Verkehr eben nicht haben entsprechen können.

Der Maler nickte nur, während sich Herbert wieder still verhielt. Die aufgeworfenen Fragen beschäftigten ihn nur theoretisch. Er hatte sich in letzter Zeit vielfach damit befaßt und ließ deshalb die andern reden, um zuzuhören. Praktische Fol-

gerungen irgend welcher Art daraus zu ziehen, kam ihm im Augenblick nicht in den Sinn. —

Die Nacht brach allmählich herein; man hatte im eifrigen hin- und widerreden gar nicht acht darauf gegeben. . . Zuerst hatten die Pferdebahnwagen ihre bunten Lichter aufgesteckt; dann flammten einzelne der Gaslaternen auf und in der Konditorei wurde Licht gemacht. Dann sanken dunkle Schatten vom Himmel, sie schienen sich auf die Erde zu legen und über die Straßen zu spannen.

Plötzlich knisterte es über ihren Köpfen. Ein leichtes blitzen und dann ein leises knattern. Bläulich flammte es auf, erlosch wieder, um dann auf allen Seiten zu entflammen; und nun lag der Platz im vollen Scheine des elektrischen Lichtes. Dann zuckte es in der endlosen Reihe der Bogenlampen der Leipzigerstraße auf, und mit einem Schlage strahlten alle die Bogenlichter ihren taghellen Schein aus.

Es war Nacht geworden, und nun kam eine Kette von Lichtern die Leipzigerstraße her, all' die Lichter der Droschken, Omnibusse und Pferdebahnen, und mitten in dem Meere des elektrischen Lichtes hie und da eine gelbliche Stelle vom Scheine der Gasflammen einzelner Läden. Eine Weile sahen die vier sich das Schauspiel an, dann entschlossen sie sich zum Aufbruch. Eggersdorf ging mit Brenkenhoff der Friedrichstraße zu.

Lautner, der sein Atelier in der Schellingstraße hatte, begleitete Herbert bis zu dessen Villa. Sie gingen unter den aus dem Trottoir herauswachsenden Kastanien der Bellevuestraße dem Tiergarten zu. Die Gasflammen warfen ihren hin- und herschwankenden Schein gegen die grüne Blätterfülle, die am Tage kaum einen Lichtschimmer durchließ. Auf allen Wegen eine heimkehrende Menge, die dem Staube und der Hitze der Stadt entflohen war. —

Lautner verkehrte erst seit kurzem intimer mit Herbert, den das energische, zielbewußte streben des jungen Malers mit Hochachtung erfüllte. Er kam sich neben ihm trotz all seiner Erfolge durchaus nicht bedeutend vor.

Lucie hatte ihn sehr freundlich aufgenommen, allein sie empfand Grauen vor seinen Bildern; sie fürchtete sich vor diesen grellen oft stechenden Farben, und die gewählten Motive erschütterten sie. Sie hatte eine instinctive Furcht, ein abwehren, das sie auch auf die Person selbst übertrug. —

Herbert hatte sich von ihm vor der Villa verabschiedet. Jetzt schritt er an dem Hause vorbei auf das kleine Häuschen zu, wo Lucie wohnte. Der wilde Wein hatte sich an den Wänden emporgerankt und überschüttete mit einer Fülle hell- und dunkelfarbigen Geblattes den kleinen Holzbalkon. Die Thür des Zimmers war geöffnet, ein breiter Lichtschein floß auf den Balkon.

Lucie hörte drunten Schritte knirschen, eilte auf den Balkon und beugte sich nieder.

— Bist du es, Herbert?

Ehe sie ausgesprochen, hatte er ihr schon guten Abend zugerufen und stieg die Treppe hinauf. Sie flog ihm entgegen und hing sich an ihn, als kehre er aus weiter Ferne endlich wieder heim.

— Guten Abend, lieber Schatz! Du hast dich doch nicht gelangweilt? Ich habe mich etwas verplaudert, sagte er, über ihr blondes Haupt streichend.

— O nein. Nicht gelangweilt, aber gesehnt nach dir, so sehr gesehnt. — Ich bin nur glücklich, wenn du bei mir bist. Das weißt du ja. Ich kann ohne deine Gegenwart nicht leben.

Er schlang den Arm um ihren Nacken und trat mit

ihr hinaus auf den Balkon. Der wilde Wein duftete so fein und mischte sich mit dem scharfen Geruche der Blätter. Von den Resedabeeten vor dem Häuschen stieg ein leichter Hauch empor.

Der Wind hatte sich aufgemacht, ein schmeichelnder, lauwärmer Sommernachtswind, der in den dichten Blättern rauschte und wühlte. Wie das ferne tosen einer Brandung raunte es durch die stille Nacht.

Im Nebengarten war eine lustige Gesellschaft beisammen. Bunte venetianische Lampen hingen in den Zweigen. Man schien ein kleines Fest zu feiern. Plötzlich flammte es blutrot auf, und die dicken Stämme der Bäume hoben sich schwarz ab von den hellen, jetzt rot überstrahlten Blättern. Man brannte bengalische Flammen ab.

Das kleine Haus nebenan schien in rote Blut getaucht, und jetzt huschte über die beleuchtete Fläche ein großer Schatten; ein Knabe und ein kleines Mädchen machten sich den Spaß, zwischen dem Hause und dem Feuer durchzulaufen, so daß sich ihre Schatten riesengroß an der Wand abbildeten. Und unter schreien und kreischen schienen sie des Spieles kein Ende zu finden.

Das Licht erlosch, doch ein anderes, dieses Mal grün, flammte an einer anderen Stelle auf, und wieder ein lautes Ah! der Bewunderung, daß in einem allgemeinen lachen endigte.

Mehrmals noch flammte es buntfarbig auf. Dann herrschte wieder das alte Dunkel, und nur die Lampions mit ihrem glühwurmartigen leuchten schaukelten an den müde bewegten Zweigen.

Herbert hatte einen Sessel in die Nähe der Thür gerückt. Lucie kniete an seiner Seite auf einem Kissen. Sie saß ihm gern zu Füßen, daß sie zu ihm auf-

schauen konnte. Sie trug das Haar im Hause offen; zuweilen, wenn seine Hand über ihren Kopf fuhr, schmeichelnd und kosend, griff sie darnach und küßte sie, trotzdem er es ihr immer zu wehren suchte.

Wenn er sie so an sich zog, fühlten seine Arme und seine Hände durch den leichten Stoff des einfachen Hauskleides die unmittelbare Wärme ihres Leibes. Er fürchtete sich fast, sie zu berühren, dieses weiche Fleisch zu fühlen, denn es beraubte ihn seiner Festigkeit, und der alte wilde Rausch bemächtigte sich seiner. Während der ersten Wochen hatten sie neben einander hingelebt. Kein Wunsch, kein Wort war laut geworden. Von jener ersten Nacht war niemals mehr die Rede. Als sei es ein Traum gewesen, berührten sie die Vergangenheit nicht mehr . . .

Eines Tages brachte ihr Herbert die Nachricht, daß James Ward sich verloben werde. Sie hatte ihm noch einmal geschrieben und keine Antwort erhalten. Vielleicht daß Anna sie bei James verleumdete hatte. Sie ließ es dabei bewenden und vergaß ihn mehr und mehr. Als sie seine bevorstehende Verlobung erfuhr, kam noch einmal die Erinnerung zum Ausbruche. Sie weinte sich aus. . . . Dann war er für sie vergessen.

Aber sie wehrte Herbert. Sie wollte sich ihm nicht hingeben, weil sie ihn liebte. —

Ihre übergroße Liebe, die keine Grenzen fand, die sich in Liebkosungen erschöpfte, die sie vor ihm sich erniedrigen ließ, hielt sie zurück. Sie wollte seine Achtung haben, seine Liebe, nicht jenem Taumel der Sinne sich hingeben, der berauscht, aber dann für immer zerstört. Sie glaubte ihre Liebe dadurch zu entweihen und doch hätte sie, ohne zu zaudern, ihr Leben für ihn hingeben. —

Und dann kam ein Tag, wo es mit ihrer Kraft zu Ende

war. . . . Sie waren in Potsdam gewesen; ein Tag, wie sie ihn schöner noch nie verlebt hatten. —

Früh morgens schon hatten sie Berlin verlassen und waren dann in dem einsamen Schloßparke umhergeirrt, vorüber an den großen glatten Wiesen, die mit ihrem frischen grün so lachend im Sonnenschein lagen, unter dunklen Bäumen, auf schmalen Pfaden, wo aus dichten Gebüschcn sich die weißen Marmorleiber der Statuen hoben.

Ein Frieden hatte in dem Parke geherrscht, wie sie ihn nie gefühlt hatten, die Stille der Waldeinsamkeit. Dann waren sie die breiten Terrassen emporgestiegen, zwischen den Treibhäusern hin, die von verschnittenen Orangen- und Lorbeerbäumen umgeben waren. Und droben von dem Plateau vor dem Schlosse blickten sie auf den Garten nieder und auf Potsdam und die breite, fast seeartige Havel, die wie Silber glänzte, mit den dahinterliegenden, sanft ansteigenden, grünen Hügeln.

Am Nachmittage fuhren sie auf dem Havelsee hinüber nach Schloß Babelsberg, und die Nacht war eingebrochen, als sie endlich in Berlin wieder anlangten. . .

Lucie ging einher wie im Traum. Sie hatte den ganzen Nachmittag gelacht und gescherzt, sie war ihm mitten im Walde davongelaufen, blindlings einen Hügel hinunter, daß er jeden Augenblick befürchtete, sie werde über einen Ast, eine Wurzel stürzen. Er rief ihr zu und lief dann selbst hinter ihr her, bis er die atemlose endlich einholte, die sich jauchzend an seine Brust warf. . .

Im Eisenbahnwagen war sie müde geworden und fast in seinem Arm eingeschlafen. Allein, zu Hause angelangt, wurde sie wieder munter und lebhaft. Und noch einmal ging sie all die kleinen Einzelheiten des Tages durch. Wie ein Kind erzählte sie und fragte, ob er sich noch erinnere. . .

Sie hatte einen regen Appetit mit heimgebracht, nachdem sie anfangs erklärt, sie könne gar nichts essen.

Es ging auf Mitternacht, als sie endlich allein waren.

Sie lag an seiner Brust und stammelte freudetrunken:

— Ich bin so glücklich, so glücklich. Jetzt möchte ich sterben. Aber mit dir. Mit dir sterben.

— Nicht sterben, Lucie! — Wer wird an den Tod denken. Wir wollen leben und das Leben genießen. Laß uns glücklich sein, Lucie, einmal ganz glücklich! . .

Sie hatte sich von ihm losgemacht.

Er aber flehte so schmeichelnd.

— Lucie, hast du mich denn nicht mehr lieb? Du mein lieber Schatz, sei gut. Bleib bei mir, bitte! . . .

Und plötzlich hatte sie sich umgekehrt, die Arme ausgebreitet, und mit einem Jubelruf, in dem die ganze Qual der Entbehrung, aber auch die jauchzende Wonne ihrer Hingebung lag, warf sie sich an seine Brust und erstickte ihn mit wahnsinnigen Küssen. — —

Seit jenem Tage liebte er sie noch mehr.

Sie lebten noch immer getrennt, sie in ihrem kleinen Gartenhäuschen, er in der Villa. Nichts verriet, daß sie sich ganz einander gegeben hatten. Nur wenn sie der lodernste Rausch ihrer Liebe bethörte, schloß sie in seinen Armen. So heiligten sie die verzehrende Blut ihrer Leidenschaft.

Wenn er sie küßte, daß sie in die Kniee brach, dann kam zuweilen jene anfängliche abwehrende Stimmung wieder und sie riß sich von ihm los. Und wie voller Scheu vor dem Geheimnisse der Liebe bezwang er sich, und Tage verzogen, ehe sie sich wieder ganz hingab. —

So waren die Wochen vergangen und der Sommer gekommen. Sie brachte ihre Zeit mit Lesen und Lernen hin. Sie spielte eifrig Klavier, ging im Garten spazieren

oder fuhr mit ihm aus. Mit der Welt kam sie kaum in Berührung. Herbert gab sie für eine entfernte Verwandte aus.

Die Abende verbrachten sie meist auf ihrem Zimmer und träumten zusammen. Sie waren glücklich, bei einander sein zu können. Tags über ging Herbert seiner Beschäftigung nach. Er arbeitete fleißig.

Oft plauderte er ihr von seinen Arbeiten, und sie saß wie heute zu seinen Füßen und lauschte seinen Worten, andächtig, wie ein Kind phantastischen Märchen. — —

Aus dem Nebengarten drangen verworrene Laute zu ihnen herauf. Sie hörten nur die Stimmen, ohne etwas verstehen zu können. Der Wind raschelte noch immer in den Zweigen seine einförmigen Melodien, die alle Sinne einzuschläfern schienen. Lucie lehnte das Haupt an Herberts Knie, seine Hand streichelte ihre Wange. So saß sie und schaute in die dunkle Nacht hinaus und träumte. Er beugte sich zu ihr nieder und sagte leise:

— Lucie!

Sie hob den Kopf, und ihre Augen schimmerten so feucht, daß sie dunkel ausfahen wie die Nacht.

— Wenn mein Kindchen recht artig ist, so weiß ich etwas Schönes!

Sie schaute ihn fragend an . . .

— Im nächsten Monat, wenn das Wetter schön ist, packen wir unsere Koffer und ich fahre mit meiner Maus — wohin wohl? . . . Ob du wohl raten kannst?

Sie sah ihn an und plötzlich leuchtete es heller in ihrem Gesicht auf:

— Doch nicht — —

— Ja, ja!

— Nach Helgoland! . . .

Wie ein Jubelruf schallte es von ihren Lippen.

— Ja, nach Helgoland.

Sie war aufgesprungen. Jetzt kniete sie vor ihm nieder, zog seinen Kopf zu sich herab und küßte ihm Mund, Augen und Wangen.

— O du Lieber, Guter, Bester! Nach Helgoland! Und wir werden wieder so glücklich sein wie einst. O das ist herrlich. Dafür muß ich dich zu Tode küssen. —

Und sie küßte ihm den Atem von den Lippen und jubelte laut auf. —

— Bist du zufrieden, meine liebe Maus? —

— Unausprechlich. Nach Helgoland, flüsterte sie wie in Selbstvergeßlichkeit. —

Im Garten nebenan wurde ein Hoch ausgebracht und der Ruf klang fröhlich hinein in ihre Freude.

Der Nachtwind rauschte stürmischer in den Zweigen und schlug sie raschelnd aneinander, bis sie allmählich wieder in ihr gleichmäßig eintöniges rauschen übergingen, das wie das träumerische wogen des fernen Meeres klang.

VI.

Seit mehr als vierzehn Tagen befanden sich Herbert von Düren und Lucie auf Helgoland.

Der kleine, braunrote, wie ein Meerwunder aus den grünen Salzwogen aufsteigende Felsen, nur kümmerlich mit kurzem Grase und spärlichem Getreide bedeckt, schien ihnen ein kleines Paradies.

Wenn sie ihre Promenade um die Insel machten, am

weißen Strande entlang oder an den wenigen Klee- und Kartoffelfeldern hin, die Flutwogen an die zerklüfteten Felsen branden hörten, und weit nach allen Seiten hinausschauten, auf das blaugrüne Meer, dann hing sich Lucie fester in den Arm Herberts.

Wie oft standen sie auf jenem Felsenvorsprung, wo sie zum erstenmale tiefer für einander gefühlt hatten.

Zur Ebbezeit dehnte sich drunten ein zerrissener Felsgrund, den erst die Flut wieder bedeckte. Hier saßen auf den vorspringenden Klippen hunderte und aber hunderte von Seevögeln, die sich schreiend von ihren Brutplätzen erhoben; die beiden Wanderer umkreisten und dann hinausstürmten auf das Meer, das sie im Fluge zu berühren schienen.

Sie wohnten in demselben kleinen Häuschen des Oberlandes, das Lucie früher inne gehabt hatte, nur daß jetzt Herbert zugleich dort mit ihr wohnte.

Sie hatten ein paar Bekanntschaften gemacht, und die Zeit verging ihnen wie im Fluge. Herbert hatte anfangs gedacht, die Erinnerung werde für Lucie schwer zu überwinden sein. Allein sie trogte der Vergangenheit mutig und schien sich nur der Anwesenheit Herberts zu erinnern.

Sie suchten alle die altbekannten Stellen auf, um durch die lebendige Gegenwart jeden Spuk der Vergangenheit zu bannen. Ein Tag schien ihnen schöner als der andere, das Meer in seiner wechselvollen Schönheit bestrickte ihren Sinn, und Lucie liebte das Meer.

Sie konnten stundenlang auf einem Felsen stehen, oder am Fuße einer Düne lagern und dem Spiele der Wogen zuschauen, wie sie aus der Tiefe emporstiegen, sich immer mehr ansteigend heranwälzten, um sich dann wild überstürzend in weißen, zersprühenden Schaum aufzulösen.

Drüben schimmerte im Sonnenlicht schneeweiß die Düne

mit dem Badestrande. Die kleinen Boote waren in steter Bewegung, um den Verkehr zu vermitteln. Drunten im Hafen liefen die Segelboote aus und ein.

Sie standen hoch über dem Meere, das sich wie eine unendliche Ebene ringsum dehnte. Und mitten in dieser Unendlichkeit dieses verschwindernde dreieckige Stückchen roten Felsens, das haltlos im Ocean zu treiben schien, der die hohen zerklüfteten Mauern wütend peitschte.

Die Sonne lag breit auf dem Hochlande und auf den Grasplätzen weideten angepflöckt zehn oder zwölf Schafe und knubberten das harte, von der Salzlust inkrustierte kurze Gras . . .

Täglich fuhren sie hinüber zur Düne, um zu baden. Lucie hatte schon in den ersten Tagen, nachdem sie Herbert gefunden, ihre frische Farbe wieder erhalten. Sie war voller geworden, das kindliche, das ihr noch angehaftet, war verschwunden und alles an ihr war abgerundeter. Jetzt, in der Seeluft schien sie noch mehr aufzuleben. Sie strahlte vor Gesundheit und Kraftfülle, ohne daß sie dabei an jener zarten Schlankheit ihres Leibes eingebüßt hatte.

Die Lippen hatten ihr frisches rot wieder bekommen, und ein leichter Hauch lag auf ihren feinen Wangen, die sich an der Seeluft leicht bräunten, da sie ohne Schirm ging und den breitkrämpigen Strohhut an den Bändern in der Hand hielt, daß die frische Seeluft sie umwehen konnte.

Hier, am Orte, wo sie sich zum ersten Male begegnet waren, schienen sie sich des Glückes, das sie besaßen, erst recht zu vergewissern. — Der Himmel wölbte sich ewig blau über ihnen, nur lichte weiße Wölkchen, wie verirrte Schäfchen, wurden vom Winde drüber hingetrieben, und des Nachts spannte sich ein funkelnder Sternenmantel über ihren Häuptern aus, und schien ihre Liebe beschützen zu wollen. . .

Eines Tages wurde ihr Glück gestört. Wichtige Geschäfte riefen Herbert nach Berlin. —

Lucie wollte mit fort. Er hatte Mühe, sie zu beruhigen. Seine Mutter war aus Italien heimgekommen und wollte auf ihr in Mecklenburg gelegenes Gut Sassenhagen. Mit ihr wollte er in Berlin zusammentreffen. Sie konnte also nicht mit. Er kam ja in wenigen Tagen wieder . . . in drei, vier Tagen war er zurück. Sie hatte doch ein paar Familien, mit denen sie verkehren konnte.

— Nimm mich mit, ich bitte dich. Ich weiß nicht . . . aber ich fürchte mich hier so allein auf der Insel. Das Wasser ist zwischen uns . . . und das ängstigt mich.

— Aber Schatz! liebe Lucie, sei doch kein Kind. Ich bin ja bald wieder bei dir.

Sie schwieg endlich und nickte nur mit dem Kopfe. Sie wollte sich gedulden. Aber als er fort mußte, wollte sie ihn nicht aus ihren Armen lassen, mit ihren Küssen suchte sie ihn zu überreden, bei ihr zu bleiben. Er riß sich endlich los, und als die Thür hinter ihm zufiel, warf sie sich fassungslos auf das Sofa. Sie fürchtete sich so. Vielleicht kehrte er eben so wenig wieder wie einst James, oder doch als ein anderer. Davor bangte ihr. . .

Jetzt war sie allein. — Die Stunden schlichen so träge hin; die Zeit schien endlos. Sie wußte nicht, was sie beginnen sollte. . . Vorher waren ihr die Tage verflogen, daß sie nicht wußte, wie lange sie schon auf der Insel weilten.

Sie fühlte sich so matt, daß sie das Haus nicht verließ. Sie saß am Fenster und grübelte bis die Nacht kam.

Die Frau, der das Häuschen gehörte, suchte sie zu erheitern, sie schwatzte mit ihr, aber Lucie hörte nicht, was jene sprach. Und dann wollte der Abend kein Ende nehmen. Es war stürmisch geworden, und der Wind segte über das

Plateau der Insel, als wolle er Leuchtturm, Kirche und die kleinen Häuser hinunter wischen in das Meer. Der Sturm heulte um das kleine Haus, daß es in allen Fugen krachte und zitterte. —

Als Lucie sich endlich niederlegte, fand sie keinen Schlaf. Sie lauschte den wilden Tönen des Windes, sie hörte das brausen und tosen des Meeres, und ihre Gedanken flogen über die Wellen dem geliebten Manne nach. Jetzt erst wußte sie, wie sehr sie ihn liebte. Sie verging in Sehnsucht nach ihm, und vergrub den Kopf in die Kissen, um nicht immer an ihn denken zu müssen.

Erst nach stundenlangen wachen und weinen sorg sie der brausende Sturm in den Schlaf. — —

Die Sonne stand hoch am Himmel, als sie erwachte.

Frohen Mutes schlug sie die Augen auf, als ihr einfiel, daß Herbert fort war. Und sie sank wieder in die Kissen zurück, und starrte zu der niederen Decke auf, bis sie sich endlich träge erhob und ankleidete. . . .

Im weißen, rotgestreiften Kleide, mit aufgeschlagenem Kragen, der den Hals freiließ, trat sie hinaus, nachdem sie das Frühstück genommen hatte. Es war Badezeit. Sie mußte sich beeilen, zum Unterland zu kommen um zur Düne hinüber zu fahren. —

Das Bad erfrischte sie, und sie sah den einsamen Stunden des Tages weniger trübselig entgegen. Sie wollte lesen, zu den Bekannten gehn, und so mußte sie ja die wenigen Tage ausharren, bis Herbert wiederkehrte.

Langsam stieg sie vom flachen Unterlande die Stufen der breiten Treppe hinauf, die zur eigentlichen Insel, zum Oberlande, führt. Mehrmals blieb sie stehen und schaute über das Meer, in dessen Tiefe der wolkenlose blaue Himmel verjunkten schien.

Von oben herab kamen ihr Badegäste entgegen, von drunten überholten sie andere, lachend und plaudernd, alle in hellen Gewändern mit bunten Sonnenschirmen, hie und da eine Dame in voller Toilette, andere im leichten, kaum anschließenden Kleide, um zum Bade zu gehen.

Plötzlich schrak sie zusammen. —

Ein Herr in hellgrauem Anzuge, weißem Strohhute mit breitem, marineblauen Bande, rotbraunen Handschuhen und silberknopfigem Stocke kam die Treppe herab und grüßte sie schon von oben in einer Weise, die, obgleich er den Hut tief zog, sich doch nicht in gesellschaftlich höflicher Form hielt.

Er fuhr mit der Hand über den blonden, breiten Schnurrbart und zeigte seine breiten Zähne, die in dem sehr roten Gesichte sofort auffielen.

— Ah! rief er schon von weitem, laut und auffallend. Mein gnädiges Fräulein! Welche Schickung des Zufalls, Sie zu treffen. Gestern Abend erst angelangt, auf dieser Sandbreit festen Landes, und muß gleich der verkörperten Anmut begegnen.

Er blieb eine Stufe über ihr stehn und streckte ihr, nochmals den Hut lüftend, die Hand hin, die sie jedoch nicht nahm, bis er nach der ihren griff. —

Der hier! fragte sie sich, — was wollte der hier?

Sie war so erschreckt, daß sie Mühe hatte, sich zu beherrschen. Alles schien sich ihr im Kreise zu drehen, drunten das grünliche Meer und der blaue Himmel, die kleine braunrote Insel und all diese lebhaften Toiletten. Es verschwamm plötzlich alles vor ihren Augen, und nur die eine Frage klang ihr in den Ohren:

Was wollte Böhlau hier?

Sie war fast versucht, die Treppe hinaufzustoßen und zu fliehen. Aber sie fühlte ihre Kniee so schwach, und dabei

hörte sie seine, in etwas näselndem Ton vorgebrachten Worte:

— Wirklich fabelhaftes Glück, kaum faßbar, Sie nach so langer Zeit mal wieder zu treffen. Sind hier auch zur Kur? — Zur Kur! Was? — Leutnant Böhrlau zur Kur im Seebade? Hätten sich gewiß nicht träumen lassen. — Habe nämlich Dienst aufgesteckt, weil zu schandbare Quälerei, und Weltenbummler geworden.

Sie hatte noch immer kein Wort gesagt. Jetzt stieg sie die Treppe langsam hinauf, während er neben ihr ging, sich an sie drängte, und in seiner arroganten Weise ihr unter den Hut sprach.

Sein etwas gebräuntes Gesicht mit den breiten Kinnladen und den vollen Lippen, die häßlich gewesen wären, hätte der dunkelblonde Schnurrbart sie nicht bedeckt, machte einen brutalen Eindruck. Er war nur wenig über Mittelgröße, breitschultrig und kräftig gewachsen. Wegen verschiedener Soldatenmißhandlungen angeklagt, hatte er es für das gescheiteste gehalten, einem Wunsche von oben her folgend, seinen Abschied zu nehmen.

Es war eine jener rücksichtslos energischen Naturen, denen alles gelingt, die, wenn sie sich etwas vorgenommen haben, stets zum Ziele gelangen. Die Männer begriffen die Erfolge nicht, die er bei den Weibern hatte. Sein brutales Wesen erschreckte und verwirrte. Dadurch gewann er alles, Er nahm, wo ein anderer zaghaft nicht zu bitten wagte.

Er ließ Lucie nicht los, obgleich sie seine Fragen kaum mit Nein oder Ja beantwortete, nur um nicht aufzufallen.

— Sie sind allein hier, Lucie?

Wie sie das erschreckte, diese brutale Anrede beim Vornamen! Sie verwirrte sich, wußte kaum, was sie sagte.

— Nein! Ja!

Er lächelte und fuhr sich arrogant über den Schnurrbart. Wenn es so war! . .

— Scheint Ihnen nicht viel Freude zu machen, mich wiederzusehn, sagte er dann und zog die struppigen Augenbrauen hoch. Freue mich meinerseits kolossal! Waren doch mal gute Freunde. — Zwar ziemliche Zeit her, so drei oder vier Jahre glaube. — Als Sie noch so'n kleines Ding waren, das nichts verstand. Haben sich schneidig herausgemustert. Sie gleich auf den ersten Blick erkannt. Emimentes Gedächtnis für so was. Lustige Stunden in Berlin, was? als Sie noch . . .

In diesem Augenblicke merkte Lucie eine Familie, mit der sie einen flüchtigen Verkehr angebahnt hatte, und mit einem hastigen: Entschuldigen Sie! eilte sie davon, ihn verblüfft stehen lassend.

— Verfluchte Heze geworden. Schneidig! Scheint Familie zu simpeln. Na, wollen mal ein bischen Terrain aufnehmen.

Er sah, wie sie sich einem der jungen Mädchen an den Arm hing und wie sie dann verschwanden.

Sie würde ihm schon nicht entgehen. Auf der Insel konnte man sich nicht verstecken.

Er pfiß vor sich hin Da hatte er doch gleich wieder ein Abenteuer. Die Kleine war ein netter Kerl, nur etwas hochnasig geworden. Das mußte man ihr wieder abgewöhnen. Daumen drauf drücken, wie damals, als er sie als siebzehnjähriges Ding kennen lernte.

Und er rückte den Strohhut schief, zog die Schultern hoch, und den Kopf recht dandymäßig vorstreckend, die eine Hand in der Hosentasche und mit der anderen Tourniquet mit seinem Stocke machend, schlenderte er, leise vor sich hinstummend, den Weg zum Unterlande wieder zurück, wobei er

jeder Dame unter den Hut grinst, und wenn ihm eine gefiel, ihr in unverschämtester Weise nachschaute. —

Lucie hatte das junge Mädchen gebeten, sie heim zu begleiten. Es waren nur wenige Schritte bis zu ihrem Hause. Als sie allein war, eilte sie an die Thür, schob den Riegel vor und schloß ab. Dann setzte sie sich auf die einfache, braune Chaiselongue und dachte nach. Die Begegnung war so unerwartet gewesen, daß sie all ihrer Fassung beraubt war. Sie hatte alles vergessen gehabt, ihre Vergangenheit schien hinter ihr zu liegen für alle Zeiten. Da griff sie urplötzlich wieder in ihr Leben ein und drohte die glückliche Gegenwart zu vernichten. Warum auch gerade der hier, und jetzt, wo sie allein war, hilflos und verlassen . . .

Wenn Herbert dagewesen, hätte es sie nicht so erschreckt. Aber jetzt, dieser Böhlau, vor dem es ihr immer gegraut hatte; denn sie konnte sich dem eigentümlichen Einflusse, den er auf sie ausübte, nicht entziehen. Es bangte ihr, ihm wieder zu begegnen. Sollte sie fort? Es war wohl am besten. Allein was würde Herbert denken, was sagen? Wie sollte sie ihn treffen? Nein, sie mußte bleiben. Hatte sie denn nicht ihre Liebe zu Herbert, die sie schützte vor allem Unge- mach? —

Und doch fürchtete sie sich wie ein Kind, das man im Dunkel allein gelassen hat. —

Sie empfand Grauen vor der eigenen Vergangenheit.

Fast vier Jahre waren es, daß ihr Böhlau zum ersten- male wieder in den Weg trat.

Sie war von Haus fortgelaufen, weil sie dort kein Recht mehr hatte, weil der Vater gedroht hatte, sie totzuschlagen. Einer Freundin war sie von Hannover nach Berlin gefolgt. Diese war Kellnerin, hatte auch Lucie eine Stellung ver-

schafft, und sie war in einem der größten Studentenlokale, im Krug an der Friedrichstraße gewesen.

Ein großes Lokal, durchweg in seinen drei Etagen, mit dem großen Lichtschachte in der Mitte, von der besseren Studentenschaft und viel von Offizieren in Zivil besucht.

Jeden Montag und Mittwoch mußte sie in ihrem Reviere einen Tisch für eine kleine Gesellschaft reservieren, unter denen sich auch Leutnant Böhlau befand, der sie den ganzen Abend kaum aus den Augen ließ und sie alle Augenblicke an den Tisch rief.

Ein junger Gardeoffizier war darunter, mit mädchenhaft bartlosem Gesichte, ein hübscher Junge, dem man den Spitznamen Mariechen gegeben hatte.

Lucie interessierte sich für ihn. Zuweilen kam er allein, um ein Stündchen mit ihr zu plaudern. Er brachte ihr Blumen, kleine Geschenke, und war dabei so zurückhaltend, daß er kaum ihre Hand zu berühren wagte. Wenn sie sich an einen anderen Tisch setzte, sah er sie mit so seltsamen Augen an, daß sie es vermied, wenn er da war. Aber kein Wort wurde weiter zwischen ihnen gewechselt. Man neckte ihn mit ihr.

— Mariechen ist verliebt. Sie können sich auf die Eroberung was einbilden, Lucie; denn Mariechen hat eigentlich das Gelübde ewiger Keuschheit abgelegt. Sehn Sie nur, wie er rot wird. . .

Nichts machte ihnen größeren Spaß, als den jungen Offizier, der erst seit kurzem Leutnant geworden, mit Lucie zu necken. Wenn er an solchen Abenden ging, drückte Lucie ihm fest und innig die Hand, als wolle sie es wieder gut machen, daß man ihn so aufzog.

Vor Böhlau hatte sie ein ungewisses Grauen. Sie sprach ganz gern mit ihm, aber sie fürchtete sich vor ihm

und seiner Brutalität. Sie war gewohnt, kurz gehalten zu werden. Wenn ihr Vater fluchte und donnerte, dann zitterte sie. Jetzt kam man ihr so liebenswürdig entgegen. Man schmeichelte ihr, man behandelte sie so zuvorkommend, und huldigte ihrer Schönheit. Ein paar Studenten erschöpften sich geradezu in Liebenswürdigkeiten.

Allein das that ihr nichts. Sie nahm alles ruhig an, aber ließ sich auf nichts ein, denn sie hatte sich fest vorgenommen, sich ehrlich durchzuschlagen, und es gelang ihr ohne Mühe. Weil sie von aller Welt so verwöhnt wurde, blieb die Behandlungsweise Böhlau's nicht ohne Eindruck. Sie interessierte sich für ihn, vielleicht gerade, weil er sie in gewisser Weise abstieß, und durch sein scheinbar gleichgiltiges Wesen wirkte er am meisten auf sie, denn sie merkte sehr wohl, wie er sie beständig beobachtete. —

Eines Montags war die Gesellschaft wieder beisammen. Es ging lebhaft her am Tische. Mitternacht war vorbei, als plötzlich einer der Herren sagte:

— Aber Mariechen, was ist denn, du hast ja heut Geburtstag!

Man sah nach der Uhr. Es war eben zwölf vorbei. Man umringte den jungen Offizier und beglückwünschte ihn auf das lebhafteste.

— Wir sind zwar alle von dir auf morgen oder vielmehr heut Abend eingeladen, aber eine kleine Vorfeier könnte nicht schaden, was?

— Dazu ist es zu spät. Laßt uns schon hier bleiben.

— Na natürlich . . . aber Mariechen könnte ein paar Flaschen Selt schmeißen. Ich bin just in der Stimmung.

— Kein unebener Gedanke.

Man pflichtete bei. Gewiß, man mußte auf seine Gesundheit trinken, und bald brachte Lucie die Flaschen.

Sie mußte mittrinken. Jedesmal, wenn sie am Tische vorbeiging, hielt man sie fest. Sie hatte den jungen Offizier in so reizender Weise beglückwünscht, daß ein Sturm des Beifalls losgebrochen war.

In kurzer Zeit war eine ziemliche Anzahl Flaschen geleert. Kurz vor eins brach man auf. Es gab morgen eine größere Felddienstübung, und man mußte auf dem Damme sein. Drunten vor dem Hause vermißte man Böhlau, ein Kamerad schaute noch einmal ins Lokal. Er war nicht mehr da. Gott weiß, wo der stecken mochte. . . . Und man ging ohne ihn heim. —

Böhlau kam schon wieder an den Tisch, als Lucie noch beim abräumen der Gläser war.

Sie fragte ihn verwundert, daß er noch da sei. — Er hatte noch keine Lust, nach Hause zu gehen.

Als Lucie Kasse machte, bat er, sie ein Stück nach Hause bringen zu dürfen. Sie hatte große Lust, nein zu sagen, allein sie wagte nicht, ihm die Bitte abzuschlagen. Warum auch nicht? Sie ließ sich doch auf nichts ein.

Als sie auf der Straße waren, und er ihr den Arm bot, schlug er ihr vor, noch ins Café Bauer zu gehen zu einem Kaffee. Sie willigte ein, und griff noch einmal in die Tasche, ob sie alles bei sich habe. Dabei hielt sie ihre Schüssel in der Hand, die er ihr lachend wegnahm und in seine Rocktasche steckte. — Eine halbe Stunde saßen sie im Café Bauer. . . .

Der Sekt hatte sie totmüde gemacht. Sie hatte ziemlich getrunken und war in eine tolle Laune geraten, die jetzt in stumpfe Gleichgiltigkeit umschlug. . .

Als sie hinausstraten, wußte sie kaum mehr, was sie that. Ein Schwindel erfaßte sie an der frischen Luft. In einer Droschke fuhr er sie heim. —

Sie wußte von nichts mehr. Wie ein unsinniger Traum erschien ihr das alles, und er hatte seinen Willen. —

Von jenem Tage an war sie in seiner Gewalt. Sie fürchtete sich vor ihm und wagte doch nicht, sich von ihm zu befreien. Sie zitterte vor ihm, und er war sich seines Einflusses wohl bewußt. Sie war ganz in seinen Händen. —

Seit jenem Tage hatte sie den jungen Offizier nicht wieder gesehen. Sie wagte es nicht, Böhlau zu fragen, denn sie vermutete, er habe ihm etwas gesagt, weil er sich nicht mehr sehen ließ. Als ihr der Gedanke gekommen war, hatte sie lange bitterlich geweint. Dann hatte sie ihn vergessen. — Jetzt erinnerte sie sich auch seiner wieder, wo ihr Böhlau nach vier Jahren plötzlich begegnete. —

Sie hatte ihn auf den ersten Blick erkannt, und die alte Angst überkam sie. Hatte er sie doch einmal geschlagen, und sie hatte nicht gewagt, den Schlag abzuwehren. — Selbst in der Erinnerung an jene Zeit erfaßte sie ein Grauen und sie konnte sich die Gewalt, die er auf sie ausübte, nicht erklären.

Sie wagte sich den Tag über nicht hinaus, voll Furcht, ihm zu begegnen und von ihm angeredet zu werden. .

Am folgenden Morgen ging sie in Begleitung einer Bekannten zum Bade, mit der sie auch den Abend verbrachte. — So vergingen ihr die Stunden der Abwesenheit Herberts in Not und Sorge. —

An diesem Nachmittage würde er endlich heimkehren. Wie sie sich freute . . Wie glücklich sie schon jetzt war! —

Sie hatte Böhlau nicht wieder getroffen. —

Sie war zum baden gewesen, und heimgekehrt hatte sie sich erschöpft auf die Chaiselongue gestreckt . . .

Die Sonne warf ihre schwülen Strahlen durch das eine Fenster herein, das andere war dicht verhängt. —

Mittägliche Ruhe herrschte im Zimmer. Ringsum war es still. Nur zuweilen blökte draußen kläglich ein Schaf. Die Wirtin war fortgegangen, um auf ihrem kleinen Felde zu arbeiten. . .

Eine schwüle Wärme herrschte im Hause. Die Sonne drückte schwer herab, die Fliegen summten im Zimmer. Lucie schloß die Augen und gab sich einem leichten Halbschlummer hin. Es durchflutete sie nach dem Bade so warm. Sie war so lässig, daß ihre Arme neben dem Körper lagen, als seien sie bleischwer . . .

Eine ganze Weile lag sie schon zwischen wachen und träumen, als sie ein Geräusch zu hören glaubte. Aber sie regte sich nicht gleich . . . erst mußte es ihr recht zum Bewußtsein kommen, dann erst öffnete sie, sich halb aufrichtend die schweren Lider. Im nächsten Augenblicke richtete sie sich völlig auf.

Die Thür war halb geöffnet, und, die Klinke noch in der Hand haltend, stand Böhlau vor ihr, der jetzt die Thür vorsichtig schloß und auf sie zu kam. Den Strohhut hielt er in der Hand und strich sich mit der anderen über seine militärisch kurz verschnittenen Haare, während er verbindlichst lächelte.

— Lassen Sie sich nicht stören Bleiben Sie liegen, bleiben Sie ruhig liegen! rief er. Pardon übrigens, daß ich hier so eindringe. Wollte Ihnen auf jeden Fall Besuch machen, nachdem Sie mich neulich so scheußlich geschnitten. Draußen war niemand, und als ich anklopfte, keine Antwort. — Steckte also den Kopf herein, und sehe das entzückendste Bild von der Welt vor mir. — Wirklich brillant! . . . Mit so viel Chic hingestreckt.

Lucie fand noch immer keine Antwort.

Weshalb kam er, was wollte er von ihr?

Er hatte seine Handschuhe abgestreift, und legte sie jetzt mit Hut und Stock auf den Tisch, indem er sich zugleich einen Stuhl an die Chaiselongue heranzog.

Jetzt griff er nach ihrer Hand und sagte:

— So! und nun vorerst ein herzliches Willkommen . . . Ja aber Lucie, was ist Ihnen denn?

Sie hatte ihm ihre Hand, die er ergreifen wollte, rasch entzogen.

— Was wollen Sie von mir? fragte sie angstvoll.

— Ich verstehe Sie nicht. — Was werde ich wollen? Mit Ihnen plaudern, plaudern von der Vergangenheit.

Sie schauderte zusammen. — Wäre doch diese Vergangenheit nicht gewesen!

— Wahrhaftig! Scheint Ihnen nicht viel Spaß zu machen, mich wiederzusehen. . . .

Sie saß auf der Chaiselongue. Ihre Augen suchten im Zimmer umher. Ihre rechte Hand zupfte nervös an den Fingern der linken.

— Ich bitte Sie, lassen Sie mich allein. Verlassen Sie mich. — Wenn man kommt! . . .

— Aber wer soll denn kommen? Es ist ja niemand da . . .

Sie hatte sich erhoben, und eilte an das Fenster.

— Wissen Sie, Lucie, eigentlich finde ich Ihr Benehmen komisch . . . Was haben Sie denn nur?

Er war aufgestanden, zu ihr hingetreten, und wollte sie umfassen. Sie riß sich los.

— Rühren Sie mich nicht an! rief sie angstvoll.

— Aber Lucie, so sei doch nicht albern.

— Rühren Sie mich nicht an, oder ich rufe!

— Das ist famos. Sie rufen! Wen willst du rufen

mein Schatz? — Komm, sei nicht albern. Einen Kuß werde ich doch noch kriegen, nicht? —

— Herbert! . . . Herbert!

Sie stieß die Worte wie in hilfloser Angst aus.

— Ah so — Herbert! Der soll helfen. Herbert! und wer ist das?

— Verlassen Sie mich oder —

— Laß ihn nur kommen. — Ich habe doch ältere Rechte. Ein paar alte Freunde wie wir. Nun laß aber die Dummheiten . . . das ist höchst albern. . . .

Sie hatte sich an die Gardine gekrampft, und ehe sie es hindern konnte, hatte er sie erfaßt und geküßt, mehrmals wild in das Gesicht, wohin seine Lippen trafen, rücksichtslos, brutal. Sie riß sich von ihm los und eilte auf die Thür zu. Allein er kam ihr zuvor, stellte sich ihr in den Weg und schob den Kiegel vor.

Dann faßte er sie mit beiden Armen um den Leib, während sie den Ausgang erzwingen wollte.

Sie stemmte beide Ellbogen gegen seine Brust, allein sie fühlte seinen heißen Atem in ihrem Gesichte. Sie zitterte am ganzen Leibe, und in ihrer Angst schluchzte sie wild und leidenschaftlich, während die Thränen über ihr Gesicht strömten.

Wie in alter Zeit fühlte sie sich machtlos. Sie kannte diese Augen, diese wollüstig roten Lippen. Sie fühlte wieder wie einst, wo er sie bis zum Wahnsinn aufregte, daß ihre geweckte Sinnlichkeit vergebens mit dem Abscheu rang.

Sie drängte ihn von sich, allein was vermochte sie gegen ihn. Ihr Blut jagte, und sie fühlte, wie seine Lippen sich auf ihrem Munde einzuwühlen schienen. Es war ein wortloses ringen, feuchend Brust gegen Brust. Kein Laut kam über ihre Lippen, nur ihr hastiges atmen, wie ein röcheln, tönte durch das stille Gemach. Sie brach in die

Kniee zusammen. Sie wollte nicht unterliegen, aber wie sie sich auch wehrte, sie konnte sich seinen Armen nicht entwinden, und sie unterlag. — —

Die Sonne rückte immer weiter am Himmel, ihre Strahlen drangen nicht mehr in das kleine Zimmer, das jetzt im Schatten lag. —

Als die Frau vom Felde zurückkam, fand sie Lucie auf der Chaiselongue sitzen, den Kopf in die Hände gestützt. Als sie sie anredete, erhielt sie anfangs keine Antwort, und als Lucie aufblickte, zeigte sie ihr ein verstörtes, krankhaft bleiches Gesicht. Erschreckt fragte sie, was ihr fehle. Allein Lucie beruhigte sie und schickte sie wieder fort. Sie wollte allein sein. —

Und Stunde um Stunde verging. — Es war Nachmittag geworden. Bald mußte Herbert zurück sein.

Was sollte sie ihm sagen . . . was beginnen? —

Ihn nicht wiedersehen nach dem was vorgefallen war, war das beste. Aber nein, das vermochte sie nicht. Sie fühlte, sie konnte ohne ihn nicht mehr leben. . . .

Und so wartete sie, und zermartete sich ihr Hirn. Unaufhörlich weinte sie. Wie war es nur möglich gewesen? Weshalb war sie nicht gestorben, weshalb hatte sie ihn nicht erwürgt? Weshalb nicht um Hilfe gerufen? Weshalb nicht?

Aber sie hatte es nicht gekonnt. Die Stimme fehlte ihr, der Hals war wie zugeschnürt, und ihr hatte jede Ueberlegung gefehlt, jede Willenskraft.

Sie tobte gegen sich selbst, und verfiel dann wieder in eine Erschlaffung aller Lebenskräfte. Sie hatte ihm ja früher gehört. Es war ihr gewesen, als ob sie nackt vor ihm gestanden. Er hatte sich nur genommen, was er so oft be-
sessen, er hatte ein altes Recht, und hatte sie behandelt, wie er nach allem früheren sich berechtigt glaubte.

Was halfen alle Anklagen. Es ließ sich nichts mehr ändern. Es war geschehen, eine Thatfache, die nicht hinwegzudenken war. . . .

Eine tiefe Verachtung vor sich selbst überkam sie. Sie rang die Hände, warf sich schluchzend auf die Chaiselongue und wollte verzweifeln. Konnte und durfte sie Herbert etwas davon sagen, damit sie ihm ins Gedächtnis rief, was sie früher gewesen war . . . was sie jetzt wieder geworden, — daß er sie verachtete und von sich stieß, wie er mußte, wenn er sie jemals geliebt hatte? Sie hatten sich beide über ihre Vergangenheit hinweggetäuscht. Jetzt hatte sie ihr Recht gefordert.

Es gab keine Verzeihung für sie, und noch weniger eine Entschuldigung. Sie war auf alles gefaßt. Schlimmeres wie den Tod gab es nicht.

Sie wusch sich die Thränen aus den Augen, daß man ihr die Stunden der Verzweiflung nicht gleich ansah, und kleidete sich an, um zum Hafen hinabzugehen und den Dampfer zu erwarten.

Sie fürchtete sich nicht mehr vor Böhlau. Ihre Angst war vor der Verzweiflung geschwunden, sie war ruhig und entschlossen wie zum Tode. Ohne sich zu beeilen, ging sie durch das Dorf und die Treppe vom Felsen hinunter zum Unterland, zum Hafen, ihren gewohnten Weg, langsamen Schrittes.

In einer guten halben Stunde konnte der Dampfer ankommen, sagte man ihr . . .

Sie setzte sich an das Ufer nieder, schaute dem Spiel der Wellen zu, wie sie sich zu ihren Füßen verliefen und immer neue kamen und vergingen, und das eintönige rauschen des Meeres besänftigte ihr aufgeregtes Blut und schläferete ihren wild schweifenden Geist ein. Endlich konnte sie mit

bloßem Auge den herannahenden Dampfer erkennen. Die Zeit bis er Anker warf und dann die Boote landeten, schien ihr eine Ewigkeit. Sie litt grausame Qualen, bis sie endlich in Herberts Armen lag.

Als sie daheim waren, warf sie sich an seine Brust, und die Verzweiflung der letzten Tage löste sich in einen Weinkrampf auf. Er schaute in ihr Gesicht, daß so totenbleich war, in ihre Augen, in denen ein tiefer Schmerz lag. Und er küßte sie, ohne daß sie seine Liebkosungen zu erwidern wagte.

— Bist du krank, Lucie? fragte er. Du siehst, du bist so bleich.

Sie umschlang ihn nur fester.

— Ich habe mich so nach dir gesehnt, flüsterte sie. Ich wäre gestorben, wenn du nicht gekommen wärst. Ich habe dich ja so lieb! . .

— Mein armes Kind, wie du gelitten hast!

Sie fürchtete sich, daß er von seiner Mutter sprechen würde, und sie fragte ihn nicht, was er inzwischen gethan.

Herbert fing selbst an, davon zu sprechen. Er sprach von seiner Mutter zum ersten Male ausführlich. Sie war die ganze Zeit über bei ihrer kranken Schwester in Italien gewesen. Er erzählte ihr, wie gut sie sei, wie sie ihn liebe.

An Böhmlau dachte sie jetzt nicht mehr. Die Gegenwart Herberts ließ sie alles vergessen. Es lag wie ein wüster Fiebertraum hinter ihr, einer jener Träume, die zerflattern, sobald man wieder einem anderen Menschen in die Augen sehen kann.

Die Dämmerung brach früh herein. Sie verließen das Haus und schritten den Landway, den sie so oft gegangen waren, hin zu jener Stelle, wo sie sich gefunden.

Die Sonne war untergegangen, als sie am Radhurn

anlangten. Die Wolken, die schwer am Horizonte lagerten, erglühten noch in flammendem Purpurrot, dann gingen sie in violett über, das sich in farbloses grau verwandelte, bis die Nacht einbrach und alle Farben nach und nach erloschen . . .

Die Seevögel kreisten noch in der Dämmerung mit scharfen spitzen Schreien. Dann suchten sie ihre Nester auf, und nur ein vereinzelter, unruhiger Vogel schoß noch durch die einbrechende Nacht. Dann ward es still ringsum.

Sie ließen sich auf ein Felsstück nieder und blickten auf das Meer. Ein blasser Halbmond schwebte mit mildem Scheine über der dunklen Flut, durch den leichten Nebel, der die Sterne verdeckte.

Herbert hatte den Arm um Lucie's Leib gelegt, und stillschweigend genossen sie das Glück, wieder bei einander zu sein. Die kurze Trennung hatte ihre Liebe noch gesteigert.

Und langsam war in Herbert ein Entschluß gereift, ein Entschluß, mit dem er sich schon seit Wochen getragen.

Er war in Berlin wieder mit Fritz Lautner zusammengekommen. Das alte Lieblingsthema des Malers war angeschlagen, und Lautner hatte sich wieder in Feuer geredet: Wo die Liebe sprach, da hatte kein Bedenken mehr mitzureden. Sie besiegte alles. Und er kam wieder mit seinen Beispielen: hatte nicht ein Fürst, der die Hand einer Kaiser-tochter erringen konnte, sich mit einer kleinen Schauspielerin verheiratet? . . . Hatte nicht ein Kaisersohn, der Erbe eines der herrlichsten Reiche Europas, den Tod gesucht, weil er mit der Geliebten sich nicht vereinigen konnte.

Wenn solche Dinge auf den Höhen der Menschheit geschahen, wie mußte da erst ein freier Mann handeln!

Heirate das Mädchen, das du liebst, wes Standes sie auch sei, und wenn du glücklich bist, dann laß die anderen

reden, was sie wollen! Man braucht nur den Mut zu haben, der Meinung der Masse zu trotzen, und man besiegt die Masse durch unbeirrtes Handeln.

Sie kamen auf Lucie zu sprechen und Lautner redete sich in Begeisterung. Alle Welt war von ihr entzückt. Ein herrlicheres Geschöpf konnte es gar nicht geben.

— Warum heiraten Sie sie nicht? fragte er endlich. Sie, der freie Mann, der keine Rücksichten zu nehmen hat, in vollster Unabhängigkeit thun und lassen kann, was er will! — Ich verstehe das nicht. Wie können Sie Ihres Glückes recht froh werden? Sie müssen es vor der Welt verbergen, vor ihr schützen. Man begehrt Sie, begehrt das Mädchen, das Sie lieben. Werden Sie das auf die Dauer ertragen: das liebste was Sie besitzen, dem Gekritzel der Welt preiszugeben? — Sie sind Nationalökonom, Sie wollen Führer des Volkes sein, Sie kämpfen für das Wohl aller, Sie, der Aristokrat, haben das Glück des Volkes, des niedersten Volkes im Auge, Sie haben eine schöne Abhandlung geschrieben, in der Sie von der Notwendigkeit der Ehe, als der Grundlage des Staates, der einzigen Möglichkeit einer sittlichen Ordnung sprechen, und geben dabei ein solches Beispiel? — Glauben Sie, daß Ihnen das beim Volke nützt . . . daß Sie damit dessen Achtung und dessen Vertrauen erringen? . . . Wollen Sie der Prophet werden, der als erster seinen Lehren zuwider lebt? — Sie sind frei und unabhängig. Haben Sie den Mut Ihrer Meinung! Sie bringen kein Opfer, wenn Sie Ihrem Herzen folgen. Sagen Sie mir nur das eine: Glauben Sie, daß Sie je ein Mädchen finden, daß Sie mehr lieben werden, das herrlichere Eigenschaften des Geistes und des Körpers besitzt? . . .

Herbert schüttelte den Kopf. Er wußte ja, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte.

— Nun also! Fühlen Sie denn nicht das demüthigende der Stellung, in der Sie Ihr herrliches Kleinod lassen?

Er saß im Atelier Lautners vor einer großen, angefangenen Leinwand, auf der sich die ersten Konturen und Grundtöne befanden zu dem neuesten Werk des Malers, der, die Palette in der einen, den Pinsel in der anderen Hand, auf ihn einsprach, als handle es sich um sein eigenes Seelenheil.

Hatte er sich das alles, was ihm Lautner vorredete, nicht schon selbst hundertmal gesagt?

Jetzt, wo er fern war, empfand er so recht, was ihm zu seinem vollen Glücke fehlte. Er sah seine Beziehungen zu Lucie in anderem Lichte.

Fern von ihr fühlte er erst, wie sehr er sie liebte. Der Gedanke, sie je zu verlieren, erfüllte ihn mit Entsetzen; was würde sein Leben sein ohne ihre Liebe! Ihm schien, als ob sich dunkle Nacht über den vor ihm liegenden Lebenspfad breite. Was war ihm sein Dasein ohne Lucie?

Am selben Tage traf er mit Eggersdorf zusammen. Auch dieser sagte ihm, daß man schon vielfach darüber gesprochen und eine Heirat zwischen ihm und Lucie mit ziemlicher Sicherheit erwarte.

— Warum auch nicht? hatte er hinzugefügt. Es geht ja doch alles drunter und drüber in dieser Welt. Man muß mit den Wölfen heulen . . .

Auf der Fahrt nach Helgoland hatte ihn die Frage unablässig beschäftigt. Er hatte auf dem Verdecke gesessen, und während das Schiff auf den Wellen tanzte, sann er nach.

Ja, sie hatten recht. Dem peinlich werdenden Zustande mußte ein Ende gemacht werden. Es war unmöglich, daß er je ein anderes Mädchen so lieb haben konnte wie Lucie.

Er hatte sich früher einmal gesagt: Aus seiner Geliebten

sein Weib machen, ist gefährlich, denn die Eigenschaften, die man an der Geliebten schätzt, die sie einem am meisten wert machen, sind gerade solche, die man sich bei seinem Weibe nicht wünscht.

Aber das traf bei Lucie nicht zu, in keinem Punkte. Er ging all die Tage durch, die er gemeinsam mit ihr verlebt hatte, aber er fand nichts, was sie ihm nicht als sein Weib wert machen würde.

Jetzt, wo er sie wieder in seinen Armen hielt, wußte er, daß er sie niemals lassen konnte. . .

Die Nacht war völlig hereingebrochen, eine dunkle, tief-schwarze Nacht. Nur der Mond hing trübe über den Wassern, und der Leuchtturm warf seine Lichtfluten in die Ferne. Tief zu ihren Füßen rauschte das Meer, dumpf tosend in tausendjährigem Groll, und leckte an den zerklüfteten Felsen des kleinen Eilandes.

Sie saßen noch immer wortlos an einander gelehnt.

Lucie schauerte leise zusammen.

— Friert dich, Lucie?

— Nein, gar nicht. Laß uns noch bleiben. . . Ja? Es ist so schön hier. . .

Sie hatte an Böhlau denken müssen, an das, was heute geschehen war, und sie zuckte zusammen.

Plötzlich sagte Herbert:

— Lucie! . . Lucie! willst du mein Weib werden?

Sie schaute ihn an und er sah ihre Augen glänzen.

Sie verstand seine Frage nicht. — Sie legte nur den Kopf an seine Brust, als wolle sie dem pochen seines Herzens lauschen und fragte:

— Bin ich es denn nicht, Herbert? . . Bin ich nicht ganz dein Eigen, dein Weib?

— Nein Lucie, nicht so. . . . Vor allen Menschen mein Weib. . . .

Wie eine plötzliche Erstarrung kam es über sie. Warum hatte er das gesagt? — Warum? — Sie sein Weib, sie, die sich heute noch einem andern hingeeben hatte!

Es brauste ihr in den Schläfen. Sie wollte sich aus seinem Arm reißen, am liebsten sich hinunterstürzen von dem Felsen, um die Antwort nicht geben zu müssen auf diese Frage, die all ihr Glück zu vernichten drohte.

— Lucie hat er, du hast keine Antwort?

Wie in eisigem Schweigen saß sie neben ihm. Kein Glied an ihr regte sich.

— Lucie, flüsterte er und versuchte, sie an sich zu ziehen. Sie wehrte ihm nicht, aber als er sie küssen wollte, kehrte sie den Kopf ab.

Dann starrte sie vor sich hin und sagte langsam, tonlos:

— Nein! . . .

Er schrie fast auf, so rauh klang dieses Nein.

— Nein! wiederholte sie. Niemals.

— Aber Lucie! —

— Laß! Das kann nicht sein, und wird auch nie sein.

— Lucie!

— Nein Herbert! Ein Mädchen wie mich kann ein Mann wie du nicht heiraten . . . niemals! . . . Doch komm, laß uns gehn . . . es wird kalt . . . und mich fröstelt. —

Sie stand auf. Er wollte sie an sich ziehen, aber sie trat einen Schritt zurück, und neben einander gingen sie wortlos dem Dorfe zu. Ringsum kein Laut. Nur das leis brandende Meer und der dunkle Himmel, der sich dicht über ihren Häuptern wölbte.

— Du weißt ja nichts von mir, sagte sie dann so müde.

Du kennst mich ja nicht. . . Es kann nicht geschehen. — Wozu auch? . . . Glaubst du, das wir dadurch glücklicher werden? Ich bin so glücklich gewesen, unaussprechlich glücklich! Zerstöre mir mein Glück nicht! — Es ist ein thörichter Gedanke. . . Ich habe dir nie gesagt, wer ich bin. . . du hast nie gefragt; du kennst mich nur, wie ich jetzt bin . . . aber nicht meine Vergangenheit. — Ich sage dir, es kann nie sein. . . .

Er bestürmte sie mit seinen Liebesjungen, aber sie blieb kalt, als sei etwas in ihr gestorben. Ihr Gesicht war so starr und unbeweglich.

— Weil ich dich so sehr liebe, darum kann es nicht geschehen. . . Nur weil ich dich so liebe. . .

Das war ihre einzige Antwort.

— So erzähle mir deine Vergangenheit, bat er.

Sie sah ihn einen Augenblick an, als wollte sie in seinem Gesichte lesen, dann sagte sie:

— Wenn du willst — ja! — Aber es ist nichts schönes, kein Märchen, sondern Elend und Jammer. . . .

Als sie über die Schwelle des dunklen Zimmers trat, stockte ihr Fuß einen Augenblick.

Sie sah wieder alles vor sich: den blendenden Sonnenschein, Böhlau's grinsendes Gesicht . . sie dachte an ihre Angst, ihre Verwirrung und dann . . dann — —

Nacht lag jetzt über der Scene. — Ein schluchzender Laut quoll aus ihrer Brust. . .

Und Herbert wollte sie zu seinem Weibe machen; — sie zu seinem Weibe! — —

VII.

Im ganzen Dorfe war kaum ein Fenster mehr hell. Der Schlaf lag über der kleinen Insel. Der Wind wehte scharf vom Meere her. . . .

Nur zwei Menschen waren noch wach: Herbert und Lucie. Die niedrige Lampe, von einem rohgefügtm Schirm bedeckt, ließ das kleine Zimmer im Dunkel. Nur auf die rote Decke des einfachen, viereckigen Tisches fiel der volle Schein.

Auf dem Tische stand eine Flasche mit zwei Gläsern aber Lucie hatte kaum von dem Weine genippt. Alles was sie umgab verschwand vor ihren Augen: das Zimmer mit seiner einfachen Ausstattung, seiner niedrigen, schlichten weißen Decke, seiner grauen Tapete, auf der ein paar alte kunstlose Buntdrucke in braunen Leistenrahmen hingen.

Sie sah nur die Bilder der Vergangenheit vor sich. Sie erzählte Herbert ihre Geschichte. . . Sie hatte rückhaltslos wahr sein wollen, aber sie fand nicht den Mut, ihm alles zu sagen. Sie verschleierte die Nachtseiten, vor denen es ihr selbst graute, seit sie ihn liebte.

War es nicht so gut wie ein Traum? — Wozu das alles heraufbeschwören. Sie huschte an diesen Dingen vorüber, als seien sie nicht gewesen. Sie wollte aufrichtig sein, aber mit jedem Worte sank ihr der Mut und sie konnte es nicht.

Sie lehnte in der Ecke des Sofas, so daß ihr Gesicht im Dunkel war, damit er sie nicht sehen konnte. Er saß auf einem Sessel, halb vor ihr, und hielt ihre Hand umfaßt.

Und sie erzählte, — aber während sie langsam ihr Leben vor ihm entrollte, sah sie andere Bilder dazwischen, die sie aus ihrem denken verjagte, an denen sie vorbei ging, wie an einem Besthause. . . .

Sie sah sich als elfjähriges Mädchen, mit ihren beiden Geschwistern, einem jüngeren Bruder und einem kleinen Schwesterchen, das eben laufen lernte.

Das Haus lag an der Hauptstraße Linden's, das, trotzdem es sich von Hannover als selbständige Stadt getrennt, noch immer einen dorfsähnlichen Charakter bewahrte. Es war ein niederes, zweistöckiges Vorderhaus, eintönig grau gestrichen.

In der Mitte befand sich die Hausthür mit den tiefausgetretenen Steinen. Links war ein kleiner Höckerladen, in dem alles zu haben war. Der Flur war zugleich Verkaufraum. Nach der Straße zu zwei Schaufenster, verstaubt und mit Waren aller Art vollgepfropft.

Zur rechten der Hausthür befand sich ein Rückkaufsgeschäft, ein Tröbdladen, zwei Fenster, und in der Mitte eine kleine, niedere Eingangsthür, an der allerlei Anzeigen wunderlicher Art hingen.

Vor den Fenstern standen die Kinder oft und bestaunten die ausgelegten Sachen, die alten silbernen Uhren, unförmig und dick, goldene Ringe aller Art, rostige Messer, Revolver und Operngläser. Und dann Bilder, schmutzige verstaubte Statuen, alte, abgegriffene Bücher mit zeretzten Einbänden; und dazwischen Hüte und Stiefel, und an der Hinterwand ein Haufe alter Kleidungsstücke, Männer- und Frauenkleider, manche noch wie neu, andere mit großer Sorgfalt geflickt und gereinigt, daß sie wieder anständig aussahen.

Und in den Fenstern, zwischen all diesen Sachen, an den Scheiben, überall starrender Schmutz.

Zu beiden Seiten der Thür hingen Kleidungsstücke, auf der Straße standen ein paar Stühle, auf denen allerhand Geschirr lag, und zwischen den Kleidern hing eine Ulanen-

uniform schon seit Jahren, die täglich wieder hinauszehängt wurde, ohne daß sich ein Liebhaber dafür fand.

Vor diesem Laden lungerten die Kinder herum, liefen eiligst davon, wenn der Besitzer aus dem Fenster schaute, ein kleiner, verwachsener Jude mit einer spitzen krummen Nase und einem langen, völlig verschliffenen, fettigen schwarzen Rocke, der ihm um die mageren Beinchen schlotterte, mit seiner schwarzen Sammetmütze auf dem lang herabfallenden, gelockten Haar.

Im Sommer stand die Thür auf, ein Modergeruch quoll daraus hervor, und dann schauten sie in den Laden hinein, und die Zungen riefen: Ißig! . . Schmuhl! —

Und dann liefen sie im Galopp die Straße hinunter. Hinter dem Ladentische saß ein altes, runzliges Judenweib mit Triefaugen, vor der sie noch mehr Grauen hatten.

Und nicht nur die Kinder, auch all die anderen.

Sie fürchteten sich, in diese Höhle zu gehen, wo es nach all den alten Kleidern, nach diesem seit Jahren sich häufenden Schmutze roch; und doch gingen sie hinein und brachten ihre Habe dahin, um nach langem handeln ein paar Groschen und den verknitterten Pfandschein davonzutragen, den Pfandschein, den sie monatelang erneuerten, bis ein Tag kam, wo er verfiel, und sie nun all die Zinsen umsonst bezahlt hatten. —

Zur rechten Seite des Hauses war ein offener Thorweg, der zu dem großen, immer schmutzigen Hofe führte, der rings von Hintergebäuden umgeben war, unter denen sich auch ein großer Stall befand, und wo ein Hause armer Leute wohnte: Arbeiter, Fabrikmädchen, eine Schneiderin, ein Kutscher mit einem elenden Wagen und einem noch elenderen, abgemagerten Pferde, das zugleich mit in dem Stalle sich befand in dem die vier stämmigen, wohlgenährten

Pferde des Kollfuhrmanns Nagel standen, der seinen Knecht hatte und in dem kleinen Seitengebäude rechts wohnte, mit seiner Frau, die hie und da in Wäsche ging, und seinen drei Kindern, von denen Lucie das älteste war.

Er hatte nicht immer hier gewohnt, erst seit drei Jahren. Vorher war er herrschaftlicher Kutscher gewesen bei einem Freiherrn von Voigt, in der Stadt drinnen.

Und Lucie sah den steingepflasterten großen Hof wieder, vor sich, mit dem daran grenzenden Garten, der für sie ein Heiligtum war, das sie nie betreten durfte.

Vorn in dem großen Hause wohnte der Baron, dem Lucie immer aus dem Wege lief, denn er konnte sie nicht leiden, dieses kleine, schmutzige Geschöpf, das sich im Stalle bei den Pferden herumtrieb, wo sie ihre Kaninchen hatte, oft zwanzig, dreißig Stück, die von dem Futter der Pferde lebten und den Stall unterwühlten.

Es war ihr einziges Vergnügen; denn sonst durfte sie nicht vom Hofe, und sie sah oft den ganzen Morgen niemanden, als nur den Stallknecht, der die Pferde striegelte.

Wenn der Vater mit seinem ausgerasierten Kinn und dem leicht ergrauenden Backenbarte, in seiner dunkelblauen Livree mit den großen blanken Knöpfen und den weißen Hirschlederhosen, den glänzenden Hut mit der großen Kokarde auf dem Kopfe, steif auf seinem Bocke thronte, die Peitsche kerzengerade emporhaltend, mit der linken die kopfschüttelnden Pferde zügelte, dann schien er ihr etwas besonderes. Sie scheute sich vor ihm und wagte nicht, ihn anzureden.

Er mußte in der einfachen Stalljacke sein, daß sie mit ihm umzugehen wagte, und auch dann noch hielt sie sich immer etwas fern. Er war meist schweigsam und verkehrte nicht mit der anderen Dienerschaft, die ihn in seiner außergewöhnlichen Stellung respektierte.

Sie hatte niemanden, mit dem sie umging.

Das große, vornehme Haus lag ganz zwischen seinesgleichen und in der ganzen Umgegend gab es keine Kinder, mit denen Lucie spielen konnte.

So beschäftigte sie sich denn mit ihren Puppen, die sie zu Weihnachten bekam, die alten Spielsachen der kleinen Baronesse Mary.

Wenn diese, in ihrem weißen Spitzenkleidchen, im Garten spazieren ging, dann versteckte sich Lucie, um ihr von ferne zuzusehen: wie sie sprach, wie sie sich bewegte; und sie versuchte diese Bewegungen nachzumachen und spielte mit ihren Puppen Baronin. Sie sah zu dem fast gleichaltrigen Kinde wie zu einem Wunder auf, wie zu einem Engel, mit seinem großen Federhute, den schwarzen, seidenen Strümpfen und den zierlichen Schuhen; sie, die mit wildem Haar, ohne Hut, oft barfuß über die Steine lief und mit ihren geflickten, aus alten Kleidern zurecht gestutzten Röcken sich im Pferde- stalle mit seinem Dünger- und Pferdegeruche herumtrieb und deren höchste Freude die Kaninchen waren, die sie an den langen Ohren zerren konnte. —

Einmal stand sie an dem Eisengitter, das den Garten von dem Hofe trennte. Es war ein heißer Sommernachmittag. Der Knecht warf aus der Bodenlufe die raschelnden Strohbunde zur Stallstreu herunter.

Die kleine Mary war allein im Garten.

Da sah sie die neugierige Lucie am Gitter stehen und rief sie an.

— Du . . . komm doch herein!

Lucie schüttelte mit dem Kopfe. Sie hatte noch nie den Garten betreten. Es war ihr auf das allerstrengste verboten worden.

Aber die kleine ließ sich nicht irre machen:

— Du sollst hereinkommen! . . . Wir spielen zusammen, ja?

Damit war sie an das Stacket getreten.

— Wie heißt du denn? fragte sie.

— Lucie!

— Du wohnst da — im Stalle . . . nicht?

Lucie nickte nur. Sie fürchtete sich vor dem Kinde.

— Du hast ja ganz schmutzige Hände!

Lucie schaute auf ihre Hände. Sie hatte im Sande gewühlt, und dann sah sie auf Marys Hände, die so rein und weiß waren, und das Gesicht so zart, mit den blonden langen Locken, die unter dem Hüte hervorquollen.

— Pfui, wie schmutzig du bist! Hast du kein Fräulein, das dich wäscht und anzieht?

Lucie schaute sie nur groß an.

— Wenn du artig bist, kannst du mit mir spielen. Ich zeige dir meine große Puppe. . .

Indem kam die Gouvernante aus dem Hause, um nach ihrem Pflegling zu sehen, und unterbrach das Gespräch. Es war ein junges Mädchen mit schönen, blassen Zügen, und sie sagte traurig freundlich zu Lucie, indem sie lächelte, als ob es ihr weh thue:

— Geh wieder hin und spiele, mein Kind . . . geh! — Ihr dürft nicht mit einander spielen. —

Damit zog sie Mary fort, die sich nicht trennen wollte, und sich nach Lucie umfah, die ihnen mit großen Augen nachstarrte, die beiden kleinen, schmutzigen Hände um die Eisenstäbe des Gitters geklammert, das Gesicht dagegen gedrückt, um durch das Gebüsch in den Garten zu sehen.

Dann drehte sie sich um und lief hastig davon. —

Ein paar Wochen darauf verließ der Freiherr die Stadt,

und der ehemalige herrschaftliche Kutscher Nagel zog hinaus nach Linden mit Weib und Kind.

Er hatte sich mit seiner Frau, die mit ihm zusammen bei der Herrschaft gedient hatte, eine hübsche Summe erspart und wollte sich selbstständig machen.

Aber es gelang ihm nicht gleich, Droschkenkutscher zu werden, wie er geplant hatte. Es bot sich ihm eine günstige Gelegenheit, Pferde und Wagen eines Kollfuhrmanns von einem Bekannten, der das Geschäft aufgab, billig zu erlöchen.

Es schien ihm einträglich genug, und so entschloß er sich vorerst dazu.

Anfangs ward es ihm schwer, sich in die neue Stellung hinein zu finden. Aber das gab sich bald, und kein Jahr war vergangen, da stand er in seinen hohen, schweren Stiefeln, mit der dicken manchesternen Hose, eine lederne schwarze Schürze vorgebunden, die Mütze schief auf dem Kopfe, auf seinem Wagen, die kurze Peise zwischen den Zähnen, mit struppigem Barte, wie all die andern. Nichts mehr von der Arroganz des einstigen herrschaftlichen Kutschers. Er war Fuhrmann geworden, trank seinen Schnaps wie sie alle, schleppte seine Säcke und Kisten und fühlte sich wohl; denn es gab tüchtig zu verdienen, so daß er sich bald ein zweites Gespann zulegen mußte.

Er war sein eigener Herr, niemand hatte ihm zu sagen, und wenn er abends heimkam mit leerem Wagen, dann ließ er die stämmigen Gäule jagen, daß der Wagen schütterte, und er selbst sich breitbeinig einstemmen mußte, um seine stolze Haltung zu bewahren, während er die Peitsche knallend um die Köpfe der Braunen tanzen ließ.

Seine Frau, die, als Lucie neun Jahr alt war, ihm das dritte Kind schenkte, ging ins Waschen; denn das bißchen Haushalt verlangte nicht viel, und Lucie mußte für die Ge-

schwister sorgen, den Jungen hüten und das kleinste auf dem Arm schleppen.

Wie oft saß sie nicht drunten auf dem Hofe, die kleine Schwester auf dem Schoße, und um sie herum tollten die anderen Kinder.

Es war weit lustiger, als auf dem früheren Hofe. Nur war es hier immer so schmutzig.

Die schwarze Erde war sumpfig naß, denn die Wagen wurden hier abgespült, und von der Pumpe wurde das Wasser ins Haus gebracht.

Eine ganze Schar Hühner, blauschwarze Spanier, die dem Hausbesitzer, dem Kaufmann Werner, gehörten, stolzierten auf dem Hofe herum. In einem Verschlage wurden stets zwei oder drei Schweine gemästet, hinter dem Pferdestalle, in einem dunklen Loch, wo man die Hand nicht vor Augen sehen konnte.

Zuweilen machten sie sich den Spaß, in den Gang hineinzutappen, allein sobald eins der Tiere sein grunzen anfang, stob die Schar auseinander.

Das Thor nach der Straße stand beständig offen, eine breite, ansteigende Straße, aber schmutzig und nur in der Mitte gepflastert. Von dort kamen fremde Kinder mit auf den Hof und dann kam es zu Hänkereien und nur zu oft zu Schlägen, wobei sich Mädchen und Jungen in den Haaren lagen und sich kratzten, spuckten und bissen.

Und Lucie war eine der wildesten; wenn sie nicht ihre kleine Schwester zu hüten hatte.

Zuweilen gab sie das Kind einer anderen und trieb sich auf der Straße umher, spielte kriegen oder schlug sich mit den Jungen herum, um atemlos, mit zerrissenen Kleidern, zerzausten Haaren, und Beulen heimzukommen.

Dann flichte sie sich, schwer atmend, die Löcher wieder zu, strich sich das blonde Haar mit Wasser glatt und steckte

es mit dem runden Gummikamm, in dem die meisten Backen fehlten, fest.

Wenn am Abend die Arbeiter heimkamen und mit den Mädchen ihren Scherz trieben, hörte sie Dinge, über die sie lachte, die sie halb verstand, und über die sie dann nachgrübelte.

Hauptsächlich trieb sie sich mit den beiden ältesten Jungen eines Maschinenarbeiters Tappert herum, sobald die Mutter am Abend heimgekommen war, und sie nun bis zur Nacht noch Zeit hatte; und sie suchte einen Ehrgeiz darin, es ihnen in allem gleichzutun.

Sie neckten vor allem den Trödeljuden. Einen großen Respekt hatten sie jedoch vor seiner Tochter, einem achtzehnjährigen Mädchen mit blauschwarzen Haaren und dunkelbraunen Augen, das nie im Laden war, sondern immer hinten am Fenster saß, sich ihre langen Zöpfe flocht und um den Kopf legte, oder die Zeit mit lesen hinbrachte. Sie ging nie aus, nur einmal in der Woche mit den beiden Alten zum Tempel.

Dann stürzte die ganze Schar auf die Straße und sah ihnen nach, aber sie verhielten sich still, denn sie scheuten sich vor dem großen, hübschen Mädchen. —

Einmal bekam Lucie von ihrem Vater unbarmherzige Schläge. Sie war fast vierzehn Jahre alt. Eine gelegentliche Maulschelle setzte es schon hie und da ab, aber diesmal schlug er sie fast tot.

Sie hatte den anderen Kindern erzählt, sie sei gar nicht das Kind von ihrem Vater. Der Baron, bei dem ihre Eltern gewesen, das sei ihr richtiger Vater.

Wie sie darauf gekommen, wußte niemand. Aber sie prahlte damit und hatte mit einmal angefangen, sehr vornehm zu thun, ganz wie sie es einst von der kleinen Baronesse gesehen. Sie gab jetzt etwas auf ihre Kleidung, und zierte sich mit allen möglichen Dingen.

Die schwindfüchtige Schneiderin Franziska Schmitt, die nebenan wohnte, hatte es ihrer Mutter wieder erzählt. Als der Vater heimkam, wie gewöhnlich nicht ganz nüchtern — er konnte ohne den Schnaps nicht mehr leben — und es erfuhr, holte er sie sich vom Hofe herauf.

Sie schlugen sich gerade auf dem im Hofe stehenden Frachtwagen. Er faßte sie in den Nacken und schleifte sie hinauf. Und dann, — ohne viel zu sagen, schlug er sie mit einem Riemen, wohin er traf, blindlings, wütend, als ob er sie erschlagen wolle, bis sich die Mutter dazwischen warf.

An dem Lederrücken war eine Schnalle gewesen, und die hatte ihre Wacke blutig gerissen und eine tiefe Wunde über dem Auge behielt sie zeitlebens als kleine Narbe. Mit den Fäusten war er über sie hergefallen, trotz ihres jammernden Geschreis, daß das ganze Haus zusammenlief. Er hatte sie geschlagen, daß sie sich nicht mehr regen konnte. Sie lag in einer Ecke und wand sich stöhnend in ihren Schmerzen.

— Wart, rief er ihr zu, ich will dir beibringen, wer dein Vater ist, du morgen kriegst du wieder deine Prügel, und so alle Tage . . . ich will dir das schon austreiben, du Luder! —

Er war ganz erschöpft und ließ sich auf einen Stuhl fallen, keuchend, mit aufgedunsenem, rotem Gesichte.

Er sah jetzt ganz verroht aus; weder in Wiene noch in der Haltung eine Spur von ehemals. —

— Mach, daß du hinauskommst! schrie er sie an, oder ich schlage dir alle Knochen im Leibe kaputt.

Sie flüchtete sich in die Kammer. Alle Glieder schmerzten sie. Sie wand sich in ihren Qualen, bis die Mutter kam und sie zu Bett schickte.

Sie kroch ins Bett, aber sie konnte nicht liegen, der Arm war ihr wie gelähmt. —

Nur nach langem bitten und flehen wurde ihr die fernere Strafe geschenkt. —

Am folgenden Ostern wurde sie konfirmiert. . .

Sie kam aus der Schule, und man wußte erst nicht, was man mit ihr anfangen sollte, dann kam sie in ein Wäschegeschäft in der Kalenbergerstraße, wo sie maschinennähen mußte.

Sie war mit noch vier Mädchen zusammen und hier lernte sie, was sie noch nicht wußte. . .

Sie bekam vorläufig nur ein paar Pfennig Gehalt, die sie für sich verwenden konnte. Der Vater verdiente genug, daß sie ihr genügendes Auskommen hatten. Bald hatte sie sich allerhand Dinge angeschafft, um sich zu pußen; und sie entwickelte dabei einen Geschmack, der ihrer Erscheinung sehr zu statten kam.

Eins der Mädchen, das mit in Linden wohnte, Johanna Weiß, hatte ihren Schaß in der Buchhandlung, die sich neben dem Geschäfte befand. Lucie ging zuweilen mit dem Paare nach Hause, da Johanna in derselben Gegend wohnte.

Im Juli kam ein neuer Gehilfe in das Geschäft, Emil Drachholz, ein zweiundzwanzigjähriger, netter Mensch, mit einem unverwüßlichen Leichtsinne, zu jedem Ulf aufgelegt. Am dritten Tage gesellte er sich den dreien zu, und nach kurzer Zeit ging er regelmäßig mit Lucie bis in die Nähe ihres Hauses — immer auf größeren Umwegen. Eines Abends kehrten sie noch im Lindener Bürgerpark ein, und von da ab kam Lucie fast regelmäßig eine Stunde später heim, meist mit rotem Kopfe und sehr erregt. Sie müsse jetzt so lange arbeiten, sagte sie.

Bald ging sie mit ihm auch Sonntags aus. Die Eltern hatten nichts dagegen; denn sie gab vor, sie gehe mit ihren Freundinnen. Ihr Vater sagte nur:

— Hüte dich . . . fängst du mir mit einem Kerl an!

Wenn ich nur das geringste höre . . . ich schlage dich tot, daß du es weißt. . .

Sie ging mit Emil fast immer zum Zimmerbrunnen, wo sie tanzten, und er sie traktierte. Das dauerte so etwa sechs Wochen, ohne daß sich irgend etwas ereignete.

Als sie eines Montags Mittag zum essen kam, fragte die Mutter sie:

— Aber wie siehst du denn aus, Mädchen?

— Wieso? . . .

Sie fühlte, wie ihr alles Blut zu Kopfe stieg, und sie zitterte am ganzen Leibe. Der Vater wurde aufmerksam.

— Nanu, es schmeckt dir wohl bei uns nicht mehr, he? — Zum Teufel, was ist denn mit dir? —

Sie war totenbleich geworden und der zinnerne Löffel klirrte an den Teller.

— Wo bist du gestern gewesen? . . Antwort!

— Bei Johanna Weiß!

— So? — Das wollen wir doch mal sehn. — Wart, wir werden hinter deine Schliche kommen.

Er stand auf und ging in der Stube auf und ab, mit dröhnenden Schritten, daß unter seinen plumpen Stiefeln die Dielen zitterten.

Die Mutter sah angstvoll von Lucie zu ihrem Manne. Er hatte schon wieder getrunken, das merkte sie, und dann war nicht mit ihm auszukommen.

— Aber Fritz, so laß doch! Lucie befindet sich schlecht, nichts weiter.

— He! —

Er blieb stehn und schaute sie beide an.

— Ich glaube, ihr macht mir Klausen vor, alle beide.

Doch er ließ sich beruhigen und setzte sich wieder an den Tisch, um weiter zu essen.

Lucie aß nichts. Sie behauptete, sie müsse noch einen Weg machen, und entkam, ohne daß die Mutter sie allein sprechen konnte.

Am Abend fürchtete sie sich heimzugehen. Sie schlief bei Johanna, und am folgenden Morgen wagte sie sich nicht ins Geschäft. Sie hatte recht vermutet. Ihr Vater kam, um nach ihr zu fragen und Johanna auszuforschen. Er wußte schon, daß sie am Sonntag mit einem Herrn in Zimmerbrunnen gewesen war, und hatte sich wie ein Rasender geberdet.

Was sollte sie jetzt beginnen? Nach Hause konnte sie nicht zurückkehren. Vorläufig hatte sie bei Johanna Unterkunft. — Am Nachmittage des folgenden Tages, als sie zu einer Freundin ging, sie um Rat zu fragen, kam sie ihrem Vater in den Weg, der nach ihr suchte.

Sie wollte ihm entfliehen, allein es war zu spät. Er hatte sie gesehen und war schon bei ihr.

Er faßte sie am Arm und sagte drohend:

— Du bist ganz ruhig und gehst mit, hörst du! . . .

Als sie über die Thmebrücke gingen, kam ihr der Gedanke, sich loszureißen und ins Wasser zu stürzen. Allein der Vater hielt sie so fest am Arm, daß sie sich nicht befreien konnte. —

Endlich waren sie daheim. Die Mutter war nicht da, und er hatte ihr das Versprechen gegeben, nichts zu thun, wenn sie nicht dabei sei.

Er hatte einen Jungen abgeschickt, sie zu holen; allein fast eine halbe Stunde verstrich, bis sie endlich kam. Inzwischen hatte Lucie auf dem Sopha gefessen, den Kopf auf die auf den Tisch gestützten Arme gelegt, während der Vater dröhnend im Zimmer auf und abging.

Die jüngste Schwester war fortwährend herangekommen und hatte sie am Kleide gezupft und Fragen gestellt; aber Lucie hörte und regte sich nicht. . .

Als die Mutter kam, richtete sie sich endlich auf.

— So! sagte er und suchte sich zu beherrschen, allein seine Fäuste waren geballt und seine Stimme zitterte. So jetzt will ich wissen, was du am Sonntag getrieben hast. . . Du bist nicht bei dieser Johanna gewesen. — Ich will eine Antwort haben.

— Laß sie doch, sie leugnet es ja nicht ab. —

— Nun gut. . . Du bist mit einem Kerl ausgewesen. Wer ist das gewesen? — Ich will wissen, wer das gewesen ist! schrie er.

— Nein, Fritz, befänstigte ihn seine Frau. Frag sie erst um das andere. . .

— Ja — Jetzt antwortest du mir, verstanden. Bist du es noch wert, daß du hier in meinem Hause bist? — Antwort! Hörst du nicht? — Ich will eine Antwort haben, ob ich dich wieder hinaus-schmeißen soll auf die Straße, wo ich dich hergeholt habe; ob du auf die Straße gehörst oder nicht? —

Lucie regte sich nicht, sie starrte unverwandt ins Leere. Mochten sie mit ihr anfangen, was sie wollten, ihr war alles gleich. Sie dachte an nichts mehr.

— Willst du mir eine Antwort geben oder Mädchen! ich habe dir gesagt, ich schlage dich tot, und ich thue es, wenn du jetzt nicht die Wahrheit sagst!

Sie schwieg in dumpfer Verstocktheit. — !

Ein dumpfer Laut rang sich aus seiner Brust, er ballte die Fäuste und stürzte wie ein wildes Tier auf sie zu

— Du bist also . . .

Mit lautem Aufschrei stürzte sich die Mutter dazwischen aber er faßte sie rauh an.

— Laß mich, sage ich dir . . . oder ich weiß nicht, was ich thue. . . . Laß mich! —

Er hatte sich von ihr losgemacht und warf sich auf

Lucie, die bleich wie der Tod aufgesprungen war und an der Wand lehnte. Er packte sie bei der Schulter, und seine Hand griff nach ihrem Halse. — Sie rührte kein Glied und stürzte unter seinen Fäusten zur Erde. Er hatte sie gefaßt, als wolle er sie würgen mit beiden Händen. Da stöhnte sie endlich auf. Ein gellender Todesschrei.

— Vater, laß mich, ich habe nichts gethan, nichts . . . ich schwöre es dir; — laß mich leben!

Die Angst vor dem Tode ließ sie den falschen Schwur hinausschreien. — Langsam lösten sich seine Fingerringe.

— Und wenn du lügst. . .

— Nein, Vater, ich schwöre es dir. . ich habe nichts gethan.

Er richtete sich auf. Sein Rausch war plötzlich verflogen. Er sah sich um. — Was hatte er thun wollen! Seine Tochter erwürgen! Es hatte nicht viel gefehlt.

Boller Entsetzen zog er sein Weib an sich, das kraftlos auf einem der Holzstühle saß und die Augen geschlossen hatte, um nicht sehen zu müssen.

Lucie kauerte noch immer am Boden, ohne sich zu regen, nur das schluchzen durchschütterte ihren Körper.

Endlich fand die Mutter das erste Wort:

— Steh auf, Lucie!

Der Vater ließ sich schwer auf das Sofa fallen und murmelte etwas in den Bart, es klang wie ein Gebet.

Lucie kauerte sich auf einen Stuhl am Fenster nieder, am ganzen Leibe zitternd.

Dann stand der Vater auf und nahm seinen Hut.

— Ich muß hinaus. . . Nur eine Viertelstunde. —

Die beiden Frauen blieben allein. . .

Die Mutter hatte die Schürze vor das Gesicht geschlagen und schluchzte. Lucie stand auf, kniete neben ihr nieder und bat mit vor Thränen erstickter Stimme:

— Mutter, weine nicht — bitte, weine doch nicht.

Aber sie weinte immer fort. Sie ließ sich nicht täuschen.

Sie ahnte, daß Lucie in der Angst eine Lüge gesprochen hatte, aber sie hatte nicht die Kraft, ihrem Kinde einen Vorwurf zu machen; denn sie mußte daran denken, wie Fritz Nagel sie auch erst nachher geheiratet hatte, und wie dann Lucie schon in dem ersten Halbjahr nach ihrer Verheiratung geboren war. Ein unklares, dumpfes Gefühl der Ohnmacht bemächtigte sich ihrer, daß sie nicht den Mut fand, ein Wort zu sagen.

— Ach, Lucie, Lucie! schluchzte sie nur.

Sie war so stolz auf das Kind gewesen. Es war so schön, selbst in seinen einfachen Kleidern, mit seinem bleichen Gesichte, den blonden Haaren und den großen schimmernden Augen. Und nun war alles dahin.

— Lucie, schwöre mir, daß du noch rein bist.

— Mutter! . . . Mutter! —

Sie wand sich ihr zu Füßen. Dann richtete sie sich wieder auf. Sie mußte sich an der Wand halten, um nicht zusammenzubrechen.

— Vater hat gesagt, er wolle mich totschlagen, schrie sie auf. — Oh Mutter!

Und das Entsetzen erfaßte sie, wie eben, als seine Hände sie erdrosselten, und dann, ehe die alte Frau sie halten konnte, war sie hinaus, die Treppe hinunter und auf die Straße, gejagt von dem Angstrufe der Mutter: — Lucie, Lucie! — —

Sie lief durch die Straßen zu ihrer Freundin. Sie hatte noch Geld bei sich. Die Nacht blieb sie bei ihr, im Halbtraum immer die Scene des Abends durchlebend. Am anderen Morgen in aller Frühe fuhr sie nach Berlin ab, zu einer Bekannten, die dort seit Jahren als Kellnerin war. —

Dann war sie Böhlaus verfallen, und dann hatte James Ward sie gefunden und gerettet. Er war mit ihr lange durch Frankreich und Italien gereist und endlich mit ihr nach England gegangen. Und Lucie hatte ihre Vergangenheit vergessen, alles — alles.

Da draußen fragte niemand danach, niemand konnte etwas ahnen. Sie war unter James' Leitung eine andere geworden.

Jetzt, durch das Begegnis mit Böhlaus und die Frage Herbert's waren ihr all die Bilder ihrer Kindheit wieder aufgestiegen. Allein sie erzählte Herbert nicht alles, nicht, daß jener Schwur falsch war, nicht, daß sie Kellnerin geworden: sie war in einem Geschäfte gewesen; und auch von jener schrecklichen Zeit, wo sie in den Händen Böhlaus's gewesen, sagte sie kein Wort. . . .

Wozu ihm das alles enthüllen? Was sie ihm erzählte, mußte ihn schon bewegen, von seinem Plane abzustehen, und weiter wollte sie ja nichts. —

Sie war mit ihrer Erzählung zu Ende. Oft hatte sie lange . . . lange Pausen gemacht, als müsse sie ihre Erinnerung zurückrufen. Es war, wenn jene dunklen Stellen ihr ins Bewußtsein kamen, über die sie den Schleier der Vergessenheit für ihn deckte. —

Herbert hatte sie nicht ein einziges Mal unterbrochen, er hielt ihre Hand in der seinen, und nur zuweilen umschloß er sie fester. . .

Er sah sie an. — Wie war es nur möglich? Dieses Mädchen, so schön und anmutig . . . wie es schien, von Jugend auf gehegt und gepflegt, war auf der Gasse umhergetollt, hatte sich mit den Gassenbuben geprügelt, hatte in Not und Elend gelebt.

Ein unendliches Mitleid überkam ihn. Was mußte sie

gelitten haben. Er sah nur ihre jetzige Schönheit, diesen oft übermütigen Frohsinn, der alle Welt bezauberte, . . . diese Jugend, die alles besiegte; und er begriff nicht, wie es je hatte anders sein können.

War sie nicht wie geschaffen für alles, was schön und gut auf der Welt hieß? . . . Ging nicht der Zauber der Schönheit von ihr aus, von jeder Bewegung ihres geschmeidigen Körpers, jedem Worte von ihren Lippen? — Konnte er sie sich anders denken, als in der Umgebung von all dem verwöhnenden Luxus, der verführerischen Eleganz, in der sie lebte und atmete? . . . Und hatte sie nicht ein kleines, wild pochendes Herz, das sich ihm rückhaltslos mit der Überfülle seines Reichthums erschlossen hatte . . . ein Gemüt, tiefinnig und weich, das sie helfen ließ, wo sie konnte, mit kindlich rührender Bescheidenheit. Er vermochte es sich nicht vorzustellen, wie sie je einem andern hatte angehören können; der Wahn, daß sie immer nur ihn und er immer nur sie geliebt, hatte ihn wie ein Traum umschmeichelt, und war für ihn zur Wirklichkeit geworden.

Er sah sie vor sich mit ihrem bleichen Gesichte, von dem hellblonden Haar so weich umrahmt, er schaute in ihre Augen, und sie schienen ihm klar und rein, wie das blaue Meer, als könne er tief in ihre Seele schauen.

Er hörte die Worte, die sie sprach, aber er verstand sie nicht, . . . er hörte nur immer das eine heraus, daß sie elend gewesen war, daß sie Noth gelitten hatte, und daß es jetzt an ihm sei, sie für all den Jammer durch seine Liebe, seine Hingebung für alle Zeit zu entschädigen.

— Du siehst nun Herbert, schloß sie ihren Bericht was ich bin, du weißt, was ich gewesen bin, du weißt ja auch, daß ich hier an diesem Orte schon einem andern, James angehört habe. Und nun wirst du einsehen, wie thöricht es

war, so etwas zu sagen. — Hätten wir uns unter anderen Verhältnissen gefunden, ich könnte mir kein herrlicheres Glück denken. — Jetzt ist es zu spät. Wir wollen versuchen, auch so glücklich zu sein, und es gelingt uns vielleicht besser, als unter anderen Verhältnissen. . . .

— Lucie, meine arme, gute Lucie! rief er aus und zog sie an seine Brust. Was mußt du gelitten haben, du armes Kind! — Was mußt du gelitten haben! —

Sie sah ihn lange tieftraurig an.

! — Du stößt mich nicht von dir? fragte sie scheu und lehnte sich innig an ihn. Kann ich mir denn mehr wünschen? Bin ich dadurch nicht überreich belohnt? . . .

Er küßte ihr die Augen, Stirne, Wange und Mund und sie lag lachend und weinend an seiner Brust. —

Die Lampe knisterte leise. Die Uhr auf dem Korridor pockte mit dumpfem, regelmäßigen Schlage.

Und sie lauschten lange dem pochen ihrer Herzen.

Dann richtete er ihr Köpfchen auf, preßte einen langen innigen Kuß auf ihre roten Lippen, und ihr tief in die Augen blickend, als wolle er auf dem Grunde ihrer Seele lesen fragte er sie, hingerissen von ihrer Schönheit und Lieblichkeit, . . . langsam, jedes Wort betonend, wie ein armer bethörter, der von einem einmal gefaßten Gedanken nicht mehr abzubringen ist:

— Lucie, willst du mein Weib werden? . . .

Sie schauderte zusammen, denn sie dachte gerade an Böhlaus. Sie machte sich aus seinem Arm los und stand auf.

— Es kann und darf nicht sein. . . . Es wäre schlimmer als Wahnsinn.

— Lucie, du bist mein Weib, bist es vor mir und meinem Gewissen. — Aber wir sind nicht allein auf der Welt. Und die Meinung der Welt rüttelt an dem Glück

der Menschen, die es sich selbst errungen haben, bis daß es zusammenstürzt. . . . Du sollst auch in ihren Augen als mein Weib gelten. . . .

Sie schüttelte mit dem Kopfe unendlich traurig:

— Du zerreihest mir das Herz. — Laß mir mein Glück.

. . . Ich bitte dich . . . laß mir mein Glück! —

Und sie warf sich ihm an den Hals, schlang die Arme um seinen Nacken und küßte ihn wild und leidenschaftlich, daß sie ihm den Atem raubte.

Ich will dir die thörichtesten Gedanken fortküffen . . . komm! —

Und in der Erregung ihrer Angst und ihres Jammers schäumte ihre Leidenschaft über. Sie hing an ihm und preßte ihn an sich, als wolle sie ihn ersticken mit ihrer Liebe, die sie selbst mit Todesangst durchschauerte.

Und wieder kam der alte Rausch der Liebe über sie, und sie vergaßen die Welt, glücklich einander im Arm geborgen. Was wollten sie mehr. — Sie waren ja glücklich — glücklich! . . .

Als sich Herbert in der Nacht über die schlafende Lucie beugte, wie der blasse Mond durch die Fenster in die kleine Kammer glitt, blickte er in ein, selbst im Schlafe lächelnd schönes Angesicht. Er küßte ihr leise die halbgeöffneten Lippen. . . . Sie warf sich herum, und legte sich im Traum eng an seine Brust. . . .

Und lange . . . lange las er in diesem schmalen, kindlichen Gesichte, und alle Bedenken schwanden ihm wie der weiße ziehende Morgennebel vor dem alles belebenden Goldstrahl der Sonne. — Er konnte nicht von ihr lassen, er wollte sich nie von ihr trennen, niemals.

Er liebte sie, und sie sollte sein Weib werden. —

Zweiter Teil.

VIII.

Der müde Sommer neigte seinem Ende zu.

Auf den Feldern stand, von der Sonne goldgelb gefärbt, das reisende Korn und harrete der Schnitter.

Die Grillen zirpten lustig in den raschelnden, trocknen Halmen, über die der leichte Wind hinstrich, daß die endlosen Weizen- und Roggenfelder einem gelben Meere glichen, über das schwache, breite Wellen glitten.

Hie und da klirrten schon die Sensen, und das trachtige Korn sank schwer zu Boden, um in Garben zusammengestellt, in der Sonne nachzureifen.

Tiefblau und rein spannte sich der Himmel. Die Sonne stand schon tiefer am Himmel, und ihre Glut begann mehr und mehr zu verlobern.

Auf dem Gute Sassenhagen in Mecklenburg wurden die letzten Vorbereitungen zur Einholung der Ernte getroffen. In den nächsten Tagen mußten die fremden Tagelöhner eintreffen, Männer und Frauen, die von Gut zu Gut zogen. —

Ein schmaler Waldstreifen trennte das Herrenhaus, das auf einer kleinen Anhöhe gelegen war, von den Wirtschaftsgebäuden. Nach dieser Seite hin dehnte sich am Walde eine

unbebaute, haideartige Gegend, an die sich die großen, zum Gute gehörenden Weideplätze schlossen, und in der Ferne sah man die Felder und die weißen Gebäude des nachbarlichen Schlosses.

Das Herrschaftshaus, in einem dem Walde abgewonnenen Parke gelegen, war ein niederes, graugetünchtes, langgestrecktes Gebäude mit rotem Ziegeldache, das von dem übertwuchernden Moos- und Flechtenansatz und von dem abwaschenden Regen schmutzig braungrau aussah.

Am linken Flügel befanden sich die Ställe, die eine Verbindung mit den Wirtschaftsgebäuden bildeten, und ein kleineres Gartenhäuschen.

Hier im linken Flügel befanden sich die Gemächer von Herbert's Mutter, Marianne von Düren, die sie zu Lebzeiten ihres Gatten mit diesem gemeinsam innegehabt hatte und zwar im Oberstock; während die Parterreräume den großen Speisesaal und das Familienzimmer enthielten.

Seit wenigen Tagen erst weilte Frau von Düren auf Sassenhagen, als ihr Herbert seinen Besuch telegraphisch ankündigte.

Alle Einwendungen Lucie's hatte er besiegt. Grade, weil sie sich sträubte, setzte er alles daran, daß sie sein Weib wurde. Zuletzt war er auf einen Ausweg verfallen. Wenn seine Mutter, die Lucie ihm stets vorhielt, die Heirat nun guthieß? — Lucie lächelte. . . Das war nie möglich. Darauf konnte sie ruhig eingehen.

Nun wohl, seine Mutter sollte entscheiden . . . seine Mutter, von der sie wußte, wie sehr sie ihren Sohn liebte, um derentwillen sie nie Herbert's Weib geworden wäre, so lange sie sich dagegen erklärte. Lucie wußte, das es aussichtslos war, und ließ deshalb Herbert gewähren.

Am folgenden Tage schon nach diesem Entschlusse verließen sie Helgoland. Von Böhlaus hatte Lucie nichts mehr gehört noch gesehen.

Sie reisten zuerst nach Hamburg, wo sie acht Tage verweilten. Lucie wußte die Abreise immer zu verzögern und zu verschieben. Sie fürchtete sich vor der alten Frau und ihrem Ausspruche, der über ihr Leben entscheiden sollte; sie fühlte: daß, wenn sie ihre Entscheidung gegeben hatte, Herbert ihr so gut wie verloren war. Das nein vernichtete nicht nur Herbert's Hoffnungen auf die Zukunft, es mußte auch notwendig das Band zerreißen, das sie jetzt verknüpfte.

Eine krampfhafte Lustigkeit überkam sie, als sie endlich Hamburg verließen. Sie wollte sich betäuben, sie wollte nicht daran denken, daß schon der folgende Tag ihr Glück vernichten konnte, daß sie vielleicht morgen verlassen und einsam in der Welt stand, wenn seine Mutter ihm sagte: Wähle! Ich oder jenes Mädchen, das nie meine Tochter werden kann. —

Der Schnellzug jagte durch die Heide Strecken hin, über braune Moorflächen, zwischen niederen, krüppelhaften Tannen, vorüber an unendlichen Getreidefeldern, durch dichte Eichen- und Buchenwaldungen.

Lucie schaute hinaus auf die im breiten, goldenen Sonnenschein liegenden Gefilde. Der Zug brauste unaufhörlich dahin, an den kleinen Stationen vorüber, vorüber an den in der Ferne liegenden Dorfschaften, immer schneller seinem Ziele zu. Es war kein halten mehr und Lucie ergab sich in ihr Schicksal, blindlings, hoffnungslos. Zuweilen wollten ihr die Thränen aufsteigen, aber sie kämpfte sie mutig nieder, um nicht Herbert, dessen Unruhe sich in jeder Bewegung zeigte, noch mehr zu erregen.

Die ganze Fahrt hindurch waren sie allein im Coupé.

Wenn Lucie, um sich vor Herbert nicht zu verraten, aus dem Fenster der anderen Seite schaute, und sich dann umwandte, beugte sie sich jedesmal zu ihm nieder oder schmiegte sich an seine Seite. Das Blut schoß ihr bei jedem Gedanken an die kommenden Stunden zu Herzen; es schlug so wild, daß sie nach Atem ringen mußte, und die Hand auf die Brust preßte, weil es ihr wehethat. Sie hätte sich so gern ausgeweint, aber sie wagte es nicht. Es war noch Zeit genug, wenn seine Mutter gesprochen hatte, wenn sie fort mußte aus seinen Armen, wenn sie ihn, den sie über alles liebte, verlieren mußte.

Der Zug fuhr in die Endstation ein. Mit ihnen stieg nur noch ein Passagier aus, ein alter Bauer mit einem großen braunen Reisefack. Außer den Bahnbeamten war sonst kein Mensch auf dem leer in der grellen Sonne liegenden Perron.

Es war Mittagszeit und durch die schlecht gepflasterten Straßen des Städtchens, in denen das Gras aus den Steinrißen wuchs, schritten sie dem Gasthose zur Burg zu. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen, nur ein paar Kinder trieben sich im Sonnenschein herum, bis aus einem der kleinen Fenster eine Frauenstimme erschallte, die nach ihnen rief:

— Dat Eten is fardig. Makt dat ji rin kummt.

Und auch sie liefen ins Haus. Überall saß man beim Essen. Aus einem Garten bellte ein weißer Spitz sie an und lief dann an der anderen Seite der Hecke knurrend neben ihnen her. Vor dem Wirtshause stand ein Ackerwagen mit einem mageren, braunen Gaul, der traurig den Kopf gesenkt hielt und sich von der Sonne beschneien ließ.

Der Wirt, von einem Mädchen gerufen, kam ihnen entgegen, in aufgetrempelten Hemdärmeln, die schwarze Mütze

schief auf dem Kopfe. Er wies sie in ein kleines, niederes Zimmer zur linken des Hausflurs, das ganz den Eindruck eines Wohnzimmers machte, mit seinem braunüberzogenen Sofa, den Familienbildern an der Wand, der Mahagoni-Kommode mit Muscheln und zerbrochenen Nippes, über der ein schiefhängender Spiegel, voller Fliegenschmutz und mit großen, grauen Flecken, im braun gewordenen Goldrahmen hing.

Ueber dem Sofa in der Mitte, in einem viereckigen Goldrahmen-Kasten unter Glas, ein silberner Strauß und Kranz von einer silbernen Hochzeit.

Der Gepäckträger war schwitzend angelangt und hatte die Koffer auf der steingepflasterten Diele niedergelegt.

Herbert und Lucie machten es sich bequem und warteten auf das Essen. Herbert hatte die kleinen Fenster geöffnet, denn eine schwüle Luft herrschte im Zimmer, ein seltsames aber nicht unangenehmes Gemisch von allen möglichen Gerüchen. Auf den weißen Fensterbrettern standen ein paar Monatsrosen und Begonien, dazwischen ein unförmiger stacheliger Kaktus, der wie verstaubt aussah.

Endlich kam das Mädchen in Holzschuhen träge schlurrend und deckte den Tisch, aber keiner hatte besonderen Appetit. Sie mußten sich zwingen, damit die Speisen nicht unberührt wieder abgetragen wurden. Plötzlich sagte Lucie:

— Herbert! willst du mir eine Bitte erfüllen . . . eine große Bitte, die du sehr leicht gewähren kannst? — Du mußt mir aber im voraus versprechen, es zu thun.

-- Aber Kind, wie kann ich das, ohne zu wissen. . .

— Doch, du kannst es sehr gut.

— Nun ja, wenn die Bitte vernünftig ist. . .

— Laß uns heut noch hier bleiben! . . . Laß uns erst morgen früh weiter fahren. . . Nur diesen einen Tag schenk mir noch, diesen letzten Tag . . . bitte! —

— Lucie! um was bittest du? Wir machen uns beide krank mit diesem warten und hinauschieben. — Ich möchte je eher je lieber Gewißheit haben. —

— Bitte, Herbert! — Du sagst, wir haben noch über vier Stunden zu fahren. — Ich bin so müde von der Fahrt. . . Laß uns heute ruhen. Laß uns hier bleiben und morgen früh weiter fahren. . .

— Aber Lucie, wozu?

— O, ich bitte dich! Wenn du mich lieb hast, thue es! — Ich bitte dich! . . . Laß mir diesen einen Tag. — Denke, daß wir vielleicht für lange getrennt sein werden. Wir können nicht mehr so beisammen sein. Darum schenke mir diesen einen Tag noch, nur diesen einen. Morgen in aller Frühe fahren wir dann bestimmt. —

— Lucie! —

— Sag nicht nein! — Du weißt ja nicht, wie ich mich freue, wenn du ja sagst. Sage ja, und ich will dich herzen und küssen wie nie. Nur noch diesen einen, — letzten Tag! . . . Wer weiß, was nachher kommt.

Sie flüsterte es so schmeichelnd, sie suchte ihn zu bestricken. Die Angst, fort zu müssen, ließ sie Töne finden, die ihm ins Herz schnitten.

Sie wollte noch einmal mit ihm allein und glücklich sein. Dann mochte kommen was wollte. —

Lange zauderte Herbert. Es drängte ihn, der Mutter gegenüber zu stehen, das Wort zu hören, das über sein Leben entscheiden sollte. Aber Lucie's Stimme schmeichelte so süß, er fühlte das angstvolle Klopfen ihres Herzens an dem seinen, und er gab ihrem Flehen nach.

Sie jauchzte auf. — Sie hatte wieder Zeit gewonnen. Und in überströmender Dankbarkeit, aufatmend, daß die Stunde der Entscheidung wieder hinaus gerückt war, ließ sie

sich vor ihm auf die Kniee nieder, und küßte seine Hände, die er ihr entriß, um ihr schönes Haupt an sich zu ziehen und der weinenden die Freudenthränen von den Wangen zu küssen.

— Laß uns nicht an morgen denken, küßte sie ihn, in seine Lippen sprechend. Ich will noch einmal glücklich sein. Noch gehörst du mir, du bist mein . . . ganz mein. — O wie ich dich liebe . . . wie ich dich liebe! —

Ihr Atem jagte, und sie glich einer Bacchantin, ein loderndes Feuer flammt in ihren Augen, und ein jubelndes Lachen klang zu ihm auf.

— Komm, laß uns trinken . . . und lachen . . . und glücklich sein. . .

Am Nachmittage machten sie einen weiten Spaziergang durch den Wald, lagerten sich unter den mächtigen, breit-schattenden Eichen, streiften an dem kleinen, träge fließenden Flusse hin und kehrten erst heim, als die Sonne untergegangen war.

Die Nacht brach ein. . . Sie saßen lange in dem kleinen Garten des Gasthofes, in der Weinlaube, von der aus man weit über die nebeldampfenden Wiesen blicken konnte.

Dann, als es kühler ward, schritten sie in das Haus. Und ungestörtes, friedevolles Glück schien über dem niederen Dache zu schweben, unter dem zwei arme Menschenkinder noch einmal voll und ganz der Wonne des Lebens sich hingaben, ehe der graue Tag kam und sie daran mahnte, daß sie nicht allein auf der Erde waren, um rückhaltslos ihr Glück zu genießen und einzig ihrer alles verzehrenden Liebe zu leben. —

In aller Frühe schon stampften die Pferde vor der Thür des Gasthofes, und das Paar stieg in die schwerfällige Lohnkutsche. Langsam fuhr der schaukelnde Wagen über das

holprige Pflaster der Dorfstraße. Aus den Häusern warfen geschäftige Frauen neugierige Blicke hinaus. Die Männer grüßten; und so fuhren sie hinaus in den frischen, sonnen-durchhauchten Morgen, auf der graden, staubwirbelnden, glatten Chaussee hin, zu deren beiden Seiten sich schwer mit Früchten behangene Obstbäume hinzogen, deren Zweige unter ihrer üppigen Last zu brechen drohten.

Zweimal machten sie eine kleine Rast. Doch die stämmigen Braunen waren nicht ermüdet, und der große Reisewagen rollte weiter seinem Ziele zu, immer zwischen unendlich sich dehrenden Feldern hin, wo überall geschäftige Hände sich regten. Es war noch Vormittag, als sie an ihrem Ziele anlangten, einem kleinen, nur aus etwa zwanzig Häusern bestehenden Dörfchen, von dem aus man das, eine halbe Stunde entfernte Sassenhagen erblicken konnte.

Herbert hatte seiner Mutter nur mitgeteilt, daß er zum Besuche kommen würde. Er mußte sich deshalb von Lucie trennen, die im Dorfe zurückbleiben sollte, bis er mit der Mutter gesprochen hatte und dann kommen würde, sie zu holen. Lucie sollte so lange im Garten des Krugs bleiben. Als er Abschied von ihr nahm, war sie einer Ohnmacht nahe. Die ganze Fröhlichkeit des Tages zuvor war verfliegen. Sie sprach kein Wort, aber in ihrer Umarmung lag ihre Angst, und als er endlich ging, lehnte sie sich an die Wand des Hausflurs und weinte wie ein hilfloses Kind.

Ihr war, als ob jetzt alles aus sei.

Sie ging in den Garten . . . ein Obstgarten. Unter den Bäumen war das frische Gras gemäht und zum dörren ausgebreitet. Der Garten ging in eine Wiese über, und an den zwischen den Trockenpfählen ausgespannten Stricken hingen einzelne Stücke Wäsche, Taschentücher, Hemden und bunte Laken, die lustig im Morgenwinde flatterten und

klatschten. Sie konnten von hier aus den sich windenden Weg verfolgen, der zum Gute führte. Herbert hatte den Wagen zurückgelassen, er wollte zu Fuß gehn und noch einmal bedenken, was er der Mutter sagen würde. Langsam schritt er zwischen den wogenden Kornfeldern hin. Zuweilen verschwand er den Blicken Lucie's völlig. Dann tauchte er nach einer Weile wieder auf. Er sah sich nicht ein einziges Mal um; er wußte nicht, daß sie ihm nachsah. Je näher er Sassenhagen kam, um so heftiger pochte ihm das Herz. —

Lucie sah ihn nicht mehr. . . Jetzt mußte er bald vor seiner Mutter stehen. — Warum hatte sie sich darauf eingelassen? . . . Weshalb waren sie nicht geblieben, wo sie so glücklich gewesen. All die Menschen, was brauchten sie sich um die zu kümmern? Sie wollte nichts von ihnen, wollte nur ein bißchen Glück für sich, nur Herbert am Herzen ruhen können und träumen. Jene trugen zu ihrem Glücke doch nichts bei.

Seine Mutter! Eine alte, adelstolze Frau. Sie konnte es ihr nicht wehren, wenn sie Herbert liebte; aber wohl konnte und mußte sie sie abweisen, wenn sie ihre Tochter heißen wollte. Sie wollte es nicht, nein! Sie hat nicht um ein Recht, das sie sich selbst nicht zugestand. Ein Recht, das ihr ja nichts gab, das ihr Glück zu zerstören drohte, wenn sie es forderte. —

Fern am Walde'ssaum lag Sassenhagen. Die Sonne glitzerte in einem der Dachfenster wie Silber.

Jetzt stand er vor seiner Mutter. Jetzt richtete sie sich auf und wies ihr die Thür, der hergelaufenen, heimatlosen, die ihr den Sohn verführt, ihn bethört und ihm das Herz vergiftet hatte. —

O, sie wußte recht gut, was die alte Frau alles sagen würde. Und dann konnte sie gehen, wohin sie wollte . . . aber ohne Herbert. Den hielt die Hand der Mutter zurück,

daß er nicht aufs neue dem Zauber verfiel. Den schützten die Arme der Mutter vor ihr, der ausgestoßenen. Was sollte sie beginnen, verjagt von der Mutter, verlassen von dem Geliebten?

Vielleicht ließ jene ihn nicht mehr fort. — Er durfte ihr nicht einmal den Abschiedsfuß geben. Sie würde ihn nie wiedersehen . . . nie wieder. Dann wußte sie, was sie thun würde, dann blieb ihr nur das eine: ohne seine Liebe konnte sie nicht mehr leben. — Sie konnte nicht mehr leben ohne ihn. Wenn er nur eine Stunde fern war, wollte sie verzweifeln. Er liebte sie, er hatte es ihr tausendmal gesagt, er hatte es ihr auf die Lippen geküßt. Er gehörte ihr, wie sie ihm gehörte, und sie war entschlossen, nicht von ihm zu lassen, und wenn die alte Frau droben vom Schlosse kam und sich jammernd zu ihren Füßen winden würde, um ihn von ihr loszubitten. Ihre Liebe war entschlossen, den Kampf anzunehmen mit der Mutterliebe.

Da droben lag das Gutshaus so friedlich im Sonnenscheine, mit seinen grauen Wänden sich abhebend von dem grün des Waldes, aus dem es hervorschaute. Was mochte jetzt hinter den Mauern vorgehn, wo über ihr Schicksal entschieden wurde? —

Sie ließ sich auf die grügestrichene Gartenbank nieder und stützte den Kopf schwer in die Hand. Wie heiß ihre Stirne war. — Ruhe . . . Ruhe! — Sie bedurfte derselben. Nichts durfte sie verwirren. Ihr Puls schlug kaum, als ob ihr das Herz vor Angst stocken müßte. . .

Die Sonne huschte durch die Blätter der Obstbäume, der Wind schüttelte in den Zweigen, und bei jedem Windstoß stürzte eine morsche Birne oder ein Apfel von dem Baume, mit dumpfem Aufschlag in das Gras fallend.

Der ganze Garten und die Wiese waren mit Fallobst

bedeckt und ein feiner, prickelnder Duft stieg von diesen an der Erde liegenden Früchten auf, die der Wurm angenagt hatte und die jetzt dem Winde preisgegeben waren, der sie von den Zweigen riß und zu Boden schleuderte, wo sie nutzlos verfaulen mochten.

Die Sonne schob sich immer weiter nach Westen, sie hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die Wanduhr im offenen Flur des Hauses schlug hell und langsam zwölf. Die Töne klangen bis in den Garten. Der Wirt kam und fragte, ob das Fräulein nicht essen wolle. Sie schüttelte den Kopf. Nein, es war ihr unmöglich, auch nur einen Bissen zu sich zu nehmen. Man ließ sie wieder allein.

Ein paar Bienen aus dem Stande im Garten umsummten sie, eine Kuh brüllte mehrmals dumpf im Stalle aus der offenen Thür, vor langer Weile, denn das Tier war krank und allein. Lucie sah die anderen draußen auf der Wiese im Sonnenschein grasen.

Sie konnte es nicht mehr ertragen, ruhig dazusitzen. Sie stand auf und ging durch den Obstgarten hinaus auf die Wiesen, einen kleinen, ausgetretenen Fußpfad hin, grade so breit, daß ein Mensch durch das Gras konnte.

Bei den weidenden Kühen fand sie ein kleines, zehnjähriges Mädchen, das mit hochgezogenen Knien auf dem Rücken im Gras lag und zum Himmel aufstarrte, während die Heupferdchen über sie wegsprangen, und um sie herum ihr eintöniges Konzert aufführten.

Zwei Kühe trieben sich spielend über die Wiese. Die anderen standen und rupften mit dem breiten Maul das saftige Gras oder lagen träge wiederkäugend am Boden.

Wie friedlich das alles war, wie still die Landschaft sich ringsum breitete; nur sie selbst mitten in der sonnigen Natur mit ihrer Furcht, ihrer heßenden Angst.

Immer wieder wanderten ihre Blicke hinüber zu dem Schlosse, während sie mit dem kleinen Bauernmädchen sprach, das sie wie ein Wunder anstarrte mit großen blauen Augen, und ihre Fragen nicht verstand, und immer nur nee! antwortete, oder: Ich weet nich! —

Auf dem Wege vom Gutshofe zeigte sich noch immer nichts. Einmal hatte sie geglaubt, es komme jemand von dort, aber der schlug einen anderen Weg ein und verschwand schnell ihren Augen. — Lange blieb sie in der Sonne stehn, die Augen mit der Hand beschattend; dann kehrte sie zum Dörschen zurück. Dieser Weg hier führte hinauf zu dem Gute, aber dort hatte sie nichts zu suchen, das blieb ihr immer verschlossen.

Langsam wandte sie sich um und schritt wieder zum Krug zurück. Die Mädchen nahmen die Wäsche ab und trugen sie ins Haus. Der Wirt zankte laut mit einem betrunkenen Fuhrmann, und auf der Bank im Garten saßen zwei kleine, fünf- und sechsjährige Mädchen, mit hellem Flachshaar, und die kleinere schaute zu, wie die größere an einem unförmigen grauen Strumpfe strickte. Lucie setzte sich neben sie und versuchte mit ihnen zu reden, aber sie bekam kein Wort heraus; sie drückten sich nur schüchtern aneinander und sahen sie dumm an. —

Herbert war schon über zwei Stunden fort. —

Wann würde er zurückkommen? . . . Er hatte sie gebeten, sich nicht zu ängstigen, denn er wollte auf eine Gelegenheit warten, um sich der Mutter zu erklären, um sie nicht allzusehr zu überraschen. Aber als er noch immer nicht kam, verließ sie der letzte Mut; dieses ungewisse warten marterte sie zu Tode. Warum kam er noch immer nicht, sie zu befreien, daß sie wieder fort konnte von hier? . . . Nur keine Minute länger bleiben, fort von hier, so schnell als

möglich, daß sie das lange graue Gebäude nicht mehr sah!

Sie blickte wieder hin. Ein Wagen kam auf der Straße daher. Er kam schnell angejagt. Die Entfernung wurde immer geringer. Ihr Herz schlug heftig, aber sie bezwang sich. Nun war es entschieden!

Sie verharrte regungslos auf ihrer Bank, den näher kommenden Wagen nicht aus den Augen lassend.

Jetzt erkannte sie, daß zwei Personen auf dem Boock saßen, und sie sah in der Sonne deutlich den grauen Staub der Chaussee, der hinter dem Wagen aufwirbelte.

Die Kinder neben ihr waren aufgestanden und in das Haus zurückgegangen. Sie hatte es nicht bemerkt. Sie hatte nur Augen für den Wagen. — Es war Herbert.

Er lenkte das Gespann, neben ihm saß der Kutscher.

Jetzt fuhr der Wagen an der Breitseite des Gartens vorbei. Ein paar kleine Häuser standen dazwischen und von dort aus konnte man das junge Mädchen im Obstgarten nicht erkennen. —

Der Wagen fuhr am Hause vor. Sie hörte deutlich das Knirschen der Räder im Sande und das halten.

Dann im Flur . . . auf den Steinfließen ein hastiger, suchender Schritt, und im nächsten Augenblick stand Herbert in der niederen Thür und eilte, als er sie erblickte, rasch auf sie zu.

Die Kniee zitterten ihr, sie wollte ihm entgegen, aber sie hatte kaum die Kraft, sich zu erheben. Sie stand neben der Bank, sich an der Lehne haltend. Sie wagte nicht aufzuschauen, die Antwort nicht von seinem Gesichte zu lesen und doch empfand sie eine jubelnde Freude, ihn wieder zu haben. . . Er war zurückgekehrt.

Er war auf sie zugeeilt und nahm die schwankende in seine Arme.

— Lucie! Lucie! rief er.

Sie schlug die Augen zu ihm empor, als er sie auf die Lippen küßte. Dann faßte er sie bei beiden Händen, hielt sie etwas von sich, und sagte langsam und ernst:

— Lucie! — Meine Mutter erwartet dich! . .

Es brauste ihr in den Ohren, und einen Augenblick rieselte es wie ein kalter Frostschauer durch ihren Leib. Dann breitete sie die Arme aus und mit einem Jubelschrei, in dem all ihre Angst und das jauchzen der Erlösung lagen, der wie der Freudenschrei eines vom Tode erretteten in die feierliche Mittagsstille der sonnendurchglühten Natur hineinklang, warf sie sich ihm an die Brust. —

IX.

Herbert's Mutter, Marianne von Düren, stand in ihrem sechzigsten Jahre.

Als achtzehnjähriges Mädchen hatte sie Düren kennen gelernt. Sie gehörte einem alten Adelsgeschlechte Sütlands an, und es hatte einen zwei Jahre währenden Kampf mit ihren Eltern gekostet, ehe diese ihre Einwilligung zu der Heirat mit dem Deutschen gaben, der bei einem Besuche in der Gegend sie kennen und lieben gelernt hatte. Es war eine böse und traurige Zeit gewesen; allein ihre Liebe trug endlich den Sieg davon. Und die Liebe hatte angedauert bis in ihrem fünfundvierzigsten Jahre ihr der Gatte durch einen Sturz mit dem Pferde entrisen wurde.

All ihre Liebe hatte sie auf ihren ältesten Sohn auf

Herbert übertragen. Mag, der um zehn Jahre jünger, in der Armee stand, mußte sich mit einer weit ruhigeren Liebe begnügen. — Auf Herbert hatte sie all ihre Hoffnungen gesetzt; aber wie ein Wurm nagte an ihrem Glücke der Gedanke, daß er sich nicht verheiratete . . nicht heiraten wollte, seit Lisa Jürgens sich um ihn vergiftet hatte.

Mag war seit drei Jahren vermählt und hatte zwei Kinder, aber beides Mädchen. Wie sollte das werden? —

Was hatte sie sich für Mühe gegeben, um Herbert zu verheiraten, aber er war taub für all ihre Vorstellungen und Bitten. Er küßte ihr das Wort vom Munde und blieb bei seinem Vorfatze. Als er heute gekommen war, und nachdem er länger als eine Stunde mit ihr geplaudert hatte, davon sprach, er habe eine junge Dame auf Helgoland kennen gelernt, und sie bat, dieselbe doch einmal einzuladen — da hatte sie den Atem verhalten. Aber sie hatte nicht gewagt, eine Frage zu thun.

Gewiß, sie wollte sie einladen, wenn er meinte.

Er hatte von ihr erzählt und nannte sie Miß Lucie. Also eine Engländerin, sagte sie sich.

Aber es sei doch schwer, hatte er gemeint, denn sie müsse allein kommen. Ob das anginge? Ihre Verwandten könnten sie nicht begleiten. — Sie hatte genickt und wartete, daß er mehr sagen sollte. Sie wußte, daß das noch nicht alles war. Wenn er nun selbst hinging und sie holte? . . Er war doch kein junger Mann mehr mit seinen siebenunddreißig Jahren. Er hatte sich verwirrt und war noch gar nicht mit seinem anfänglichen Plane herausgekommen.

— Siehst du, Mutting, ich habe nämlich eine Absicht dabei. Kannst du raten, was? —

Sie blickte ihn mit ihren noch immer so schönen Augen fragend an. — Sie war älter geworden. Ihr Haar war

jetzt fast ganz weiß. Es schien Herbert, als ob sie kleiner geworden und die schmalen blassen Wangen eingefallen seien. Aber durch die Augen war das Gesicht noch so jugendfrisch und lebendig.

— Weißt du, du bist jetzt hier im Winter auf Sassenhagen so allein. Du willst selbst im Winter nicht in die Stadt und unter der Einsamkeit leidet die Gesundheit. Du hast nur Wiesing, und die ist auch schon alt geworden, und was könnt ihr viel mit einander anfangen? Wie wäre es nun, wenn du dir eine Gesellschafterin nehmen würdest?

Sie hätte gewiß wie früher gegen diesen Plan geeifert, wenn sie nicht geahnt, daß er ein Ziel im Auge hatte; und sie wollte ihm den Weg nicht zu schwer machen.

Deshalb wehrte sie sich nur schwach.

— Du mußt Jugend um dich haben, ein junges, frisches Mädchen, das dich aufheitert. . . Und siehst du, da habe ich an Miß Lucie gedacht. . . Du würdest sie gewiß lieb haben, und sie dich auch.

Jetzt schüttelte sie doch den Kopf.

— Glaubst du denn, Herbert, daß es eine Freude für ein lustiges junges Ding ist, sich mit einer alten Frau abzugeben? Und dann, was soll sie hier in Sassenhagen? . . . Hier ist doch nichts zu finden; und nun gar im Winter? wo kaum dreimal ein Besuch kommt. Nein! . . . Das hieße der Jugend ihr Recht nehmen, hieße: noch ein armes Wesen langweilen; denn glaube mir, wir würden uns bald gewiß recht herzlich gegenseitig langweilen.

— O nein, da kenne ich mein Mutting besser. Wer sollte sich wohl in deiner Gesellschaft langweilen?

— Du böser Schmeichler! —

— Versuch es einmal. Du mußt mir die Bitte erfüllen und Miß Lucie einladen. — Sie soll unser Gast sein,

und ich hoffe, wenn du sie erst kennst, gehst du auf meinen Vorschlag ein. . . Nicht wahr, du ladest sie ein und ich bringe sie dir? Willst du?

— Ja, Herbert, wenn ich dir damit einen Wunsch erfüllen kann. . . Du weißt ja, daß ich für dich alles zu thun im stande bin.

— Aber Mutter, so schlimm ist es doch nicht gleich!

Sie erwiderte nichts darauf. Herbert beugte sich nieder und küßte ihr die Stirn.

— Also ich darf hingehen und sie dir bringen?

— Ja, Herbert, das darfst du. —

Das Gespräch wurde durch Wiefing unterbrochen, die auf dem Gute aufgewachsen und von ihrem sechzehnten Jahre an bei Frau von Düren gewesen war, und weit mehr die Stellung einer Vertrauten, als einer Dienerin einnahm.

Vergeblich suchte Herbert einen neuen Anknüpfungspunkt. Ihn quälte das Gefühl der Ungewißheit, und er mußte immerfort an Lucie denken, die dort in dem kleinen Dörfchen, — er vermochte vom Fenster aus, durch die Zweige der Bäume, die Häuser deutlich zu sehen — voller Erregung harrete. Sollte er sich mit dieser Erklärung heute begnügen und wirklich thun, als hole er sie erst später? —

Wie sollte er der Mutter sagen, daß sie schon hier sei, drüben im Krug, dessen Gebäude man deutlich erkennen konnte? Wie würde sie diese Enthüllung aufnehmen? Er hatte es doch recht ungeschickt angefangen. All die schönen Pläne, die er sich ausgeflügelt, wollten ihm jetzt ungeeignet scheinen. Und er mußte bleiben. . . er konnte nicht fort, er konnte auch keinen Boten ins Dorf schicken, es wäre sicher nicht geheim geblieben.

Endlich war er einen Augenblick mit der Mutter allein, und er brachte seinen Entschluß zur Ausführung. Er legte

den Arm um ihre Schultern, blickte ihr ins Auge und sagte, seine Verlegenheit unter Lachen bergend:

— Du darfst nicht böse sein, Mama, wenn ich dir ein Geständnis mache. . . Willst du auch nicht böse sein?

Sie schüttelte den Kopf und sagte aufrichtig:

— Wie sollte ich wohl über etwas böse sein können, daß du gethan hast oder sagst. Ich weiß, daß was du auch thust, du stets das rechte thust.

— Ja, Mama, es ist eigentlich auch kein Unrecht. Siehst du . . . wenn ich dich nun ein wenig überraschen wollte? Wenn die Dame nun schon hier wäre?

Sie sah ihn lange an, dann fragte sie:

— Hier? — Hier im Hause? . .

— Nein, aber im Dorf, im Krug, wo sie wartet, daß ich ihr Antwort bringen soll. . . Nun wirst du doch böse sein, nicht wahr? — Siehst du, ich wollte es dir nicht gleich sagen. Ich wollte eigentlich warten, aber ich bringe es nicht fertig. So nun weißt du alles. Nun schilt mich nur ruhig aus. — — Aber du bist ja, scheint es gar nicht böse? —

— Nein, warum sollte ich es sein?

— Du bist doch die prächtigste Mutter von der Welt. Ich glaube, du hast mich recht verzogen. — Darf ich also Miß Lucie Bescheid bringen, und sie dir zuführen?

— Ja, Herbert, thue das.

— Und du wirst sie freundlich empfangen?

— Wie jeden lieben Gast, den du mir zuführst.

— Ach Mama, du nimmst mir damit einen Stein vom Herzen! So alt ich bin, kann ich doch noch unbesonnene Jugendstreiche machen, und heute meinte ich gewiß gescholten zu werden wie ein recht ungezogener Junge. — Du bist recht gut zu ihr, nicht wahr? . . . Ich bringe sie dir ja als Gast in's Haus, nicht in ihrer künftigen Eigenschaft als Gesellschafterin.

— Ja, mein Junge. Du kannst versichert sein.

— Wie gut du bist! —

Und er küßte sie dankbar auf die Wangen. Dann eilte er fort und wenige Minuten später lenkte er den Wagen auf die Chaussee. Die Mutter stand am Fenster und sah ihm nach. Nein, das Lügen hatte er nicht gelernt. Das konnte er nicht. Und er meinte wirklich, daß sie das alles glaubte, der gute Junge. Als ob sie nicht wüßte, daß er jene zu einem ganz anderen Zwecke brachte. Aber er that recht. Das erleichterte auf beiden Seiten den ersten Verkehr. Und legte er damit nicht die Entscheidung in ihre Hand, wo er doch freier Herr seiner selbst war, nur zu kommen brauchte und zu sagen: Sieh, Mutter, diese soll mein Weib werden. — Durch die Erbschaft seines Vaters stand er seit Jahren als freier Mann da. Er konnte thun und lassen, was er wollte.

Sollte sich ihr sehnlichster Wunsch endlich erfüllen? — Aber sie wußte nicht, wer jene . . . noch was sie war. Herbert hatte ihr nichts erzählt, und sie fragte nicht, sie wollte nicht ueugierig scheinen, wollte ihm Zeit gönnen. Nur diese Reise kam ihr nicht aus dem Sinn, die beiden allein von Helgoland. Sollte das Mädchen wirklich so verlassen in der Welt stehen? . . .

Sie lehnte am Fenster und schaute dem entschwindenden Wagen nach, und auch ihr schlug das Herz erwartungsvoll vor der Begegnung mit dem Wesen, das jetzt in Herberts Herzen den Platz mit ihr teilen würde. Aber sie dachte nicht an sich, sondern einzig an das Glück ihres Sohnes, ihres geliebten Kindes. Und sie öffnete weit ihre Arme, um das Mädchen, das ihr Herbert brachte, an ihre Brust zu ziehen, wenn sie ihn nur damit glücklich machte. —

Sie sah, wie der Wagen zurück kam, aber jetzt trat sie

vom Fenster weg und ging einige Male in dem großen, modern ausgestatteten Salon auf und ab. Vor dem auf der Kamintonsole befindlichen Bilde ihres Gatten blieb sie stehen und schaute es lange an. Was er wohl dazu sagen würde! Und sie dachte an all die bösen Stunden, die sie einst hatten durchleben müssen, an all die schlaflosen Nächte, die sie durchweint hatte, ehe ihnen endlich ihre Wünsche in Erfüllung gingen. Sie wußte, was es hieß: zu lieben und auf Widerstand zu stoßen, und sie dachte an all die abenteuerlichen Pläne, die damals ihr Hirn durchkreuzt hatten, und wie sie entschlossen gewesen war, alles zu opfern, ohne Bedenken, um nur dem Geliebten zu gehören.

Die erwählte ihres Sohnes sollte kein verschlossenes Herz bei ihr finden, wenn sie es wert war. Aber noch hieß es: sich beherrschen. Sie durfte kein Wort sagen, das sie verriet. —

Herbert hatte auf der Fahrt Lucie von allem unterrichtet. Anfangs hatte sie sich gesträubt, sie hatte geglaubt, Herbert habe der Mutter alles gesagt. Nein, sie wollte fort.

— Bring mich fort, irgendwo hin. Nur mußt du bei mir bleiben. Ich kann ja nicht mit. — Ich fürchte mich vor deiner Mutter, denn wie kann sie mich lieben? Und wenn sie alles erfährt, was soll ich beginnen?

— Lucie, ich bitte dich. Meine Mutter erwartet dich.

— So sag ihr, ich sei krank . . . ich sei fort. — Ja, sage ihr, du habest mich nicht mehr gefunden. Schick einen Boten und laß uns fort. . . Ich sterbe vor Angst. Laß uns fort! . .

— Nein Lucie. Meine Mutter ist freundlich und gut; die beste Frau, die sich denken läßt.

— Ich kann nicht, stöhnte sie.

— Lucie! —

— Mit einer Lüge soll ich über die Schwelle jenes Hauses gehen, ihr ins Gesicht lügen? — Nein! — Ich habe viele Schuld in meinem Leben, ich habe schwer genug zu tragen und zu leiden. . . Nicht das noch! — Sag ihr alles, und dann mag kommen was will.

Er bestürmte sie mit seinen Bitten. Sie sollte ja nur als Gast auf ein paar Tage dort sein. Sie konnte jeden Augenblick wieder fort. Endlich brachte er sie so weit, daß sie einwilligte. Sie ergab sich in ihr Schicksal, aber all der Mut, den sie früher gezeigt, war völlig geschwunden. —

Die Mittagssonne flutete durch die geöffneten Fenster in den Salon, in dessen Mitte Frau von Düren stand und die Ankommenden erwartete. Endlich öffnete sich die Thür.

Lucie war im einfachsten Reisekleid, den grauen Staubmantel übergeworfen, ein Barett auf dem zierlichen blonden Kopfe. Wie sie jetzt, jugendfrisch und schlank, die Wangen vom Rot der Erregung leicht bedeckt, auf der Schwelle zauderte, sicher elegant und doch so kindlich verlegen, hatte sie das Herz der alten Frau durch ihre mädchenhafte Erscheinung gewonnen. Sie verstand Herbert. Diese Mädchenknoſpe mußte man lieben, wenn man sie nur sah.

Und sie schritt ihr entgegen und streckte ihr zum Willkommen-Gruß die Hand entgegen. Sie fühlte die kalte, kleine Hand in der ihren zittern, sah wie Lucie die Augen niederschlug, und sie sprach freundlich auf sie ein. Sie mußte ablegen, und es sich bequem machen. Sie war ganz wie zu Hause. Es war nun einmal auf Sassenhagen Sitte, daß die Gäste die Herren waren. Frau von Düren nannte sie liebes Kind und bat, sie so nennen zu dürfen.

Lucie saß in einem der tiefen Sessel, während Herbert am Kamine lehnte und nicht recht wußte, was er thun sollte, da seine Mutter auf das junge Mädchen freundlich ein-

sprach. Als sie Lucie: mein liebes Kind nannte, traten dieser die Thränen in die Augen. Sie versuchte sie niederzukämpfen, allein sie vermochte es nicht.

Frau von Düren trat zu ihr und strich ihr leise über das Haar, als sie sah, daß Lucie dem weinen nahe war.

— Aber was ist Ihnen denn, liebes Kind?

Lucie schaute zu ihr auf und lächelte unter Thränen, während diese Güte ihr Herz zerriß, eine Güte, die sie nicht verdiente.

— O nichts, antwortete sie unter leise vorbrechendem Schluchzen. — Es ist lange her, daß jemand liebes Kind zu mir gesagt, und so gütig und freundlich gewesen ist.

Herbert war herangetreten. Er mußte sich beherrschen, um nicht etwas zu sagen und sich zu verraten.

Die Mutter kam ihm zuvor.

— Sie werden müde sein von der Reise, nicht wahr, und wollen gewiß etwas Toilette machen? Bitte, Herbert, zeige Miß Lucie ihre Zimmer, die blauen im linken Flügel . . . wir werden Wand an Wand wohnen. — Gehen Sie jetzt hinauf und in einer halben Stunde gehn wir zu Tisch. So lange können Sie ruhen, wenn Sie es nicht vorziehen, schon früher zu uns herunterzukommen.

Herbert sah seine Mutter an und diese las ihm die Frage von den Augen.

— Ja, es ist alles in Ordnung. Wiefing ist oben gewesen und hat schnell alles besorgt. Aber überzeuge dich bitte selbst noch einmal, ob nichts fehlt. Also spätestens in einer halben Stunde.

Damit reichte sie Lucie aufs neue die Hand.

Dann stiegen Herbert und Lucie die breite Treppe zum ersten Stock hinauf. Im Zimmer warf sich Lucie an seine Brust und ließ ihren Thränen freien Lauf. Die widerstreitendsten Gefühle bedrängten sie.

— Ist meine Mutter nicht die Güte selbst? fragte er.

— Gerade weil sie es ist. . . Laß mich fort, Herbert. Noch heute bring mich fort. . . Ich werde keine Nacht unter diesem Dache schlafen können. Es ist, als müsse es über mir zusammenbrechen. — Ich will fort! —

— Lucie, du bist erregt. Nur ein paar Tage und du wirst ruhiger sein.

— Nein, sagte sie und schmiegte sich enger an ihn, sie hat einen Blick, als könne sie einem in der Seele lesen. Und wir belügen sie, und ich glaube, sie weiß es. . . Mir graut vor diesen Augen, so lieb sie auch blicken, so gut und freundlich; denn ich sehe schon, wie sie kalt und unfreundlich nach mir blicken, wie sie zürnen. Laß mich freiwillig gehen, ehe ich gehen muß.

— Niemals, Lucie! Und meine Mutter soll ihre Bitten mit den meinigen vereinigen, daß du bleibst, immer bleibst, als mein Weib, mein teures Weib, das ich über alles liebe in der Welt.

Sie schwieg zu seinen Worten, umarmte ihn noch einmal krampfhaft. . . dann ließ er sie allein. Sie kühlte sich die Augen mit Wasser, um die Thränen Spuren zu verwischen, und schaute vom Fenster hinaus in die Landschaft.

Vor ihr breitete sich parkartig der Garten aus. Einzelne alte Bäume des Waldes, der weiterhin der Kultur hatte zum Opfer fallen müssen, standen noch. Die übrigen niederen Bäume und Gebüsch waren Neuanpflanzungen. Das Haus machte von außen einen verwitterten, fast verfallenen Eindruck, allein das Innere war mit aller Bequemlichkeit der Neuzeit eingerichtet.

Hier in ihrem stillen, großen Gemache, ganz für eine Dame ausgestattet, fühlte sie sich geborgen und ward ruhiger. Der erste Schritt war gethan, und Herberts Mutter hatte

sie mit so viel Wohlwollen aufgenommen, daß sie anfang, wieder Mut zu fassen. Sie dachte sich mehr und mehr in ihre Lage hinein, und als sie ihre Toilette in Ordnung gebracht und hinunterstieg zu den Parterreräumen, hatte sie ihre Festigkeit wieder erlangt.

Sie fürchtete sich zwar noch, aber die haltlose Verlegenheit wich wie ein böser Spuk von ihr.

Sie fand Herbert mit seiner Mutter beisammen.

Er hatte sie gefragt, wie ihr Lucie gefalle, und sie hatte ihm offenherzig erklärt, daß die Anmut und Güte, die in ihrem Wesen zu liegen schien, ihr sehr gefielen. Sie drückte sich sehr vorsichtig aus, aber doch so, daß er sie in seine Arme nahm und küßte. Wenn sie noch den geringsten Zweifel gehabt hätte, sein Benehmen jetzt mußte ihn ihr nehmen. Man setzte sich zu Tisch. In dem großen, eichengetäfelten Eßzimmer mit seinen dunkelbraunen Farben war eine kleine Tafel gedeckt, an der sie zu dreien Platz nahmen.

Frau von Düren lenkte das Gespräch auf Helgoland, wo sie in frühester Jugend ein Mal gewesen war, und fing an, mit Lucie englisch zu sprechen. Sie haßte das französische und hatte um so eifriger englisch gelernt, war ein halbes Jahr in Schottland bei Verwandten gewesen und freute sich, jemanden zu finden, mit dem sie in der Sprache, die sie stets gern gehabt hatte, plaudern konnte. Es trug viel dazu bei, daß Lucie ihre Befangenheit verlor. Sie schienen damit ein neutrales Gebiet zu betreten, und der Bann fiel von ihr ab.

Auch stellte Frau von Düren nicht eine einzige persönliche Frage; Reiseerlebnisse und Eindrücke wurden ausgetauscht, und so verging das Diner und Lucie fühlte mehr und mehr sicheren Boden unter sich. Nur eine gewisse Scheu und Zurückhaltung behielt sie, die aber nur dazu

beitrug, Herbert's Mutter noch mehr für sie einzunehmen. Man nahm den Kaffee in dem im Parke belegenen kleinen Borkenhäuschen, das aus Eichenästen und Rinde künstlich hergestellt war und schon halb im Walde lag, ein Plätzchen, wie geschaffen zum träumen, kühl und geborgen. —

Frau von Düren war es gewöhnt, ihr Mittagsschläfchen zu halten; sie entschuldigte sich deshalb bei Lucie, die es sich nicht nehmen ließ, sie hinauf zu begleiten.

— Und nun machen Sie mit meinem Herbert einen kleinen Spaziergang. Vor allem lassen Sie sich den Waldsee zeigen, wenn es Ihnen nicht zu weit ist; er liegt fast eine halbe Stunde von uns entfernt. Sie werden ihn gewiß noch recht oft sehen, denn Sie bleiben recht lange unser lieber Gast. . . So leicht lassen wir Sie nicht wieder ziehen. — Und nun auf Wiedersehen!

Lucie setzte ihren Hut auf, nahm den Sonnenschirm und traf drunten im Garten Herbert, der sie zuerst durch die Wirtschaftsgebäude führte. Die Ställe waren leer, Knechte und Mägde draußen auf den Feldern. Nur die Hühner gackerten auf dem Hofe umher, Gänse und Enten hatten sich in den Staub eingewühlt und ließen sich die Sonne auf das Gefieder scheinen.

Dann gingen sie in den Wald hinein, unter mächtigen, silberborkigen Buchen hin, deren hellgraue Stämme sich lebhaft von den zerrissenen schwarzen Eichenstämmen abhoben. Als das Haus ihren Blicken entschwunden war, bot Herbert Lucie den Arm. Aber sie stellte sich vor ihn hin, schaute zu ihm auf und bot ihm den Mund zum Kusse.

Die Eichen rauschten leise über ihnen. Die Sonnenstrahlen tanzten zwischen den Stämmen und sie hielten sich schweigend lange umschlungen. Dann schritten sie tiefer

hinein in den Wald, auf einem schmalen, laubbedeckten Fußpfade, der sich in die Wildnis zu verlieren schien. Sie sprachen nicht viel, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Dann sagte Herbert:

— Es ist mir doch sehr schwer, dich vor meiner Mutter mit Sie anzureden und als Fräulein fremd zu behandeln. Ein paar Mal war ich nah daran, mich zu versprechen.

— Glaubst du, es würde mir leichter? Ich habe sogar von dir als von Herbert gesprochen, aber deine Mutter hat sich mit keiner Miene verraten. . . . denkst du übrigens, daß sie nichts ahnt. . . . daß sie uns glaubt? —

— Ja, bis jetzt wenigstens.

— Mir scheint es nicht. Ihr Benehmen ist so eigentümlich. Sie beobachtet uns und ich glaube, sie hat uns durchschaut.

— Nun, dann schadet es auch nichts . . . um so besser. Dann wird uns das Geständnis erleichtert.

Dazu wird es nie kommen, dachte Lucie bei sich, Es soll nie dazu kommen. Allein sie schwieg Herbert gegenüber.

In der Nähe seiner Mutter fühlte sie so recht den Unterschied, das unhaltbare der Situation. Es war ein Komödie, die sie spielten, und die vielleicht sehr tragisch enden konnte. Sie hatte den ersten Schritt gethan. Ein zurück gab es vorläufig nicht. Sie mußte warten. Blindlings mußte sie auf dem Wege vorwärts, den sie einmal betreten hatte. —

Sie kamen an den Waldsee; ein langgestreckter See mit tiefen schattigen Buchten. Das Wasser unbeweglich und klar, in dessen Fluten sich die überhängenden Zweige der Bäume badeten. Einige Bänke waren aus Baumstämmen roh zusammengefügt, denn häufig wurden aus der Um-

gend kleine Ausflüge nach hier gemacht. Sie ruhten eine Weile und schritten weiter durch den schweigenden Wald.

Ein flüchtiges Eichhörnchen raschelte im Laube und lief hurtig den Stamm einer schlanken Eiche hinauf, in deren Blätterkrone es verschwand. Einmal sahen sie dicht an einem dunklen Fichtenbestande ein paar Rehe äßen. Sie blieben stehen, aber die Tiere hatten sie gesehen und verzogen sich langsam in den Tann. Der prickelnde Harzgeruch der Föhren umgab sie jetzt.

Die Sonne schien über die Spitzen der jungen Anpflanzungen. Der Boden war trocken, mit braunem, duftenden Heidekraut und langen, scharfzantigen Grasbüscheln bewachsen. Unter den niederen Tannen hie und da ein nackter brauner Ameisenhaufen. Einmal sprang dicht neben ihnen ein Hase auf und jagte erschreckt durch die Lichtung. Und an dem Wege hin raschelte es im dürren Grase von einzelnen flüchtigen Eidechsen.

Dann kamen wieder hohe dunkle Fichten, unter deren Zweigen aus dem mit langen braunen Nadeln bedecktem Boden kaum ein grünes Blatt hervorsproß. Hie und da ein Fleckchen Laubwaldung, wie eine Nase, sich licht abhebend von dem schwärzlichen grün der Fichtenzweige und dem rostrot der Stämme. Auf einem sich vielfach windenden Fußpfade kamen sie endlich zu dem Jagdhäuschen, eine rohgezimmerte Holzhütte, die über eine Stunde vom Gute entfernt lag, mitten im Jagdrevier. Die Thür war verschlossen, die bunten Fenster verstaubt und vom Inneren kaum etwas zu erkennen. Aber die Einrichtung von früher schien noch vorhanden zu sein.

Vor dem Hause waren ein paar Tische und Bänke in die Erde gerammt, und der Platz geebnet und frei gemacht.

Am Waldsaume stand eine aus Stangen gefertigte Laube, aber in einem kläglichen Zustande. Auch die Bretter der Tische und Bänke waren morsch und zerbröckelten. Es schien sich niemand mehr darum zu kümmern. Sie setzten sich auf eine Bank; die langen dunklen Fichtenzweige bewegten sich im Winde über ihrem Haupte wie große Fächer.

Aus der Ferne klang der dumpfe Schlagton einer Art. Man mußte dort beim Holzfällen sein. Ein dumpfer Schlag folgte dem andern in unregelmäßigen Pausen.

Die Sonne berührte schon die Spitzen der jenseits des Häuschens stehenden Bäume. Die Holzfäller mußten ihre Arbeit eingestellt haben. Es war still im Walde.

Dann klopfte in der Nähe ein Specht, hastig und unruhig trommelnd, und wieder wurde es still.

Herbert versuchte noch einmal durch die Scheiben in das Blochhaus zu schauen. Er öffnete die Läden der Fenster, aber die Scheiben waren so verstaubt und mit Spinnweben überzogen, daß er kaum etwas erblicken konnte.

Auf einem andern Pfade schritten sie dem Gute wieder zu. Sie kamen in die Gegend, wo einige Arbeiter mit Holzfällen beschäftigt waren. Sie waren von Sassenhagen, und Herbert gab seine Anordnungen, daß man das Jagdhäuschen und die Tische und Bänke in Ordnung bringe.

Nach einer Viertelstunde kamen sie an den Saum des Waldes, an dem sie jetzt entlang schritten. Große Wiesen wechselten ab mit trüchtigem Ackerlande. Die Sonne senkte sich mehr dem Horizonte zu, hoch über ihnen jubilierten noch die zwitschernden Lerchen in der klaren Luft.

Sie suchten sie mit bloßem Auge zu entdecken, aber es war ihnen nicht möglich. Sie verfolgten die aufsteigenden, bis sie ihren Blicken entchwanden, und sahen, wie sie sich

dann wie ein Stück Blei wieder aus dem blauen Himmel in das goldwogende Korn fallen ließen.

Sie kamen an einer großen Schafherde vorbei. Einer der Wolfshunde wollte sie erst anknurren, dann kam er in wilden Sätzen auf Herbert zugesprungen und strebte an ihm empor. Der alte Schäfer hatte sich auf das Geheul des Hundes umgewendet. Auch er erkannte seinen Herrn und kam langsam heran, die Pseife aus dem zahnlosen Munde nehmend und den von Wind und Wetter mitgenommenen Filzhut ziehend.

Seine Kleider bestanden aus hunderten von Flickern aller Art, aber Regen und Sonnenschein hatten die Farben ausgezogen und alles hatte eine gleichmäßig graubraune Färbung angenommen. Seit seinem zehnten Jahre hütete er die Schafe von Sassenhagen, wie sein Vater und Großvater das gleiche gethan hatten. Herbert fragte ihn eine zeitlang aus, während Lucie eines der dickvolligen Schafe zu streicheln suchte, das sobald sie in seine Nähe kam, weiterlief, fortwährend das kurze saftige Gras rupfend. Dann gingen sie dem schon sichtbaren Gutshause wieder zu.

Der Spaziergang hatte Lucie beruhigt. Ihre Nerven verfielen in eine gewisse Abgespanntheit, und sie vergaß ihre Befürchtungen. Das alte Gleichgewicht stellte sich wieder her. Sie hatte Herbert nur um das eine gebeten: sie nicht mit seiner Mutter allein zu lassen.

Am Abend bei Tisch war vom reiten die Rede. Lucie hatte in England viel geritten.

Der eine Fuchswallach war als Damenpferd zugeritten. Aber woher ein Reitkleid schaffen?

Frau von Düren lächelte, verließ das Zimmer und kam nach einer Weile mit einem Reitkleide wieder. Das Kleid, obgleich schon über vier Jahr alt, hatte eine ihrer

Nichten nur ein paar Mal getragen, wenn sie zum Besuche kam. Es war ungefähr die Größe Luciens. Mit ein paar kleinen Änderungen ließ sich Rat schaffen.

Wiesing sollte am nächsten Morgen gleich daran gehen, es zu richten. In der Freude, einen lebhaften Wunsch erfüllt zu sehen, legte Lucie jetzt ihre Scheu ab und gab sich natürlich. Sie hatte fast vergessen, daß sie es mit Herberts Mutter zu thun hatte, und so verlief der Abend fröhlich und ohne Störung. Kurz nach Einbruch der Nacht legte man sich zur Ruhe. Aber Lucie fand keinen Schlaf.

Die ungewohnte Umgebung, das große Zimmer, das größer war als ein eigentliches Wohngemach, trugen zu ihrer Unruhe bei. Sie hörte nebenan die alte Wiesing mit Frau von Düren sprechen, und dann diese noch lange auf und abgehen. —

Seit langer Zeit war sie wieder allein, fern von Herbert, und mit offenen Augen starrte sie zur Decke, und die beiden Tage zogen an ihr vorüber.

Sie hatte nicht in dieses Haus gewollt. Jetzt schlief sie unter dem Dache desselben, und Herberts Mutter war so freundlich gegen sie, wie bis jetzt kaum jemand es gewesen war. Dennoch aber fühlte sie sich so fremd ihr gegenüber. Sie hatte vor dem Alleinsein mit ihr eine, ihr alle Fassung raubende Angst.

Aber sie wollte mutig sein, wollte ausharren, sie wollte ja um Herbert kämpfen, doch schon jetzt erkannte sie, daß das nicht möglich war; die Liebenswürdigkeit der edlen, alten Frau nahm ihr jede Waffe.

Endlich schlief sie, abgespannt von den Ereignissen des Tages, ein. —

Sie wurde von Wiesing geweckt, so fest schlief sie.

Als sie zum Frühstück herunter kam, fand sie Herbert

schon mit der Mutter zusammen, die mit dem Kaffee auf sie warteten. Die beiden hatten nicht mehr über Lucie gesprochen. Frau von Düren nahm ihre Gegenwart als etwas selbstverständliches hin. Sie sorgte für alles, aber über das junge Mädchen sprach sie nicht weiter; sie fragte nicht, sie wartete ab.

Am Morgen noch wurde das Reitkleid für Lucie geändert, während Herbert den Fuchs zuritt, ob er als Damenpferd noch geschult genug sei.

Am Nachmittage kam Besuch von einem Nachbargute, man machte einen großen gemeinschaftlichen Spaziergang, und Lucie, die auf die innige Bitte Herbert's aus ihrer Zurückhaltung herausging, schloß sich schnell den drei jungen Mädchen an, die so ausgelassen waren, daß auch Lucie sich zeigte, wie sie von Natur war.

Auf dem großen Grasplatze des Parkes spielte man Ringwerfen. Lucie lief umher mit roten Wangen, atemlos, ausgelassen, wie Herbert sie nur einmal früher auf Helgoland gesehen hatte. Eine der Damen, bekannt durch ihre rücksichtslosen Fragen und Bemerkungen, die eine ganze Gesellschaft aus der Fassung bringen konnten, fragte Frau von Düren über alles mögliche in Bezug auf Miß Lucie, wovon die alte Frau selbst keine Ahnung hatte, und schloß endlich mit der Frage:

— Sie wird wohl Herbert's Verlobte, nicht? . . . Na, ich kenne die Heimlichkeiten. — Mir macht man nichts vor, wißt ihr. —

Frau von Düren geriet in die größte Verlegenheit und es bedurfte vieler Worte, ehe sie die andern vom Gegenteil überzeugte.

— Warum denn nicht? Es ist ja ein ganz reizendes Mädchen, so lebhaft, fröhlich und so hübsch. Sehen Sie

bloß, wie sie jetzt wieder dahinfläuft. Es wäre ganz vernünftig. . . Ich würde es keinem jungen Manne verargen, wenn er sich in sie verliebte.

— Aber ich bitte Sie, Frau Landrat, eine bürgerliche, wandte eine junge Frau ein, die nicht mit am Spiel teilnahm.

— Na, sagte die Landrätin, ich denke, Ihr Herr Vater, der Professor, war früher auch mal bürgerlich. . .

Am folgenden Morgen machten Herbert und Lucie ihren ersten Spazierritt. Der Fuchswallach war lammfromm, und das wollte Lucie gar nicht behagen. Er ging gut, und sie neckte Herbert einmal durch einen scharfen Galopp. Er hatte sofort erkannt, daß Lucie eine Reiterin war, mit der es keine Gefahr hatte. Dennoch ängstigte er sich, als sie unmotiviert den Fuchs in Galopp setzte.

Sie ritten zur Waldhütte hinaus, wo sie die Arbeiter mit der Herstellung derselben beschäftigt fanden. — Auch das Innere sollte wieder in stand gesetzt werden. —

Täglich kamen sie jetzt hierher. . . in drei Tagen schon waren die Arbeiten vollendet, und von da an blieb es ihr Lieblingsausflug. Ein größerer Umweg führte zu dem See, allein dorthin richteten sie mehr ihre Spaziergänge.

Die ersten Tage verliefen ereignislos. Am dritten Tage versprach sich Herbert einmal, indem er zu Lucie sagte. Er erschrock, sprach aber ruhig weiter, obgleich ihm das Herz schlug. Er sah weg und bemerkte so nicht, wie seine Mutter für ihn leicht errötete.

Noch war es zu keiner Erklärung gekommen, jeder Hindeutung ging man aus dem Wege. . .

Die folgenden Nächte schlief Lucie unruhig. Sie sah den Blick von Herberts Mutter so fest auf sich gerichtet; sie fürchtete jeden Augenblick eine Frage, und ihre Unruhe nahm wieder zu.

Noch eins fiel ihr schwer auf das Herz. Dadurch, daß sie zu einander Sie sagten, und den Ton höflicher Förmlichkeit einhielten, fühlte sie ihre Liebe beeinträchtigt.

Sie fürchtete, daß diese äußerliche Entfremdung nicht ohne Einfluß bleiben werde.

Nur flüchtig konnten sie sich küssen, sie wagten es nicht im Hause. Wenn sie bei Tisch ihm gegenüber saß, fanden sich zuweilen ihre Füße; und jetzt, wo sie ihm äußerlich fern war, übte das geheimnisvolle seinen Reiz aus.

Und auch im Walde mußten sie vorsichtig sein und sich umschauen, ob man sie nicht sah. Wie oft begegneten sie Leuten von Sassenhagen im Felde oder im Walde. Wenn sie einer einmal überraschte, was würde man von ihnen denken und über sie sagen! Es war ein qualvoller Zustand, unter dem sie bitter zu leiden hatten. —

Eines Abends kurz vor Mitternacht lag Lucie schlaflos in ihrer Kammer. Sie hatte die Vorhänge zurückgeschlagen. Der Vollmond flutete in das Zimmer, daß jeder Winkel erhellt war.

Herberts Mutter war lange nebenan unruhig auf und ab gegangen. Auch sie war erregt gewesen. Sie hatte ein paar Mal das Gespräch auf Herberts Beziehungen zu Lucie lenken wollen, aber sie waren ihr stets ausgewichen; sie litt unter diesem Geheimnisse, das keines mehr für sie war, und sie fühlte, wie auch die beiden darunter zu leiden hatten.

Lucie hörte sie wie all die Abende im Nebenzimmer sich bewegen. Wenn sie nur nicht einmal an ihr Zimmer klopfte, um mit ihr zu sprechen. —

Sie lag in ihren Kissen und lauschte. . . Das Fenster war etwas geöffnet, denn sie war es gewöhnt, bei offenem Fenster zu schlafen. Der Mond goß seine gleichmäßige

Silberflut aus und umfloß alle Gegenstände mit seinem milden Scheine. —

Waren das nicht Schritte drunten im Garten? . . .

Sie hielt den Atem an und horchte. —

Jetzt wieder! — Gewiß, sie irrte sich nicht.

Wer mochte noch so spät im Garten sein? . . . Von den Leuten schwerlich jemand. Die Schritte klangen gleichmäßig auf dem knirschenden Kies. . . Jetzt war es still. Der betreffende mußte stehen geblieben sein. Plötzlich wußte sie: es war Herbert. —

Einen Augenblick blieb sie regungslos liegen. Eine unjagbare Wonne überkam sie, daß sie die Augen schloß. Dann sprang sie auf, warf die Kissen zurück und schlüpfte aus dem Bette. Mit nackten Füßen, wie sie war, eilte sie an das Fenster. Allein sie blieb einige Schritte davon stehen. Dann barg sie sich hinter der dunklen Gardine und schaute hinaus, denn sie hatte an die alte Frau denken müssen, die nebenan schlief.

Sie blieb im Schatten stehen und blickte hinaus. . .

Sie hatte sich nicht getäuscht. . . Es war Herbert. —

Der Garten lag im taghellen Mondscheine vor ihr. Alles schien belebt zu sein, die leise sich wiegenden dunklen Zweige der ernstesten Bäume, die dichten Blättermassen der Büsche und die großen, vom Nachttau silberbereiften Wiesen. Auf dem graubraunem Kies der Wege strahlte das Licht heller wieder. Dunkel hob sich der Wald ab, und deutlich konnte man durch die Baumwipfel in der Ferne das kleine Dorf mit seinen wenigen Häusern erkennen.

Lucie hielt sich hinter der Gardine, daß der druntenstehende sie nicht erkennen konnte. Herbert stand im Schatten eines Gebüsches, aber sie konnte deutlich sein Gesicht erkennen. Er schaute zu ihrem Fenster empor, regungslos.

Wenn nur die Mutter nicht nebenan geschlafen hätte; aber so durfte sie sich nicht zeigen, durfte er nichts thun.

Lange stand er drunten, und regungslos verharrte auch Lucie. Es fror sie, die Nachtkühle stieg von unten auf, daß sie zitterte. . . allein sie rührte sich nicht.

Jetzt ging Herbert ein paar Mal auf und ab und blieb wieder stehen. —

Endlich, nach einem langen Blicke zu dem Fenster auf, ging er tiefer in den Garten hinein. Er mußte keine Ruhe gefunden haben, daß er diesen nächtlichen Spaziergang unternahm. . . Lucie schaute ihm lange nach, auch als er hinter den Büschen längst verschwunden war. Sie wartete, daß er wiederkommen sollte, aber die Zeit verging, und die Kälte trieb sie endlich vom Fenster.

Und jetzt lag sie auf ihrem Lager und lauschte gespannt, daß sie die Schritte nicht überhörte, wenn er zurückkam. Der Mond rückte immer weiter am Himmel und warf seine Strahlen schräger in das Zimmer, aber es blieb still drunten im Garten, und sie preßte ihr Gesicht in die Kissen und schluchzte in sich hinein. —

Weder Lucie noch Herbert ahnten, daß nebenan eine alte Frau erwacht war, ihn drunten im Mondenschein stehen gesehen hatte und nun den Entschluß faßte, eine Erklärung herbeizuführen, die diesem unerträglichen Zustande ein Ende machen sollte. Sie hatte gelauscht, denn sie glaubte aus Lucies Zimmer leises weinen zu hören; allein sie konnte sich getäuscht haben, denn in dem ganzen großen Hause regte sich kein Laut mehr. —

Am nächsten Tage sprachen weder Lucie noch Herbert von dem nächtlichen Abenteuer. Es schien, als ob ein fremdes zwischen sie getreten sei, daß sie jetzt Geheimnisse vor einander hatten. Sie verbargen sich etwas. Und eine unendliche

Traurigkeit überkam sie, daß sie ihre Gedanken so einander verschlossen. —

Sie machten ihren gewohnten Spazierritt zu dem Forsthaufe hinaus, aber sie sprachen nicht viel. Sie hielten sich fern von einander, als sei ihr Liebesaustausch ein Verbrechen, sie sahen sich an und schwiegen; und doch erfüllte beide eine Sehnsucht, die sie bis jetzt nicht gekannt hatten. . .

Als ihr Herbert bei dem Jagdhaufe aus dem Sattel half, fühlte er, wie sie am ganzen Leibe zitterte. Sie ließ sich an seine Brust gleiten, legte den Kopf auf seine Schulter und umschlang ihn. Aber sie küßten sich nicht und instinktiv betraten sie die Hütte nicht, deren Inneres jetzt mit Fellen und Jagdgeräten wohnlich ausgestattet war. Schon nach kurzem verweilen ritten sie durch den vom Herbstsonnenschein durchzitterten Wald zurück.

Sie waren früh heimgekehrt. Jetzt schritten sie noch im Parke auf und ab, und auch hier mußten sie auf der Hut sein, daß nicht irgend jemand sie hörte, was und wie sie mit einander sprachen. —

Überall waren sie wie in Fesseln.

Er bat sie wiederholt, daß er sich seiner Mutter erklären dürfe; aber sie willigte nicht ein. . . Nein, noch nicht. — Es war zu früh. Sie wollte den Zeitpunkt hinauschieben, vielleicht trat noch etwas dazwischen, daß jener Augenblick, den sie fürchtete, nicht eintrat. Sie hatte sich zwar an den Gedanken gewöhnt. Warum sollte sie nicht Herberts Weib werden? Nur vor den Fragen seiner Mutter fürchtete sie sich. Sie suchte nach einem Ausweg, allein ihr kam kein rettender Gedanke. —

Es war Abend geworden. —

Man plauderte in der Dämmerung im Salon. Herbert saß am Klavier, und obgleich die einbrechende Nacht ihre Schatten

über die weißen Tasten warf, spielte er schwermütige Volksweisen, wie sie ihm einfielen. Und plötzlich, ohne daß er es selbst wußte, erklang leise die Melodie:

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als heimliche Liebe . . .

Er brach ab und ließ die Hände auf den Tasten ruhen.

— Herbert! rief Frau von Düren leise, Herbert, komm einmal zu mir . . .

Lucie lehnte sich tief in den Sessel zurück. Diese heimliche Liebe verzehrte sie, das wühlte und brannte in ihr, nahm ihr alle Ruhe, daß sie kaum mehr wußte, was sie that.

Herbert stand vor seiner Mutter. Sie griff nach seiner Hand, und zog ihn neben sich auf das Sofa. Eine Zeit lang war es mäuschenstill im Zimmer. Man glaubte den Herzschlag der drei hören zu können. Die Nacht war eingebrochen. Es war dunkel im Zimmer, daß man nur noch die Umrisse der Gestalten erkennen konnte. Herbert war im Begriff, sich jetzt zu erklären, allein ihm fehlten die rechten Worte.

— Herbert! fragte jetzt die Mutter. Hast du kein Vertrauen mehr zu mir, habt ihr beide kein Vertrauen? . . . Habt ihr mir gar nichts zu sagen?

— Mutter! rief er vorwurfsvoll freudig aus, und beugte sich über ihre Hand, um sie zu küssen. Dann richtete er sich auf und sagte ruhig und fest:

— Ja, Mutter, ich habe dir etwas zu sagen . . . Wir haben dich getäuscht. Ich habe Lucie in dein Haus gebracht und dir zugeführt, damit du sehen solltest, wie ich sie liebe, und damit du unsere Liebe guthießen und mir Lucie zum Weibe geben solltest.

— Herbert! — Lucie! . . . sagte sie und streckte ihnen die Hände hin. Habt ihr wirklich geglaubt, ein Mutterauge

sei blind, ich hätte nicht vom ersten Tage an alles geahnt, alles gewußt?

— Mutter, du hast es geahnt?

— Habt ihr daran gezweifelt? . . . Aber, Lucie, Sie sind so still. . .

Die Hand Lucie's lag kalt in der ihren und das junge Mädchen rührte sich nicht im Dunkel. Sie war willenlos. Endlich erhob sie sich. Herberts Mutter zog sie zu sich und sie sank vor ihr nieder, das Gesicht in dem Schoße der alten Frau bergend, während sich ihre Erstarrung in einer Flut haltloser Thränen löste, daß sie nicht mehr wußte, ob das alles nur ein Traum oder Wirklichkeit sei. Die alte Frau beugte sich nieder und hob ihr Gesicht zu sich empor. Dann fragte sie beinah flüsternd:

— Lucie, haben Sie Herbert sehr lieb?

Lucie griff statt aller Antwort nach der Hand der alten Frau, und schluchzte stärker. Sie wollte sich ermannen. Sie wollte ihnen sagen: Es ist unmöglich, was ihr euch denkt. Sie hatte die alte Frau kennen gelernt, sie wußte aus einigen Äußerungen, wie sie über gewisse Dinge dachte. Aber wenn sie ihr jetzt sagte: Hör mich an, was ich dir zu sagen habe, ehe du weiter sprichst. . . . Ich bin nicht, was du denkst — dann mußte sie für alle Zeit auf Herbert verzichten. Sie wußte . . . dann war er ihr für immer verloren. Und so von Zweifel und Liebe hin und hergeworfen, schwieg sie. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt, daß sie keinen Ton herausbringen konnte.

— Du zürnst uns nicht, Mutter? hatte Herbert gefragt.

— Nein, weshalb sollte ich euch zürnen?

— Und du nimmst Lucie als deine Tochter an?

— Ja, Herbert, weil du sie liebst. . . . Um eures Glückes willen.

— Lucie! jauchzte er auf.

Sie riß sich von seiner Mutter los und lag in seinen Armen; so brachte er sie der Mutter, die ihr die Hände entgegenstreckte und sie küßte. Sie zog sie zu sich auf das Sofa, und so saßen sie alle drei im tiefen Dunkel, bis der Mond über dem Walde aufstieg und seine ersten Strahlen in den lauschigen Salon warf.

Frau von Düren sprach jetzt; sie erzählte, wie sie alles gewußt, wie oft sie sich verraten hatten, wie oft ihnen ein du entfahren war, wie niemand im Hause mehr im Zweifel gewesen war, und weshalb sie sich nur so lange gequält und Versteck gespielt hatten.

Jetzt fand Lucie ihr erstes Lächeln wieder, und sie erzählte wie Herbert es nie hatte glauben wollen, daß sie sich durch irgend etwas wieder verraten hätten.

Wießing war gekommen mit der Lampe, man hatte sie fortgeschickt. Man wollte im Dunkel sitzen bleiben, um sich besser erzählen zu können. Frau von Düren hielt die Hände der beiden gefaßt und legte sie ineinander.

— Werdet so glücklich, wie ich es gewesen bin. Ihr habt es leicht. . . . Wenn ich daran denke, was wir zu dulden gehabt haben, ehe wir die Einwilligung meiner Eltern bekamen. Das sind böse Zeiten gewesen. Mögen sie euch erspart bleiben. Ich wünsche euch, daß ihr sie nie kennen lernen möget. Ihr seid für das Glück geschaffen, und das Glück wird euch treu sein, so lange ihr euch liebt. . . . Weißt du, daß ich dich vom ersten Tage an gern gehabt habe, Lucie? . . . daß, als du hier in dieses Zimmer tratest, damals noch eine Fremde, ich es ahnte, daß ich dich lieb gewinnen würde, wie dich Herbert liebte?

Lucie fand kein Wort der Entgegnung, kein Wort des Dankes. Hunderte von Gedanken bestürmten sie. Man stieß sie nicht fort, man kam ihr voller Liebe entgegen und öffnete ihr weit die Arme. War sie stark genug, diese Liebe zu erwidern, sich ihrer würdig zu zeigen? . . Sie wollte es wagen. —

Sie hatte den Mut, allem zu trotzen . . . sie liebte Herbert, und um dieser Liebe willen schwieg sie, wo ihr Gewissen sie zwang, zu reden.

— Mein Weib, mein süßes Weib! flüsterte Herbert und küßte ihr Augen, Stirne und Mund.

Der erste Kuß vor den Augen seiner Mutter.

Das Mondlicht flutete voll in das Zimmer. Sie saßen schweigend bei einander, und ihre Hände vereinigten sich in Liebe. Der Traum sollte Wahrheit werden.

Sie wurde Herberts Weib. . .

Und es durchrieselte sie bei diesem Gedanken an ein nie erhofftes Glück — sein Weib! —

X.

Auf den Feldern klangen die Sensen in dem reifen stürzenden Korn. Hier und da das schrille Schärpen des Eisens mit dem Weßsteine. In Garben gebunden, lehnten die Halme auf den Stoppelfeldern aneinander, in langen, unendlichen Reihen stehend, um in der Sonne zu dörren. Alles war draußen auf dem Felde beschäftigt, kaum eine Seele blieb auf dem Gute zurück. —

Acht Tage waren vergangen seit jenem Abende, an dem

Frau von Düren die Erklärung herbeigeführt hatte. Es schien, als ob die beiden jetzt ganz glücklich seien; aber es war nicht der Fall. Lucie beherrschte sich, um ihre Unruhe nicht zu verraten, denn sie war ängstlicher als zuvor.

Jetzt hatte Herberts Mutter ein Recht, sie zu fragen; ja sie mußte es thun. Herbert verschwieg ihr so vieles, er hatte ihr nur eine Erklärung allgemeiner Verhältnisse gegeben: Lucie war bei Verwandten erzogen. Ihre Eltern wohnten in bescheidenen Verhältnissen in Deutschland. Sie war lange von ihnen fern, auf sich selbst angewiesen gewesen. —

Er bat seine Mutter, Lucie nicht nach der Vergangenheit zu fragen, um ihr nicht etwa Schmerz zu bereiten, denn diese sei oft recht traurig gewesen. Das Vergangene sollte vergessen sein. —

Was ging es sie länger an, was hinter ihnen lag. Sie hatten die Gegenwart und die hoffnungsreiche Zukunft. Lucie wußte von dieser Bitte Herberts; sie wußte, daß Frau von Düren ihm fest das Versprechen gegeben hatte, die Vergangenheit nicht zu berühren.

Allein dadurch ward ihr die Furcht nicht gehoben. Sie las die Fragen in den Augen der alten Frau, und diebaten: Erzähle mir! Sie las den Zweifel in dem Gesichte, und sie war sich nur zu gut der Unfähigkeit bewußt, ihn heben zu können. Das lastete schwer auf ihr und störte ihr den vollen Genuß ihres Glückes. Sie wurde hastig und zerfahren in ihrem Wesen. Jeder Gelegenheit, mit Frau von Düren allein zu sein, suchte sie auszuweichen.

Dieser entging es nicht. — Sobald sie allein waren, suchte Lucie krampfhaft nach Gesprächsstoffen fernliegendster Art, damit sie nur nicht Gelegenheit finden konnte, etwas zu sagen oder zu fragen. Sie plauderte lebhaft, damit nur

keine Pause entstand, keine Stockung, in der das entsetzliche für sie eintreten konnte.

Sie mied das Haus, und verlor sich mit Herbert in weiten Spazierritten. Einmal war es vorgekommen, daß sie in aller Frühe fortgeritten waren und erst mit Einbruch der Nacht wieder heimkehrten. Sie hatten anfangs die Absicht nicht gehabt; ein Bauer brachte gegen Mittag die Nachricht, daß sie wahrscheinlich erst spät heimkehren würden, da sie einen entfernt liegenden Ausflugsort besuchen wollten. —

Frau von Düren schwieg zu diesen Dingen, obgleich sie häufig nahe daran war, etwas zu sagen. Allein dann dachte sie wieder: wenn Herbert nicht selbst das ungewöhnliche ihres Verkehrs empfinde, wozu sollte sie sich einmischen. Sie konnte ihrem Sohne nicht gut Vorschriften machen. Sie war ja zufrieden, wenn die beiden nur glücklich waren. Und sie schienen es zu sein. Die Heimlichkeiten hatten aufgehört. Lucie hing in Herberts Arm. Wenn sie bei ihm war, vergaß sie alle Sorgen. Sie konnten sich küssen und herzen, und doch scheuten sie sich vor der Mutter.

Lucie setzte sich auf seinen Schoß lehnte sich an ihn, und von seinen Armen umschlungen, schloß sie die Augen als ob sie an seiner Brust schlafe. Einmal sah sie die Mutter sich küssen. Sie war unerwartet in das Zimmer getreten, dessen Thür offengestanden hatte. Sie wich zurück, ehe jene sie bemerkten. —

Allein sie vergaß die Scene nicht.

Sie sah Lucie in Herberts Armen liegen, den Kopf zurückgelehnt, seine wilden Küsse trinkend, als wolle sie sich berauschen. Sie glich einer Trunkenen. —

So küßten sich zwei Verlobte nicht . . . so durfte kein keusches Mädchen sich küssen lassen. — Das war ein völliges Sichhingeben gewesen, das jeden Halt verloren hatte. Das

war Raserei und blinde Leidenschaft, nicht die beseligende, ruhige Liebe. Es waren Küsse des begehrens gewesen . . .

Sie war erschrocken vor diesem Anblicke.

Sie flüchtete sich auf ihr Zimmer; sie versuchte, die Scene zu vergessen, aber sie vermochte es nicht. Immer wieder mußte sie das Bild vor sich sehen, und ihr schauderte bei der Erinnerung. — Sie hatte die Sünde gesehen! — Vielleicht war es noch das begehren. — Aber wer konnte es wissen? Sie wollte es nicht glauben. Herbert würde ihr das nicht anthun . . . und so beruhigte sie sich wieder. Es war ja nicht denkbar . . . es war unmöglich. — Warum sollten sie sich nicht einmal hinreißen lassen, sich zu küssen, als wollten sie sich ersticken! — Aber daß sie es gethan, erfüllte sie mit Schrecken, und sie wünschte, sie hätte es nicht gesehen. Lange saß sie auf ihrem Zimmer und wagte sich nicht hinaus. Sie fürchtete sich, ihrem Sohne und ihrer zukünftigen Tochter zu begegnen und ihnen in die Augen zu sehen.

Warum waren sie nicht offenherzig gegen sie? Man verheimlichte ihr etwas. Wenn es nur das nicht war, was sie jetzt dachte. . . . Sie wollte es nicht denken. Es sollte nicht sein! Und so beruhigte sie sich selbst wieder allmählich.

Sie suchte in Lucie's Gesicht zu lesen, allein die schönen, reizenden Züge enthüllten ihr nichts.

Wenn sie dieses schmale, bleiche Gesicht betrachtete, diese kindlichen Züge, die der Ausdruck vollster Unschuld zu sein schienen, diese Anmut und Lieblichkeit des Wesens, dann vergingen all die trüben Schatten vor der Sonnenhaftigkeit von Lucie's Schönheit.

Die Erregung der letzten Zeit, sagte sie sich selbst, ließ sie Gespenster sehen.

War nicht Lucie ebenso erregt und hastend, und war

es gut anders denkbar? Wie war sie selbst in ihrer Brautzeit gewesen. Nicht besser, — gewiß nicht ruhiger.

Sie hatte manche Nacht schlaflos zugebracht und war oft verweint und vergrämt heruntergekommen, als ob sie krank sei. Und auch Lucie hatte manche schlaflose Nacht. Ihre Nerven waren überreizt, und sie mußte sich zwingen, um nicht zuweilen Herbert durch eine nervöse Äußerung der Ungeduld zu verletzen.

Sie konnte von tollster Ausgelassenheit ohne Übergang in haltloseste Trauer umschlagen, daß nichts mit ihr zu beginnen war. Sie litt darunter, denn das Gefühl ihrer Liebe war mächtiger in ihr als je.

Zuweilen stand sie des Nachts auf, und mit nackten Füßen ging sie über das Parkett des Zimmers, das leise unter ihren Schritten ächzte.

Es ward ihr unerträglich heiß in den Kissen. Sie warf sich herum, ohne Schlaf zu finden, wie in Fieberglut. Und senkte sich endlich der Schlaf auf ihre müden Lider, dann ängstigten sie wirre Träume; oder sie erwachte aus einem Wonnerausache, daß sie die Arme sehrend in die Nacht hinausstreckte oder sich in die Kopfkissen einbiß, um die aufsteigenden Wünsche zu ersticken.

Und dann weinte sie in brennendster Sehnsucht, in haltlosem Selbstverzehren.

Sie kam sich so hilflos und verlassen vor. Sie mußte fern von Herbert sein, sie konnte nicht in seinen Armen einschlafen, um frohgemut an seinem Herzen wieder zu erwachen. Sie war allein. . . Und wie ein zagendes Kind im Dunkel fürchtete sie sich, denn sie konnte ohne Liebe nicht leben. Wie eine Blume ohne Sonne war sie, die ihren Kelch dem Lichte zuwendet und vergehen muß in unfrucht-

barem Schatten. Sie war zur Liebe geschaffen, zum Genuß, und jetzt mußte sie darben, mußte verdursten.

Wenn doch die alte Frau nicht gewesen, wenn sie allein hier gewesen wären! — Und sie dachte sich die Wonne aus, in dieser Natur, die der Herbst mit seinen dunklen, lodernen Farben schmückte, einander ganz zu gehören. . . .

Seit jenem Tage, wo sie in Angst und Zagen mit ihm noch einmal glücklich gewesen, waren über vierzehn Tage vergangen. Sie hatten wie im Rausche gelebt und sich geliebt; die Erinnerung daran jagte ihr das Blut durch die Adern. Sie hatte keinen Halt, keinen Stützpunkt, und wie ein losgerissenes Boot trieb sie auf dem wildwogenden Meere der Leidenschaft ziellos einher. —

Es fiel kein Wort zwischen ihnen, aber sie wußte, daß Herbert ebenso zu leiden hatte; sie fühlte es in seinen Küssen, wenn er sie wild und leidenschaftlich an sich riß und ihr den Atem raubte. Ein paar Mal hatte sie geglaubt, es sei zu spät. . . . eines Nachmittags, als sie allein im Salon waren; und einmal im Walde. —

Aber das wollte sie nicht, sie wollte sich nicht so erniedrigen. Seit sie ihm verlobt war, hatte sich eine Schranke zwischen ihnen aufgebaut. Sie riß sich aus seinen Armen, und wie seine Augen auch flehten, sie bezwang sich, um dann im geheimen mit sich zu ringen.

Kein Wort fiel, keine leiseste Andeutung, und dieses Schweigen marterte sie beide noch mehr. Es konnte nicht lange so weiter gehen. Wenn sie sich nur berührten, durchschauerte es sie.

Alle Lebenskräfte schienen in höchster Anspannung zu sein. Einmal war Lucie nahe daran gewesen, in der Nacht aufzustehn, zu Herbert hinüberzueilen, sich an seine Brust zu werfen und ihm zuzurufen: Küsse mich, denn ich sterbe

nach dir! . . . War sie nicht sein Weib? — Gehörte er ihr denn nicht mehr? — Sie wollte sich gegen den unnatürlichen Zwang auflehnen, sie war im Begriff, zu ihm hinüberzueilen in den andern Flügel des langen Gebäudes, wo er sie erwarten mußte. .

Sie sah, wie er ihr die Arme entgegenstreckte, wie er sie an sich ziehen, und sie an seinem Herzen die langentbehrte Zuflucht finden würde. . . .

Da fiel ihr die alte Frau ein, die nebenan schlief. — Sie sah das gute, eingefallene Gesicht. Sie glaubte die klugen alten Augen auf sich gerichtet zu sehen, und sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte . . . Und auch am Tage glaubte sie, man könne ihr diese Gedanken ansehen, und sie ging Frau von Düren aus dem Wege. —

An dem Nachmittage machte sie mit Herbert einen Spaziergang durch den Wald.

Ein drückend schwüler Spätsommernachmittag. . . .

Die Bäume ließen ihre matten Zweige hängen und die Blätter rührten sich nicht in der dumpfen, regungslosen Luft. Schwer und drückend lagerte die Luft über der Erde, stickend dumpf.

Im Walde war es beängstigend schwül. Ein Gewitter stand in der Luft kein Laut war hörbar. Alles schien eingeschlafen zu sein.

Sie schritten durch das Laub, durch niederes Gebüsch sich Weg bahnend. An einer offenen Stelle, wo junge Tannen ihren Harzgeruch verbreiteten, brannte die Sonne in dem dünnen, langen Graße mit stechender Glut. —

Sie schritten weiter, zum Waldsee, der mit seiner gleichmäßigen Spiegelfläche keine Spur von Leben zeigte. Kein Wellchen brach sich am Uferande . . . nur als Lucie einen Stein hineinwarf in die Flut, dehnten sich immermehr an-

wachsende, ruhige Kreise über diese glatte Fläche, bis sie sich am Ufer verließen und nur ein leises zittern des Wassers noch die Erregung zeigte. —

Hoch über ihnen am blauen Himmel kreiste ein Habicht, mit gespreizten Schwingen seine Kreise ziehend, wie ein schwarzer Punkt in diesem Lichtraume verloren.

Zenseits trat ein Reh aus den Gebüsch, und vorsichtig umspähend ging es zur Tränke an den See. Dann verschwand es mit Geräusch wieder flüchtig in den hinter ihm zusammenschlagenden Gebüsch. —

Ringsum war alles wieder leblos und leer.

Sie gingen weiter, der Waldhütte zu, ohne Pfad mitten durch den Wald.

Am Rande eines Tannengehölzes verweilten sie. . .

Ein kleiner Gang breitete sich hier aus, duftendes Haidekraut, struppige Blaubeerbüschel und junges Stangenholz zwischen kaum mannshohen Tannen, von denen ein schwerer betäubender Duft ausging.

Am Rande des Buchenwaldes hin zog sich eine dichte Moosdecke, dunkelgrün und feucht weich, daß die Hand tief versank. Die überhängenden Zweige der graustämmigen Buchen hielten die Strahlen der sengenden Sonne ab.

Eine süße Schläfrigkeit hing im Kreise. —

Sie ließen sich auf dem Moose nieder. Nur ein flüchtiges Wort verklang hie und da. Alle Geisteskräfte schienen entschlummert. Lucie streckte sich auf das Moos, legte sich zurück und blickte durch die Buchenzweige zum Himmel, der sich, eine glühende Halle, über ihnen wölbte.

Zuweilen raschelte es in dem dürr, gelben Grafe unter den Tannen . . . eine braune, kleine Eidechse, die hurtig hindurchschlüpfte, — und von fern klang das dumpfe gurren und liebeslocken einer Holztaube. . .

Lucie lehnte sich an Herbert. Ihre Hand tastete nach der seinen. Er beugte sich über sie und küßte ihr den Mund. Sie hatte die Augen geschlossen und ihr Leib schien sich bei dem Kusse aus dem weichen Moose zu heben. Als er sich wieder niederbog, umschloß sie seinen Nacken mit beiden Armen und hielt ihn fest, und der wilde Kuß schien kein Ende nehmen zu wollen. Dann, wie ermattet, ließ sie sich zurückfallen.

Ihre Hand hing in der seinen. Und Herbert fühlte, wie das Blut immer heißer wurde, wie die Finger feucht wurden und die seinen umschlossen, fest und fester.

Mit dem Rücken an eine der mächtigen Buchen gelehnt, saß er und blickte auf die wie im Schummer liegende herab. Sie regte sich nicht . . . und lange blieben sie so, bis sich Lucie mit plötzlichem Ruck aufrichtete.

Sie schlug die Augen auf, sich wieder auf sich selbst zu besinnen, und erhob sich, die braunen Blätter aus ihrem Kleide schüttelnd und die Falten glatt streichend. Herbert war aufgestanden, er suchte ein paar kleine Blättchen von ihrem Kleide, die sie übersehen hatte. Dann, langsam, zog er sie an sich, die Hände auf ihrem Rücken verschlingend. Sie bog sich zurück, um ihn ansehen zu können, und so standen sie und schauten sich an.

Er sah, wie jener eigentümlich flimmernde Ausdruck in diese glänzenden, tiefen grauen Augen trat, den er kannte, und der auch ihn verwirrte. Das klare Bild darin schien zu verschwimmen, die Lider schlossen sich halb, als schiele sie ein wenig. Er kannte diese brechenden Augen, in denen die Sehnsucht dämmerte . . . süßes bestrickendes Sehnen.

Fest und fester zog er sie an sich, die sich ihm unbewußt entgegendrängte. Er suchte ihren Mund, ihre kleinen scharfen Zähne preßten sich in seine Lippen, sie hing

nur noch in seinen Armen, ließ sich hinüberfallen, und fast wäre sie rückwärts in das Gras gestürzt. . .

Das brachte sie zur Besinnung, jählings. Sie strich sich über die Stirn, angstvoll, mit suchendem Blick und drängte ihn von sich ab. —

Sie war ein paar Schritte zurückgetreten, aber er war schon neben ihr. Er umfaßte sie und wie von gleichen Gedanken getrieben, schritten sie hinein in den Wald, schneller und hastig, ohne ein Wort zu sprechen.

Zuweilen beugte er sich nieder, um sie zu küssen.

Einmal warf sie sich an seine Brust in verzehrendem Schauer, als wolle sie ihn erdrücken in ihren Armen. Eine nicht mehr zu bezwingende Leidenschaft hatte sie erfaßt.

Sie riß sich los und eilte fort, daß er seine Schritte beschleunigen mußte, um an ihrer Seite bleiben zu können.

Durch dichtes Unterholz bahnten sie sich den Weg. Die Büsche knackten und brachen, und die Zweige schlugen ihnen ins Gesicht. Lucie schien nichts davon zu fühlen. Die Erregtheit ihres Wesens verschleierte ihr alles.

So eilten sie durch den schweigenden Wald, durch diese drückende, schwüle Wärme, die das Gehirn zu sprengen drohte und das Blut in den Adern kochen machte. . . Endlich sah die Waldhütte zwischen dem Gebüsch und den Stämmen hervor, und mit dem Jubelruf der Erlösung warf sich Lucie in Herbert's Arme.

Sie hatte so lange gekämpft, sie hatte stark sein wollen, all ihre klägliche Heldengröße brach jetzt elend zusammen. Sie war wieder Weib . . . sein Weib. —

* * *

Sie hatten es im Walde nicht sehen können, wie am Horizonte dunkler Nebel aufstieg, der sich zu schwarzem Gewölke verdichtete und den blauen Himmel umspannte.

In schwarzen, brodelnden Massen wälzte es sich über die blaue Himmelsflur, stürzte über die Sonne . . . und die Erde lag in halber Finsternis da. Noch ein Augenblick, und vom blauen Himmel war kein Fleckchen mehr zu sehn.

Ein heftig zerrender Wind hatte sich aufgemacht, peitschte die Zweige der Bäume und sang ein brausendes Sturmlied, den Sieg der Natur, die Erlösung von der qualvollen Hitze, der bis zur Erschöpfung alles lebendigen aufgespeicherten Blut. —

Die Zweige schlugen über dem Borkenhäuschchen zusammen, in dem schleierhaftes Dunkel herrschte. Einzelne dicke, schwere Tropfen klatschten an die kleinen, fast undurchsichtigen Fenster mit ihren buntsfarbigen Gläsern und runden Bußenscheiben, und lauter noch schlugen sie auf die Blätter der Bäume, die im Winde durcheinander wirbelten.

In der Ferne dumpf anwachsendes grollen. Immer dunkler schoben sich die schwarzen Wolkenmassen zusammen, und es ward Nacht . . . finstere Nacht. —

Und jetzt ein greller, zackiger Blichschein . . . eine lodernde Feuertreppe — dann . . . ehe noch wieder das Dunkel einbrach, ein knatternder Laut, anschwellend, als ob Felsen übereinander stürzten, und die Steine sich zererschlugen . . . und dann ein schweres grollen, tief und dumpf, das sich langsam polternd wie ein auf einer Holzbrücke fortrollender Wagen wieder verlor.

Und wieder flammte es auf, drüben über den Spitzen des Lannendichts, und die gelben Schlangen schienen sich zwischen den Stämmen hinzuwinden. — Eh noch der Donner hinterdrein poltern konnte, ein neuer flammender Blitz. —

Der Himmel scheint in Flammen aufzugehn, die Erde schüttelt und dröhnt, als würde sie aus ihren Grundvesten gehoben, und dazwischen klatscht der Regen, bald anschwellend,

balb nach einem heftigen Schlage stockend, als halte der Himmel den Atem an. —

Und mit erneuter Wucht stürzten die klatschenden Regensmassen auf das Blättermeer nieder, die dicken Tropfen trommeln auf dem Holzdache des Borkenhäuschens und spritzen gegen die Scheiben, und eine tosende Flut ergießt sich, wild schäumend von der Dachrinne. —

Es ist dunkel im Innenraum. Seltsam phantastisch treten die kleinen, bunten Scheiben aus der Finsternis hervor, wenn der Blitzschein durch sie einfällt. —

Eine dumpfe Luft herrscht in der Hütte. Herbert hat die schwere Eichenthür weit geöffnet, ob auch die niederstürzenden Tropfen, die nach allen Seiten hin spritzen, bis in das Häuschchen eindringen, so wuchtig schlagen sie auf die Erde.

Lucie lehnt sich an Herbert. Sie sucht Schutz an seiner Brust und schaut hinaus in den strömenden Regen, und die Thränen der Freude schimmern noch in ihren Augen. — Sie ist glücklich gewesen. — —

Wie draußen die Natur unter dem zerstörenden Gewitter aufs neue ausleben wird, atmet auch sie auf. Wonneschauernd schmiegt sie sich fester an ihn; und als ein greller Blitz aufzuckt und dicht in ihrer Nähe in den Wald gefahren sein muß, so scharf knatterte der Donner hinterdrein, preßt sie ihre feuchten Lippen in selbstvergessener Dankbarkeit auf die seinen. Dann läßt er sich auf den niedren, mit schwarzem Bärenfell bedeckten Divan nieder und zieht sie schmeichelnd auf seinen Schoß.

Den rechten Arm legt sie um seinen Hals, und so blicken sie durch die geöffnete Thür in das länger schon als eine Stunde wütende Ungewitter. Immer noch gießt der Regen in Strömen, aber jetzt gleichmäßiger, die Blitze

suchen ferner auf, und das Geknatter des Donners ist in ein gleichmäßig dumpfes rollen übergegangen, das mit jedem Male schwächer wird.

Schwefelgelbe Wolken, zerfetzte Regenschleier, treiben unter nachtgrauem Gewölke hin. Sie haben sich entladen und jagen nun von dannen.

Der Wind rauscht leiser in den Zweigen. Der Regen wird feiner, und einzelne Wolkengebilde treten aus dem gleichmäßig grauen Himmel deutlicher hervor. Und jetzt zerreißen die Wolken, und der lichte blaue Himmel zeigt sich durch die Lücke. . . Der Regen hört auf, und die Sonne tritt goldig aus dem dunklen, nächtigen Gewölke. Das Gewitter vergrollt langsam in der Ferne. —

Immer heller werdende Wolken ziehen ihm nach, bis zuletzt schneeweiße kommen.

Herbert und Lucie bleiben noch eine Weile im Forsthaufe. Das Wasser soll sich verlaufen. In Pfützen stockt es auf dem kleinen Plaze und rieselt den schmalen Fußsteig hin. Aber die ausgedörrte Erde trinkt es gierig ein. Langsam sickert es in den sonnendurchglühten Boden. Von den Zweigen tropft es noch gewitterschwer. Wenn der Wind hindurchfährt, raschelt es von tausenden niederstürzender Tropfen. —

Endlich brechen Herbert und Lucie auf.

Ein feuchter, warmer Dunst steigt aus dem Boden und von dem welken Laube auf. Arm in Arm schreiten sie durch den feuchten Wald, über nasse Wege, oft gestreift von den Zweigen, die ihre schweren Tropfen abschütteln.

Der Himmel ist stahlblau und ein erfrischender Luftzug streicht über die Erde.

Langsam erheben sich Bäume und Sträucher. Auf dem

Wege liegen abgerissene grüne Blätter und kleine Buchen- oder Eichenzweige, die spärlichen Opfer des Sturmes.

Als sie aus dem Walde treten, sehen sie in der Ferne einen matten Regenbogen sich wölben, ein buntes Friedenszeichen der Erquickung.

Das Korn liegt von dem Wasser schwer niedergezogen, einzelne Halme völlig gebrochen. Eine Stunde nur, und es reckt sich trotziger als zuvor gen Himmel. Die Sonne glitzert bunt in den Regentropfen, die wie zitternde Perlen an den Goldähren hängen und über die Spitzen des duftenden Graßes ausgefäet scheinen.

Langsam schreiten sie durch die nassen Felder hin, von denen ein zitternder Dunst aufsteigt. Die Sonnenwärme saugt die Feuchtigkeit wieder auf, die erfrischend über die erquickte Erde schwebt. — —

Als sie heimgekommen, finden sie Frau von Düren in ängstlicher Sorge. Das Unwetter muß sie im Walde überrascht haben. Sie beruhigt sich schnell, als sie ihre fast trockenen Kleider sieht und erfährt, daß das Gewitter erst losgebrochen war, als sie in dem Waldhäuschen gewesen. Das eigentümliche Wesen Lucies fällt ihr auf. Die Tage zuvor eine wilde Aufgeregtheit, die sich selbst in der Sprache zeigte, und jetzt: eine stille, fast träumerische Ruhe, eine Ausgeglichenheit, wie die Natur nach dem Gewitter.

In all ihren Bewegungen süße Schläfrigkeit, wie ein Nachhall durchkosteter Wonne. Die Augenlider halb gesenkt, als wollten sich die Blicke verlieren in Träume, feine dunkle Schatten unter den Augen und leicht geöffnete Lippen. Und in allen Gliedern eine hingebende Schmiegsamkeit.

Was ist mit ihr vorgegangen? .

Sie beobachtet Lucies Blicke, wie sie zu Herbert hinüberfliegen, und als sie in der Abenddämmerung im Parke

gingen, sieht sie Lucie sich an ihn schmiegen und den Kopf heben, wie neulich —

Als sie es sah, wußte sie, daß sie sich schon damals nicht getäuscht hatte. —

Ihr war, als ob ihr das Herz zerrissen würde. Kein Zorn stieg in ihr auf, nur ein unendlicher Jammer, daß es möglich war, — daß sie doch recht gesehen hatte.

Am Abend vor dem Schlafengehen ließ sie Herbert zu sich kommen, und die Frage, die sie schon so lange hatte stellen wollen, kam endlich von ihren Lippen. Sie war ruhig, sie wollte sich beherrschen. Als sie sah, daß Herbert sich abwandte, an das Fenster trat und hinaus blickte, um ihr sein Gesicht nicht zu zeigen, brach sie in krampfhaftes weinen aus. Warum hatten sie das gethan . . warum? . .

Sie fand kein Wort der Anklage; nur ein stummer Vorwurf, der schlimmer war, als das bitterste Wort. Wie war es möglich? Lucie, ein Mädchen so schön, und scheinbar so keusch, so unberührt lieblich, und alles nur Maske. . .

Herbert bat und flehte, er suchte sie zu beruhigen.

Sie kannte Lucie doch, sie wußte, wie gut, wie lieb sie war. Sie durfte nichts gegen sie sagen, durfte sie nicht verdammten. Wenn irgend eine Verschuldung sie traf, so hatte doch kein Mensch das Recht, den ersten Stein auf sie zu werfen.

Sie wagte nicht zu fragen, was ihr auf der Seele brannte; denn wenn das möglich war, konnte alles sein, auch das grauenhafteste.

Herbert kam ihr zuvor, um Lucie zu schützen. Er nahm alle Schuld auf sich, nur um Lucie in den Augen seiner Mutter zu retten. Er konnte sie nicht mehr lassen. Es war ihm undenkbar. Er fühlte, wie sehr er sie liebte, mehr als je. Er dachte an den Nachmittag, die Stunden des

«Gewitters, er vergaß alles, er hatte alles vergessen. . . Ihm war, als habe Lucie ewig nur ihm gehört, er konnte es nicht mehr fassen, daß es anders gewesen war. Er glaubte, was er der Mutter vorredete. —

Frau von Düren überließ sich wortlos ihrem Schmerze. Sie klagte nicht an, aber daß Herbert ihr das angethan schmerzte sie mehr, als sie zu sagen vermochte. Langsam war der Gedanke in ihr aufgestiegen, unmerklich, bis er immer festere Gestalt angenommen hatte, und nun als erschreckende Thatsache vor ihr stand. —

Es war nicht unvermutet gekommen, keine Ueberschuldung, sondern lange vorbereitet in schlaflosen Nächten, eine Folge angstvoller Beobachtung. Sie hatte gedacht, sie würde ein Mädchen, das sich hingeeben, verachten und aus dem Hause treiben, sich von ihm abwenden, um sich nicht durch die Berührung zu beflecken. Jetzt vermochte sie es nicht mehr. Sie konnte nicht verdammen, aber es war, als ob etwas in ihr gestorben sei. —

Sie hatte Lucie lieb gewonnen, trotz ihres zurückhaltenden Wesens, ihrer seltsamen Scheu, trotzdem sie jedem Alleinsein mit ihr auswich. Jetzt verstand sie auch das. Was mußte sie gelitten haben, ihre Schuld vor ihr geheim halten zu müssen.

Sie schickte Herbert fort, der sie beruhigte, der es versuchte sie zu trösten, und alle Schuld von Lucie abwälzte, damit nur kein böses Wort auf sie fiel. —

Sie wollte Lucie nicht sehen, nichts von ihr hören. Wie war es denkbar, daß dieses Mädchen, das sie an sich gezogen, das sie geküßt, sich Herbert hingeeben hatte, daß diese blassen, schmalen Lippen nicht mehr rein waren. . .

Drei Tage verließ sie ihr Zimmer nicht, nur Wiesing durfte zu ihr. Herbert und Lucie verlebten qualvolle Stunden.

Lucie wollte fort. . . Sie war so aufgereggt, daß sie fast von Sinnen kam, daß sie irre Bitten stammelte, sie nur fort zu bringen, um dem Elend ein Ende zu machen. Allein Herbert ließ sie nicht und sie folgte seinen Bitten hilflos wie ein Kind. —

Er stand zwischen seiner Mutter und Lucie, und wollte keine von beiden aufgeben.

Er mußte alles aufbieten, um Lucie zu beruhigen. Er fürchtete ernstlich, sie könne einen unüberlegten Schritt thun. Sie wollte nicht mehr mit seiner Mutter unter einem Dache schlafen. Sie klagte sich selbst an. Es war die Strafe ihrer Schuld, für jene Stunden der Vergessenheit im Walde, für alle ihre Unwahrheiten.

Und dann bäumte sie sich auf: niemand hatte ein Recht, über sie zu urteilen . . . niemand! Sie war frei und gehörte ihm. . . Sie war sein Weib, und keine Macht der Erde konnte sie von einander reißen. Sie ließ nicht von ihm, bis zum Tode — bis zum Tode! — —

Nach drei Tagen trat ihnen Frau von Düren zum ersten Male wieder entgegen. —

Sie hatte lange nachgegrübelt. Als Herbert seine Mutter sah, erschrak er über ihr Aussehen, ihm schien, als sei sie plötzlich grau geworden, und sie blickte so starr und kalt, wie er es nicht von ihr kannte. Lucie kam ihr mit ihren Bitten zuvor. Sie sollte ihnen verzeihen, nur Herbert nicht grollen, und ihr nicht. Und dann wollten sie fort, weit fort, wo niemand sie finden konnte. Sie wollte ja von Herbert nichts, als nur seine Liebe, die sollte sie ihr nicht weigern. Frau von Düren schüttelte den Kopf. —

Sie hatte ihren Entschluß gefaßt, unerbittlich, und sie verlangte diese Sühne, die einzige die eines Düren würdig sei. Herbert mußte seine Schuld wieder gut

machen, denn . . . sie glaubte an seine Schuld. Er sollte Lucie zu seinem Weibe machen. Das war für sie der einzige Ausweg.

Lucie warf sich ihr zu Füßen. Nein, sie wollte diese Güte nicht. Es war ja alles Lüge. Aber Herbert's Mutter hob sie auf, ehe sie sich aussprechen konnte.

Es sollte alles gut gemacht werden. Und Lucie verstummte vor dieser Verzeihung, die nicht nach der Größe der Schuld fragte. —

Die folgenden Wochen hatte sie schwer zu leiden, denn die Blicke der alten Frau lasteten wie ein herber Vorwurf auf ihr. Sie floh vor ihr. —

Sechs Wochen später war sie Herbert's Weib. . .

Seine Mutter hatte keine Frage mehr gestellt. Da erst atmete sie auf, gleich wie Lucie, die von jenem Augenblicke an keine frohe Stunde mehr gefunden hatte. —

Als sie gleich nach der stillen Trauung abreisten, zog die alte Frau sie zum ersten Mal wieder in die Arme und küßte sie, die sie lieb gewonnen hatte, obgleich ihre Gedanken ihrer Zuneigung widersprachen. — Sie küßte Lucie, die sich kaum zu halten vermochte.

Dann fuhr der Wagen fort. —

Und langsam schritt die alte Frau an Wiesings Arm in das Haus, aus dem für sie der letzte Rest von Glück und Freude geschwunden schien.

XI

Noch vor Ablauf des Jahres kehrte Herbert mit seiner jungen Frau nach Berlin zurück. Sie wollten das Weihnachtsfest in der Heimat feiern.

Ihre Reise durch Süditalien hatte einem Märchen geglichen. Drei Wochen waren sie im sonnigen Neapel gewesen, sie konnten sich nicht trennen von diesem reizenden Fleckchen Erde. Wie glücklich sie waren! . . . Dem blauen, sonnigen Himmel des Südens glich auch ihr Leben.

Droben im deutschen Lande brauste der rauhe Herbststurm und der Winter zog mit seinen ersten Schneewehen ein. Hier zeigte er sich fast nur durch die, in diesem Jahre sehr schwache Regenperiode.

Sie kamen hinunter bis Syrakus und Messina, wo die Luft weicher und milder war, als im nordischen Frühling; und auf der Rückreise berührten sie das regnerische und trübe Venedig, das gar nicht zu ihrer Gemütsstimmung passen wollte.

Lucie war wie aus einem schweren Traum erwacht, als sei ein Alp von ihrer Brust gewälzt, der sie zu ersticken gedroht hatte. Sie war bleich gewesen, nervös erregt, daß Herbert einige Male, wenn sie völlig verzweifeln wollte, glaubte, ihre Sinne würden sich verwirren.

Die schlaflosen Nächte hatten ihre Gesundheit untergraben, hatten sie heftig gemacht, unzufrieden, daß sie um eine nichtsagende Kleinigkeit in Thränen ausbrechen konnte. Sie hatte jeden Halt verloren, von steter Angst gejagt und gehehrt. Kaum, daß sie den Boden Deutschlands verlassen hatten, als diese bösen Eigenschaften, die Herbert oft Gedanken gemacht hatten, schwanden.

Sie war wieder Herrin ihrer selbst.

Sie schien gereift zu sein. Ihre Bewegungen wurden abgerundeter und verloren das jugendlich ungestüme, das ihnen bis dahin angehaftet hatte.

Und mehr und mehr entwickelte sich diese Ausgeglichenheit, unterstützt durch ihre Kleidung. Sie legte so manches ab, was dem jungen Mädchen reizend gestanden hatte, was sich aber nicht recht für die junge Frau schicken mochte. Sie kleidete sich anders, und damit gewann sie nicht nur für Herbert, sondern auch für alle, die mit ihr in Berührung kamen, einen neuen Reiz.

Die junge Frau schien noch hübscher als das Mädchen. Dadurch, daß sie eigentlich schon Frau gewesen war und es doch nicht scheinen wollte und durfte, war sie nicht zur Ausgleichung gekommen.

Jetzt fiel dieser Zwiespalt fort, sie brauchte nichts mehr zu maskieren, und schon nach wenigen Tagen hatte sie sich in ihre neue Stellung eingelebt.

Sie war ernster geworden, denn sie hatte schwer gelitten. Sie war feinfühlig, begabt mit jenem instinktiven Taktgefühl, das echte Zeichen angeborener Vornehmheit, das selbst dem Bettelkinde in seinen Lumpen Grazie zu verleihen weiß, und das mit den einfachsten und bescheidensten Mitteln die größte Wirkung erzielt.

Sie glich der wilden Waldblume, die nur den Launen von Wind und Wetter entzogen zu werden braucht, und in frische Gartenerde verpflanzt, sich bald zur edlen Blüte entwickelt, wenn ihr die rechte Pflege und Sorgfalt zu teil wird. Alle edleren Eigenschaften, die teilweise noch in ihr schlummerten, entfalteten sich jetzt.

Herbert suchte nie direkt auf sie zu wirken, er vermied alles, um sie nicht in ihrer Eigenart zu beeinträchtigen. Er wollte nichts an ihr bilden. So wie sie war, war sie ihm

recht . . . so liebte er sie. Er wollte sie nicht anders haben.

Und doch übte er den größten Einfluß auf sie. Sein ganzes Wesen wirkte erzieherisch. Alles bei ihr war instinktiv. Man konnte sie nichts lehren. Jede Absicht verfehlte ihre Wirkung.

Aber sie sah und nahm an. Es ging in sie über, ohne daß sie darüber nachzudenken brauchte, ohne daß sie ein Bewußtsein der Form hatte; wie man in einem fremden Lande die Sprache lernt, ohne viel fragen zu müssen, ohne große Hilfe, nur daß man in der Atmosphäre sich bewegt — daß man hört und sieht.

Von Jugend an hatte sie alles gelernt ohne viel zuthun der anderen. Und wie unendlich vieles lernte sie unter den neuen Verhältnissen. Sie hatte ein empfängliches Gemüt für alles was Kunst hieß, allein im Grunde war und blieb sie ein Naturkind.

Sie schwärmte für die Natur. Es war das unmittelbarste. Sie sagte ihr mehr, hundertmal mehr als all jene gezierten und gemodelten Nachbildungen, die jeder einfachen Schönheit zu spotten schienen, die sie haßte, weil sie die Natur verzerrten, weil der dumme Überwitz eines sogenannten Künstlers sich zwischen sie und das dargestellte drängte und es corrigieren wollte nach seiner beschränkten Auffassung.

Sie rettete sich mit Herbert aus den Museen hinaus in das Freie, und stundenlang konnten sie die ewig wechselnden Schönheiten der Natur in sich aufnehmen.

Und in dieser Umgebung schien sich ihre Liebe zu läutern. Ein tiefinnerliches Gefühl . . . jene Liebe, die ihre Wurzel im Herzen jedes Menschen hat, trat mehr in den Vordergrund.

Dabei schien ihre Leidenschaft noch zu wachsen: nur das wildverzehrende, jenes todestraurige ihrer Blut vertiefte sich.

Sie hatte früher über die Liebe gelacht. Leidenschaft, Raserei und Verzweiflung, das alles gab sie zu, das alles kannte sie. Jetzt trat die Liebe an sie heran, jene Liebe, von der sie geglaubt hatte, sie komme nur in Romanen vor, jetzt hing sie mit ihrem ganzen Sein an Herbert, und wenn sie daran dachte, diese Liebe könne jemals ein Ende nehmen . . . dann verwirrten sich ihre Gedanken, und sie hätte aufschreien mögen voller Angst.

Doch es gab ja kein Ende mehr. . . .

Sie war kein Weib geworden . . . kein Weib! —

Dieses Bewußtsein erfüllte sie mit unendlichem Stolze. Ihr schien, als sei ihr damit alles vergeben, als sei sie geadelt und gezeit gegen alle Einflüsse der Außenwelt, emporgehoben auf die Höhe der Menschheit.

Und der brennende Wunsch befeelte sie, sich dieses Wort zuges, der ihr zu teil geworden, würdig zu zeigen. Wenn sie zurückdachte an ihr Leben, schien es ihr ein wüster, efler Traum. Es konnte nicht wahr, es sollte nicht gewesen sein. Sie log es sich vor, gleichwie Herbert, als habe sie von Anfang an nur ihn geliebt und nie ein anderer auch nur ihre Lippen berührt.

Alle Schladen fielen von ihr ab. Seit sie kein Weib hieß, war sie wieder rein geworden.

Sie hatte gefürchtet, die Liebe werde nicht mehr so mächtig in ihnen sein, aber sie hatte sich getäuscht. Es war wieder eine von den vielen Lügen, daß die Liebe in der Ehe sterbe. Sie fühlte sich so überreich an Liebe und Glück, es schien ihr ein Meer, aus dem sich für alle Ewigkeit schöpfen ließ. —

Ihre Reise näherte sich ihrem Ende. Sie wäre so gern niemehr nach Deutschland zurückgekehrt, allein wichtige Angelegenheiten riefen Herbert zurück.

Allzulang schon hatte er sich seinen Geschäften entzogen. Eine größere Arbeit von ihm war erschienen und hatte heftige Angriffe erleiden müssen. Er hatte alle diese Dinge ruhen lassen, er wollte einzig seiner Liebe leben, wollte glücklich sein; und er war es gewesen. — Allein die Briefe seiner Freunde und Genossen waren immer dringender geworden, und so kehrten sie Ende December heim. Lucie fürchtete sich vor Berlin. Würde sie dort nicht täglich an alte Zeiten erinnert, würde sie stark genug sein, um das überwinden zu können? --

Sie wagte es nicht, Herbert gegenüber eine Bitte zu äußern. Sie wollte ihn nicht aus seinem Traum erwecken, ihm nicht unnötig Dinge ins Gedächtnis rufen, die besser in Vergessenheit schlummerten. Sie wollte stark sein. Wer kannte sie, und was hatte sie zu fürchten? — Sie war ja kein Weib . . .

Mit dem Abendzuge kamen sie in Berlin auf dem Friedrichsbahnhofe an.

Wie seltsam das auf sie wirkte: diese weiten Schneeflächen und die überheizten Coupés, nachdem sie am Tage zuvor im Freien gegessen hatten, bis spät in die Dunkelheit hinein. Diese trostlose, öde Landschaft, flach und fast ohne Bäume. Nur verkrüppelte Tannen oder hohe, düstere Föhren, mit ihren kahlen, braunen Stämmen.

Und überall Schnee, fußhoch, ein unendliches, blendend weißes Schneefeld. —

Dann war der Abend hereingebrochen. —

So fuhren sie in Berlin ein, in die mächtige, vom elektrischen Licht taghell erleuchtete Glashalle des Friedrichs-

bahnhofes. Der alte Diener wartete auf dem Perron und nahm die wenigen kleinen Gepäckstücke in Empfang.

Drunten stand der Wagen, und die Kappen stampften unruhig schraubend im Schnee. Es war das Coupé, in dem er sie einst, vor nun einem Jahr heimgeführt hatte; und als der Wagen um die Ecke des Centralhotels in die Friedrichstraße einbog und sich in die endlose Kette der Wagen einreihete, die hier aneinander vorüber glitten; als sie wieder diese, sich an den erleuchteten, hellstrahlenden Schaufenstern vorbeidrängende Menge sah, all diese Menschen, die hastig durch die Kälte eilten, sich frierend fest in ihre Mäntel einhüllten . . . und als dann die Equipage in die Linden einfuhr, die mit ihrem Lichtmeere einen wunderbaren Eindruck aufs neue auf sie machten — da mußte sie jenes Januarabends gedenken, an dem sie mit Herbert hier entlang gefahren. Sie hörte wieder die schmeichelnden Melodien des Mikado in ihren Ohren, sie sah sich in dem kleinen Theater sitzen, dann im beginnenden Schneesturm zum Souper fahren und dann . . . Jetzt wußte sie, daß sie ihn schon an jenem Abend geliebt hatte . . . sie hatte es sich nicht eingestehen wollen, sie war sich dessen nicht klar bewußt gewesen.

Wie hätte sie sich sonst so leicht hingegeben! Sie hatte kein Bewußtsein mehr davon, wie sie damals gedacht und gehandelt hatte. — Damals! — was war sie gewesen? . .

Und heute war sie sein Weib; und er führte sie als sein Weib in das Haus, in das er sie einst, wie von der Straße aufgesehen, mitgenommen hatte. —

Der Wagen jagte die Linden entlang, die traurig unter der Schneelast froren.

Jetzt unter den breiten, grauen Pfeilern des Brandenburgerthores durch. Die unendliche Charlottenburger Chaussee

liegt vor ihnen, aber der Wagen biegt scharf nach links und fährt an dem dunklen Tiergarten hin.

Lucie hat sich aus den Sesseln aufgerichtet.

— Herbert! flüstert sie leise und biegt sich zu ihm.

Und er zieht sie liebevoll an sich. Auch er hat die gleichen Gedanken gehabt. — Wie seltsam sich doch die Zeiten ändern. Und die Zeit bringt das Glück, wie sie es nimmt. Ihnen hatte sie es gebracht. —

Der Wagen war an seinem Ziele, er fuhr unter dem Seitenportale der kleinen Villa vor. Die Pfeiler waren bekränzt, die Treppen bis hinauf in das Haus mit duftenden Blumen geschmückt. Die Dienerschaft stand drunten an der Treppe, um die heimkehrende Herrschaft zu begrüßen. Sie schritten hinauf in den Salon und legten ab; dann, als das Mädchen sie verlassen hatte, nahm Herbert ihr Gesichtchen zwischen seine Hände, küßte sie auf den Mund, Augen und Stirne und sagte:

— Jetzt sind wir zu Haus, du mein liebes, schönes Weib, in unserer Heimat, in der mit uns das Glück wohnen soll.

— Und die Liebe, die das Glück ist. —

Er zog sie fest an sich und hielt sie lange wortlos umschlungen, während sie still an seiner Schulter weinte, bis er ihr diese Thränen der Freude fortküßte.

Dann, sie umschlungen haltend, führte er sie durch sein erleuchtetes Arbeitszimmer in die übrigen Gemächer.

Als Lucie über die Schwelle zum Salon trat, entschlüpfte ihr ein Ausruf des Entzückens, sie riß sich von Herbert los und eilte weiter in hellem Jubel, daß er ihr kaum folgen konnte. — In der Zwischenzeit war das ganze Haus für seinen neuen Zweck eingerichtet, mit einer Eleganz und einem Geschmack, der Lucie in Entzücken ver-

setzte. Wohin sie blickte, sah sie ihre Wünsche erfüllt. Es waren keine Wünsche gewesen. Sie hatte nur Aeußerungen fallen lassen, daß sie etwas so oder so einrichten möchte oder gern habe; und alles — alles war vorhanden. Dinge, an die sie nie wieder gedacht hatte . . .

Ohne ein Wort zu verraten, hatte Herbert alles angeordnet. Sie hatte geglaubt, sein häufiges Schreiben beträfe seine politischen Angelegenheiten; es hatte sich einzig um die Neuausstattung der Villa gehandelt. —

Sie standen im Schlafzimmer. . .

Blauseidene Vorhänge, eine lichtblaue Decke, in Gold gemalt, die Tapeten schwere, golddurchwirkte Gobelins, am Boden schwarze und weiße Bärenfelle, und die Möbeln aus glänzend schwarzem Holze.

An der einen Seite der Wand ein großer bis zur Erde reichender Trumeau, drüben der Schrank mit einer großen Spiegelthür, und niedere Puffs aus mattrosa Atlas, der auch an der Innenseite des Baldachins sich ausspannte.

Eine blaue Ampel durchflutete das Gemach mit mildem, gleichmäßigen Lichte, so zart und duftig wie ein Traum.

Eine Minute wohl stand Lucie in Bewunderung da. Dann erst wandte sie sich zu Herbert, der hinter ihr stand und sie nicht zu stören wagte. und der jetzt die strahlende Freude in ihren Augen las, in diesem lieben, süßen Gesichte, das für ihn der Inbegriff aller Schönheit war. —

Sie hatten flüchtig den Reifestaub abgeschüttelt und setzten sich zum Souper in den Salon.

Jetzt durfte auch Juno in das Zimmer kommen.

Mit lautem Freudegeheul umsprang der Hund Herbert und strebte an Lucie empor. Nur mit Mühe gelang es, den aufgeregten zu beschwichtigen. —

Auf jenem Stuhle dort hatte sie am ersten Morgen am

Fenster gefeßen und gegrübelt. Juno lag zu ihren Füßen; und dann war sie geflohen — geflohen vor ihrem Glücke, bis Herbert sie wieder geholt hatte und sie fast hatte zwingen müssen, ihr Glück anzunehmen. Und sie entsann sich des Abends, da sie zum zweiten Male das Haus betreten. Jetzt trat sie zum dritten Male über die Schwelle des Hauses, und dieses Mal als sein Weib. Jetzt war sie die Herrin des Hauses. —

Nun erst, da sie diese Stätte wieder betrat, fühlte sie den Unterschied, ward sie sich bewußt, was sie jetzt war. Und dieses Gefühl des Stolzes gab ihr Kraft und Mut, der Zukunft ruhig ins Auge zu sehn.

Sie lehnte sich so glücklich in den Sessel zurück und schaute in Herberts Gesicht. Auch er war glücklich. Ja, er sollte es sein! Ihr ganzes Leben sollte nur diesen einen Zweck haben; sie war jeden Augenblick bereit, es für sein Glück hinzugeben. . .

Herbert war aufgestanden und hatte den schweren Fenstervorhang zurückgeschlagen. Die feine Sichel des Mondes hing scharf gezeichnet an dem frostklaren Himmel, und fest umrissen traten zahllose Sterne aus dem dunklen Blau über den schneebedeckten Bäumen des Tiergartens hervor. Ein Schlitten fuhr vorbei mit lautem, silbernem Geklingel, das sich mehr und mehr in der Ferne verlor, bis es endlich ganz verflang. Herbert trat zu Lucie hin.

Sie lächelte ihn glücklich an, und langsam ließ er sich vor ihr nieder und faßte nach ihren Händen, allein sie machte sich wieder los, um den Arm um seinen Kopf legen zu können und ihm so in die Augen zu schauen, mit einem zärtlichen Blicke, der sein Gesicht zu küssen schien.

Und leise fragte er sie:

— Lucie! meine süße, liebe Lucie! . . . bist du jetzt glücklich? . . .

Sie umschloß seinen Kopf mit beiden Händen, und mit einem Tone, leise, kaum hörbar, der ihm bis in die Seele drang, hauchte sie auf seine Lippen:

— Unausprechlich glücklich . . . wie ich nie geahnt, daß ein Mensch es sein könne . . .

Und dann schwiegen sie beide und lauschten dem schwachen Winde, der sich aufmachte und die Schneelast von den dürren schwarzen Zweige der Bäume und Sträucher schüttelte. —

Sie waren glücklich und bedurften zu ihrem Glücke der andern nicht.

Herbert war sich sehr wohl bewußt, daß auf die Dauer dies Leben zu zweien, dies völlige Aufgehen in einander, ohne Rücksicht auf die Außenwelt, nicht durchzuführen war. Er hatte mit Lucie, die sich sehr dagegen sträubte, einige Antrittsbesuche gemacht. Man hatte sie freundlich, liebenswürdig aufgenommen; aber Lucie behauptete, keinen Gefallen an Gesellschaften zu finden. Sie schützte stets etwas vor, um denselben zu entgehen. Sie fühlte, wie man über sie sprach. Was wußte man denn von ihr? Nichts weiter, als daß sie eine Engländerin sei, wenigstens lange in England gelebt habe, wo Herbert von Düren sie kennen gelernt hatte.

Herbert hatte sich vorgenommen, sie gerade in die exklusiveren Kreise einzuführen, und es war ihm ohne Schwierigkeit gelungen.

Lucie hatte bald gefühlt, wie schwer es für sie war, sich zu halten und zu behaupten. Ihr Stolz bäumte sich auf. Was gingen jene sie an? Was brauchte sie Rücksichten zu nehmen? Sie that nichts, um sich liebenswürdig zu zeigen, um die Vorurteile zu besiegen. Sie gab sich, wie sie war. Es waren vor allen die älteren Damen, die er-

warteten, daß sie wie ein jehues Kind zu ihnen komme, sich von ihnen chaperonieren lasse. Aber Lucie war zu selbstbewußt. Die Formen des Salons hatte sie sich schnell angeeignet, und sonst ging ihre Lebenserfahrung weit über die hinaus, welche jene besaßen.

Sie dachte anders, sie fühlte anders. So vieles verstand sie gar nicht. Sie wollte natürlich sein, und hier fand sie überall den Zwang, eine äußere Förmlichkeit, unter der gar manches versteckte Geheimnis sich bergen mußte. Durch ihre Anmut schien sie wie geschaffen für den Salon, aber sie war nicht in der Luft desselben groß geworden, und so fühlte sie sich unsicher.

Wäre sie darin aufgewachsen, so hätte sie sich ruhig gehen lassen können. Jede freiere Auffassung hätte man ihr verziehen, als originelle Kaprice aufgefaßt, darüber gelächelt, und es sehr geistvoll gefunden. So mußte sie sich erst ihren Platz erringen, sie sollte erst ihre Berechtigung darthun, und sie verschmähte es, sich examinieren zu lassen. Sie fühlte den inneren Unterschied, die Kluft, die sie doch nie überbrücken konnte, und sie streckte die Waffen, ohne den Kampf aufzunehmen. Wohl hatte sie die Kraft und alle Eigenschaften, um sich den Sieg zu erringen, aber was gewann sie damit? Sie wollte nichts, als glücklich sein, und das war sie mit Herbert. Dazu bedurfte sie jener nicht.

Und sie mußte hören, wie man hier über Herbert sprach: ein politischer Redner, mit Ansichten, die für den guten Bürgerstand paßten, aber keine Bedeutung für uns hatten.

Er war reich, jung, hatte alle Eigenschaften, um in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung einzunehmen, und nun, statt sich dem Staate zu widmen, ein hoher Würdenträger zu werden, hielt er als einfacher Doktor der Philosophie auf Tivoli — einer Brauerei irgendwo da

draußen . . . oder in der Tonhalle — es sollte das ein öffentliches Tanzlokal sein — vor einem Haufen Gefindel Vorträge über die Lage des Arbeiters und sogenannte sociale Fragen.

Und jetzt hatte er noch eine bürgerliche geheiratet, ein Mädchen, von dem niemand etwas wußte: wer ihre Eltern waren, wo sie her sei, was sie gewesen war, kurz gar nichts . . .

Und er verlangte, man solle diese ohne weiteres aufnehmen? — Sie war sehr schön, sehr anmutig, wußte sich gut zu benehmen — woher sie das wohl hatte? . . . Aber eigentlich war sie gefährlich schön, und wenn sie wollte, konnte sie die meisten Schönheiten ausstechen. Das wurde ihr am schwersten verziehen. Ihre Toiletten waren von einer fast gesuchten Einfachheit, allein bei ihrer schlanken, so wunderbar ebenmäßigen Gestalt fiel sie dadurch gerade am meisten auf. Die Herren schwärmten für sie; Grund genug, daß man von seiten der Damen ihr vorsichtig entgegenkam. —

Ein paarmal glaubte Lucie einem Bekannten von früher zu begegnen, aber meist war es ein Irrtum. Nur einen Premierlieutenant von Werder kannte sie von früher her durch Böhlau. Er war ihr vorgestellt, plauderte eine ganze Weile mit ihr, sie trafen später wieder zusammen, aber er erkannte sie nicht. —

Es konnte sie so leicht niemand wiedererkennen, seit sie Herberts Frau war. Alles an ihr hatte sich geändert. Die Gefahr war ausgeschlossen. —

Allein sie liebte diese Gesellschaften nicht.

— Laß mich, bat sie Herbert, ich bin weit lieber mit dir allein, mit dir und vielleicht noch ein paar Bekannten. Was soll ich mit all den fremden Menschen?

— Aber Schatz, erwiderte er — wenn wir nicht zu anderen gehen, kommen sie auch nicht zu uns.

— Ist denn das nötig? . . Müssen denn die anderen in die Räume hinein, wo wir so glücklich sind? — Nein, laß uns unser Glück vor der Welt verschließen.

— Aber Kindchen, die paar Herren, die zu uns kommen. . .

— Das schadet ja nichts. Das ist viel gescheiter. Die Frauen sind doch meist zu dumm und auch schlechter. — Gewiß, wir Frauen sind schlechter als ihr. . . Ich brauche keine fremden. . . Ich habe ja dich, du mein alles, du mein Gott! — Es sollen keine anderen kommen, ich würde eifersüchtig, wenn du ihnen nur ein gutes Wort gönntest. . . Laß mich! . . Meinertwegen nur diesen Winter noch. — Ist es nicht früh genug im nächsten? . .

Herbert hatte ein paar kleine Gesellschaften geben wollen, aber Lucie bat so lange, bis er endlich nachgab.

Sie wollte jene nicht bei sich sehn und freundlich mit ihnen thun müssen, die sie nicht für voll hielten, die ihr vielleicht eine Gnade zu erweisen glaubten, wenn sie bei ihr erschienen. —

Sie zogen sich von der Gesellschaft zurück. Es blieb nicht unbemerkt, allein es fand sich niemand, der sie zu hindern suchte. —

Leutnant von Eggersdorf und der junge Maler Fritz Lautner verkehrten viel im Hause. Eggersdorf hatte sich verheiratet, und seine junge Frau war entzückt von Lucie, an die sie sich eng anschloß. Lautners eigentümliches Wesen gefiel Lucie. Seine genialen Schroffheiten, seine oft abrupt vorgebrachten Ansichten, die er kühn gegen eine Welt verteidigte, sein leidenschaftlicher Zug zur Wahrheit und Natürlichkeit, all das stellte ihn in der Achtung Lucie's sehr

hoch. — Er hatte sie ja schon gekannt, ehe Herbert sie zu seinem Weibe gemacht, und es erfüllte ihn mit Freude, daß alles so gekommen war.

Er hatte mit Sorge dem Ende dieses Verhältnisses entgegen gesehen, und wenn er damals seine große Rede gehalten, so hatte er nicht wenig an Lucie gedacht, deren eigenartige, knospenhafte Schönheit auf sein empfängliches Gemüt einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

Jetzt erst lernte er sie recht kennen, und war mehr als zuvor von ihr begeistert. —

Herbert war wieder völlig in das politische Leben hineingerissen, aber er gab sich ihm nicht ganz hin, Immer aufs neue rettete er sich, wie auf eine verborgene Insel, in sein Heim. Lucie nahm an allem Anteil. Er mußte ihr erzählen. Sie hatte sich schon früher mit seinen Arbeiten beschäftigt und zum erstenmale von Politik erfahren. Jetzt mußte er ihr so vieles erklären.

Denn sie wollte wissen, was seine Lebensaufgabe sei, sie wollte wissen, womit seine Gedanken sich beschäftigten. Sie war eifersüchtig auf all die Mühe und Zeit, die er diesen Dingen widmete. Wie häufig kam sie nicht zu ihm, setzte sich auf ein niederes Tabouret zu seinen Füßen und fragte ihn nach all den Dingen, von denen sie gehört, ohne sie recht zu verstehen. Und er gab ihr Auskunft, er erzählte ihr zuweilen stundenlang, ohne daß ihre Aufmerksamkeit ermüdete, ihn unterbrechend mit Fragen, durch eigene Wiederholung sich vergewissernd.

Sie las jetzt mit großem Eifer — nur für Romane hatte sie wenig Verständnis. Das war alles so ganz anders, als sie es kannte. So war das Leben nicht, so bunt aufgepußt und drapiert. Da las sie noch lieber ein phantastisches Märchen, als diese Verzerrungen der Wirklichkeit. —

So vergingen die Tage ungetrübt und ohne Störung von außen. Das Glück schien dauernd bei ihnen eingefeiert zu sein, ihre Liebe war tiefer als je.

Die Zeit ging an ihnen vorüber und schien keine Gewalt über sie zu haben. . . .

Herberts jüngerer Bruder Max war nach Berlin kommandiert und mit seiner Frau und den drei Mädchen nach dort übergesiedelt. Die junge Frau, ein bescheidenes, stilles Wesen, etwas kränklich und immer blaß aussehend, schloß sich eng an Lucie an; sie blickte zu der strahlenden Schönheit Lucies, zu ihrer frischen Gesundheit empor, wie zu einem Ziele, das sie nie erreichen konnte.

Der Verkehr war überaus herzlich geworden, schon nach den ersten Wochen, als sie sich kennen gelernt.

Julie war um einige Jahre älter als Lucie, aber sie sah so schwach und kränklich aus und war es in der That, so daß Lucie in allem die Leitung über sie hatte. Die Kinderhingen mit einer stürmischen Zärtlichkeit an Lucie, die sich ihrer Liebkosungen gar nicht erwehren konnte.

In diesem innigen Verkehr mit ihrer Schwägerin und der jungen Frau von Eggersdorf schien ihr Lebensglück gefestigt zu sein. —

Was konnte sie mehr verlangen? . . . War ihr jetzt nicht alles zu teil geworden? . . .

Nur eines, was ihr ganz lieb war, Herbert aber tief kränkte, nagte an ihrer Zufriedenheit: Herberts Mutter, blieb in Sassenhagen. Beide Söhne suchten sie zu bewegen, nach Berlin zu kommen, aber sie schlug es ab. —

Lucie wußte sehr gut, daß es ihretwegen geschah, die alte Frau wollte nicht mit ihr zusammen sein. Sie konnte jene bittere Erkenntnis nicht verwinden, vielleicht niemals. Auch in der Gesellschaft blieb es nicht unbe-

sprochen, daß Frau von Düren nicht nach Berlin kam. Man fand allerlei Vermutungen.

Man hatte — niemand wußte wie — in Erfahrung gebracht, daß Lucie eine zeitlang auf Sassenhagen gewesen war. Weshalb also führte Frau von Düren ihre Tochter nicht in die Gesellschaft ein? War sie mit dem Bunde ihres Sohnes nicht einverstanden? —

Allerhand Gerede kam auf, unmerklich, allmählich, und diente keineswegs dazu, Lucie's Stellung in der Gesellschaft zu festigen. Max, dem hiervon etwas zu Ohren gekommen war, fragte Herbert . . . er bat ihn, ihm alles zu berichten. Aber Herbert wich seinen Fragen aus. Er bat ihn seinerseits, nicht unnütz zu fragen.

Die Vergangenheit sollte tot sein, er wollte es, und es schien, als sei sie für alle Zeit begraben. — — —

Eines Tages saß Herbert an seinem Schreibtische über einer neuen Arbeit, die all seine Kräfte in Anspruch nahm.

Es war früh morgens. Die Fenster waren weit geöffnet. Die Morgensonne lag über dem Garten und dem Walde. Der Frühling ging in den Sommer über, und eine weiche Luft mit süßen Blumendüften stieg aus dem Garten empor und verbreitete sich in dem stillen Arbeitszimmer. Draußen in den Blütenzweigen huschten die Vögel hin und zwitscherten ihr lustiges Lied in den sonnigen Morgen, ihr lockendes Lied der Liebe. Ungestörter Frieden schien ringsum ausgebreitet zu sein. —

Da klorrte es draußen. . . Hastige Schritte kamen näher. Herbert hörte seinen Namen. . .

Er legte die Feder nieder. —

Es klopfte fest an die Thür, und sein Bruder Max stand auf der Schwelle.

— Ah, Max, du bist es. . . Was führt dich schon so früh zu mir? . . .

Er streckte ihm die Hand hin, aber Max schien es nicht zu bemerken.

— Laß das, bitte.

— Aber Max, was ist? . . . du bist erregt!

— Ja! . . . und ich komme, um von dir eine Erklärung zu fordern.

— Von mir?

— Ja, von dir. . . Hör mich an. . . Man hat gestern in meiner Gegenwart dein Weib beschimpft . . . gröblich beleidigt — ich forderte Rechenschaft. . . Man hat sie mir selbstverständlich gewährt, aber nicht ohne die Bemerkung, daß deshalb die Thatsache doch bestehen bleibe.

Er hatte die Worte abgerissen, fast keuchend vorgebracht. Jetzt schwieg er, und schwer atmend wartete er auf Antwort.

Herbert war bleich geworden, aber er beherrschte sich.

— Wer ist das gewesen?

— Das ist gleichgiltig! —

— Ich dünkte, ich hätte wohl das erste Recht. . .

— Nein! die Worte fielen in meiner Gegenwart. Ich habe das erste Recht . . . das Recht des Bruders.

— Und was war es. . .

— Das ist unnötig. . . Ich bitte nur die eine Frage . . . die Frage, der du bis jetzt geiffentlich ausgewichen bist: — Herbert, sei offenherzig zu deinem Bruder! — Nicht wahr, es ist nicht wahr? . . . Es gibt in dem Vorleben Lucie's nichts, was du vor der Welt zu verheimlichen hast. . . Die Mutter selbst hat sie dir zugeführt. . .

Herbert hatte sich abgewandt. Max trat einen Schritt zurück. Er hatte es nicht glauben wollen, nicht glauben

können von Herbert, zu dem er emporjah von Kindheit an . . . seinem großen, genialen Bruder, gegen den er selbst nichts war, gar nichts.

— Herbert, schrie er, sag' mir, daß das alles Verleumdung ist, daß Lucie früher nicht — aber so sage es doch! . . . Nur ein Wort . . . daß sie als ehrliches Mädchen das Weib eines Düren geworden ist. — Sie war arm, aus niederm Stande, was thut es! — Ich will nur wissen, ob auch kein Fleck ihr angehaftet hat? —

Er schwieg wieder, dann richtete er sich auf und sagte, da Herbert noch immer schwieg!

— Weißt du, was man sagt? — Sie sei nicht viel besser gewesen — als — eine Dirne. . . .

— Mag! schrie Herbert auf.

— Ja — eine Dirne, wenn du es denn hören willst. Sie schreien es in allen Gassen aus, — sie schleudern es uns ins Gesicht, — daß wir den Schmutz in unser Haus getragen haben! — Was ist sie gewesen, als du sie kennen lerntest? Ich will es wissen! — Antworte mir! —

Herbert zog die Brauen zusammen und schwieg.

— Du schweigst? — Es ist also wahr? — — Es ist wahr! —

Dann fügte er mit schneidendem Hohne hinzu:

— Ich danke dir im Namen unserer Familie, daß du unserer alten Mutter eine . . . Dirne zur Tochter gebracht hast.

— Mag! fuhr Herbert auf.

— Das bleibt sie ja nun doch . . . was du auch sagst. Und ich, dein Bruder, sage es dir . . . mit den andern: Geh hinaus — und höre, wie sie sich rühmen, daß sie einmal dein Weib gehabt haben, dein Weib, — die Dirne! —

Herbert hatte die Faust geballt, krampfhaft, als wolle er auf Max losstürzen, der mit vor Zorn und Schmerz verzerrtem Gesichte vor ihm stand, ruhig, hochauferichtet.

— Ich bitte dich, Max . . . sei ruhig oder — —

— Oder? . .

— Du trägst den Rock des Königs und — bist mein Bruder!

— Und du bist mein Bruder und hast uns die Schande ins Haus gebracht, — heimlich — lügnertisch! Weißt du, wie anständige Leute so etwas nennen? —

— Du hast kein Recht —

— Ich habe das Recht! — Denn du hast das Recht verwirkt, das Oberhaupt unserer Familie zu sein. — Das Band der Blutsverwandtschaft kann ich nicht lösen; aber nie wird mein Fuß mehr dieses Haus betreten, nie wirst du die Schwelle des meinen überschreiten, so lange diese da bei dir ist. — Und ich sage dir, ich werde nicht der einzige sein. Du sollst verschlossene Thüren finden, wohin du kommst. Du gehörst nicht mehr zu uns. Bleibe bei dem Weibe, das nicht das deine ist, weil die andern auf offener Straße prahlen, daß sie schon mit leichterer Mühe das ihre gewesen. — Du hast unsern Namen entehrt, du hast allem, was Recht und Pflicht heißt, den Schlag ins Gesicht gegeben. Ich habe nichts mehr mit dir zu schaffen, um nicht mit in den Schmutz gezogen zu werden. —

Ehe Herbert erwidern konnte, war er hinausgestürmt, ohne sich umzusehen, als wolle er aus diesem Hause wie vor der Pest fliehen. —

Herbert fand keine Worte. — Das war alles so jählings gekommen. Er sah keinen Ausweg. Er konnte nicht denken. Er mußte aus diesem Zimmer fort, hinunter in den Garten. . .

Als er in den Salon trat, fand er Lucie. Sie lag

am Boden, halb mit dem Oberkörper auf einen Sessel sich stützend. Er eilte auf sie zu. . . .

Wenn sie das alles gehört hatte!

Er glaubte, sie sei ohnmächtig. Als er sich über sie beugte und ihren Kopf hob, sah er in ein leichenfahles Gesicht. Die Augen hielt sie geschlossen, die Hände hatte sie zusammengekrampft.

Er hob sie auf. — Sie ließ willenlos alles mit sich geschehen, als habe sie kein Gefühl von der Außenwelt. —

Ihre Arme hingen schlaff herunter, er zog sie an sich, aber sie blieb starr und kalt. —

Er rief ihren Namen, sie öffnete die Augen und sah ihn an mit einem Blicke des Entsetzens, der ihn durchfröstelte. Dann streckte er sie auf die Chaiselongue und setzte sich neben sie, ihre eiskalten Hände in den seinen wärmend. —

Er küßte sie, küßte ihr Gesicht, hob ihr den Kopf in die Höhe . . . aber sie regte sich nicht.

Er flüsterte ihren Namen, all die Schmeichelworte ihrer Liebe. Ein unendliches Mitleid überkam ihn. Und wenn die ganze Welt gegen sie anstürmte, er liebte sie, und hielt an ihr fest. Er zog sie an sich und umschlang sie, als wolle er sie nie mehr lassen.

Schwer und regungslos lag sie in seinen Armen, wie erstarrt vor etwas Entsetzlichem. In ihren Augen stand die Angst und das Todesgrauen. —

Die Luft strich weich durch die Fenster herein.

Die Sonne lachte so fröhlich, der Wind fuhr durch die Bäume und wehte den Blumenatem vor sich her.

Und die Vögel zwitscherten so lustig in den grünen Zweigen, in den herrlichen Sommermorgen hinein, der wie schlummernder Frieden über der Erde lagerte. —

XII.

Seit jenem Tage war Lucie eine andere geworden.

Herbert hatte alles aufgeboten, um sie aus ihrer Lethargie aufzurütteln, aber die Erstarrung wich nicht von ihr. Wie gebrochen ging sie einher.

Was hatte sie gethan, daß sie so büßen mußte? Weshalb konnte sie ihre Vergangenheit nicht tilgen? Sie hatte vergessen, sie hatte ja ein neues Leben begonnen. Erst jetzt hatte sie erkannt, was sie früher gewesen, und wußte nun, wie sehr sie verachtet wurde. Aber jetzt hatte sie doch nichts gethan. War sie Herbert vielleicht nicht treu? — War sie nicht bereit, ohne zu zaudern ihr Leben hinzugeben, wenn sein Glück es forderte? Man klagte sie an, sie habe ihm die Schande in's Haus getragen. . . .

Wie hatte sie sich nicht gesträubt. Sie wußte sehr gut, ein Mann wie Herbert konnte sie nicht heiraten. —

Und nun beschimpfte man ihn, als ob er dadurch ehrlos geworden sei, daß er sie zu sich emporgehoben hatte. Das vermochte sie nicht zu begreifen. —

Nur zu bald lernte sie die Folgen kennen.

May hatte sein Wort wahr gemacht. Man mied die kleine Villa der Tiergartenstraße. Es kamen Einladungen, aber nur für Herbert, als ob Lucie nicht vorhanden sei. — Herbert bemerkte, daß wenn er mit Lucie ging, man ihm auswich, um sie nicht grüßen zu müssen. Seiner Vorfall mit seinem Bruder war nicht geheim geblieben. Man wußte daß May jeden Verkehr mit ihm abgebrochen hatte.

Man zog sich von ihm zurück und schuldigte ihn an, schwer und mit Recht, daß er versucht hatte, Lucie einzuführen. Jetzt hatte man ihr Wesen erkannt: es war abgeheimte Koketterie gewesen, sie hatte alle ihre Künste aufge-

boten, um sie zu bethören, und man vergaß, daß Lucie sich stets still bescheiden gehalten und nichts gethan hatte, um sich beliebt zu machen. Und man verschloß vor ihr, die nicht kam, um Einlaß zu bitten, die Thüren. —

Von Max selbst hörten sie nichts wieder.

Herbert hatte vergeblich einen Annäherungsversuch gemacht. Dann ließ er die Sache gehn.

Eines Tages unerwartet kam Julie. . .

Lucie war hinüber gegangen in das kleine Häuschen, das sie einst bewohnt hatte.

Sie saß am Fenster, schaute über die Nebengärten weg und dachte jener Zeit, wo kein Mensch sich um sie kümmerte, wo sie ganz ihrer Liebe gelebt hatten. —

In dem Nachbargarten spielten drei Kinder haschen.

Sie jubelten und schrieten in den warmen Sommermorgen hinein, der so drückend schwül begonnen hatte.

Aber das kümmerte sie nicht, sie tollten weiter, unermüdblich sich um die Beete jagend, lachend und freischend, um dann wieder eine kurze Zeit Pause zu machen und sich auszuruhen. Es störte Lucie nicht in ihren Träumereien. Sie dachte an jenen Abend, als sie hier am Fenster gefessen hatten und nebenan ein Fest gefeiert wurde . . . an all die glücklichen Stunden, die sie hier verlebte.

Das war nun alles dahin — wie es schien, unwiederbringlich verloren. . . . Sie stützte den Kopf schwer in die Hand. Das Glück und der Frieden hatten das Haus verlassen. Und die Sorge fing an, sich einzunisten, und aller Sonnenschein half nicht, sie zu vertreiben. . . .

Herbert war so still; sie selbst brachte es nur zu einem erzwungenen Lächeln. Ein fremdes war zwischen sie getreten. Sie wollte dagegen ankämpfen, aber ihre Kraft war zu schwach. Zuweilen nahm sie ihren armen Kopf zwischen

beide Hände, daß er nicht springen sollte, damit sie nicht wahnsinnig ward vor all den Gedanken, die auf sie einstürzten.

Herbert war noch immer so lieb und gut zu ihr.

Aber es war nicht mehr die stürmische Liebe. Es war herzerreißendes Mitleid, was aus seinen Küssen, seinen Blicken sprach, und das nahm ihr allen Mut.

Sie wollte ja stark sein . . . aber er mußte ihr helfen, und das that er nicht. —

So quälten sie sich stumm neben einander hin, jeder sein eigenes Leid hinschleppend. Sollte das immer so weitergehen, für alle Zeiten ein ewiger Jammer? . .

Nein, lieber sterben, als so im Elend leben. . . . Sie wurden ja ihrer Liebe nicht mehr froh. Es war, als laste ein Fluch darauf. — Wie war das früher alles so ganz anders gewesen . . . ganz anders. —

Es klopfte an der geöffneten Thür. Lucie fuhr aus ihren Gedanken auf und als sie sich umwandte, sah sie Julie vor sich stehn, die ihr entgegeneilte und sie in die Arme schloß. Sie hatte die Ungewißheit nicht mehr ertragen können. Max hatte ihr verboten, Herbert's Haus zu betreten; sie hatte den Grund wissen wollen, aber er hatte ihn ihr verweigert. Heimlich war sie gekommen, sie wollte Lucie wiedersehen. Wenn die Brüder uneinig waren, was ging das die Frauen an? Vielleicht konnten sie eine Versöhnung herbeiführen. —

Das alles erzählte sie Lucie, die ihr mit ungläubigem Lächeln zuhörte. . . .

Wie kindlich sie doch war, wie vertrauensvoll. Wie sie jetzt vor ihr stand, mit dem bleichen Gesichte, klein und zart gebaut, so gebrechlich und leidend. Lucie schüttelte zu allem den Kopf.

— Aber um was handelt es sich denn? Liebste, beste Lucie, sei du doch offenherzig mit mir.

— Ich kann es dir nicht sagen.

— Du willst es nicht! — Ich aber will es wissen. . . Wenn ich dich nun recht bitte, recht sehr . . . du mußt es mir sagen.

— Nein, ich kann nicht. . . Max hat sehr recht gehabt. Und wenn du seine Gründe wüßtest, würdest du denken und handeln wie er. — Forste nicht nach. Laß es dir an seinem Wort genügen. Und wenn du je etwas erfahren solltest, urteile nicht zu hart. . . Brich nicht den Stab über ein armes Menschenkind, das sich seiner Schuld nicht bewußt gewesen ist. Suche zu erkennen und zu verzeihen, um mich nicht verachten zu müssen. . .

— Dich verachten? — Aber du bist ja das beste, das herrlichste Wesen unter der Sonne!

Lucie schüttelte traurig den Kopf.

— Du denkst so, weil du mich kennst. Die andern kennen mich nicht, sie haben etwas von mir gehört und sie verdammen, ohne zu wissen, was sie thun.

— Aber Lucie, wie kannst du je etwas gethan haben, daß andere das Recht hätten, so zu handeln!

— Dir scheint es so. — Und doch giebt es Dinge, von denen du keine Ahnung hast, und die uns die Welt niemals verzeiht.

— Nein, Lucie, das glaube ich nicht. . . Ich verstehe gar nicht, was du sagst. — Du bist krank. . . Du weißt nicht, was du spricht.

— O, ich weiß sehr gut, was ich spreche. . . Nur daß ich mir so furchtbar klar darüber bin, setzt mich zuweilen selbst in Verwunderung.

— Lucie! meine liebe, gute Lucie! . . .

Sie umfing die junge Frau mit beiden Armen, zog die widerstrebende fest an sich und küßte sie auf beide Wangen.

— Ich bin älter als du, nicht wahr? . . . Ich weiß, du bist viel klüger, viel gescheiter . . . wie du auch viel hübscher bist als ich, aber jetzt bitte ich dich, vertraue mir alles an, was dich bedrückt. . . Bin ich nicht deine Schwester?

— Nein, Julie, ich kann es nicht! — Frage doch nicht, du weißt nicht, wie du mich quälst. —

Julie sah sie traurig an. Sie hätte ihr so gern geholfen. Sie liebte sie und war bereit, alles für sie zu thun. . . .

Lucie saß auf einem Stuhle am Fenster und blickte in den Sommermorgen hinaus.

— Nein! sagte sie dann und griff nach Julies Hand. Geh' heim, daß dein Mann nicht schilt. Sag' ihm nicht, daß du bei mir warst. Es ist besser für uns beide. Und frage nie etwas über mich. — Es ist besser so.

— Lucie, ich bitte dich!

— Nein, Julie, laß! Es hilft zu nichts. . . Und nun geh, wenn du mir wirklich gut bist. Und was auch kommen mag, denke nicht zu schlecht von mir.

Julie konnte sich nicht mehr halten. Sie brach in Thränen aus und warf sich Lucie an die Brust, die sie wie ein Kind an sich zog und zu besänftigen suchte.

Sie wollte wiederkommen, aber Lucie redete es ihr aus. Das durfte sie nur, wenn Max sie begleitete.

— So sollen wir uns nicht wiedersehen? fragte Julie.

— Es muß sein. — Ich bitte dich, du nimmst mir den letzten Rest von Fassung. — Ich muß stark sein. Mach' es mir nicht so grausam schwer.

Es gelang ihr nur mit Mühe, sie zu beruhigen.

Lucie küßte sie noch einmal auf die Stirn, dann nahm Julie endlich betrübt Abschied.

— Ich komme wieder, du wirst sehen . . . recht bald . . . mit Max! —

Lucie lächelte traurig. Sie wußte nur zu gut, daß es nie der Fall sein würde . . . niemals! —

Als sie endlich gegangen war, verließ sie die Krast. Sie warf sich auf das Sofa, um in weinen Vergessenheit zu suchen. Sie fühlte, sie hatte in Julie eine treue, aufrichtige Freundin gehabt. Nun war ihr auch die verloren.

Jetzt stand sie ganz allein da. —

Dann hörte sie Herbert's Stimme im Garten. Sie suchte ihre Fassung wiederzugewinnen. Er sollte nicht sehen, wie sie jetzt oft im geheimen sich ausweinte, um nicht zu zweifeln. Von dem Besuche Julie's sprach sie kein Wort.

Sie hatte ja noch ihren treuesten Freund, Lautner. Der junge Maler verkehrte viel in der kleinen Villa. Er plauderte mit ihr von seinen neuen Bildern, seinen Erfolgen, die sich täglich mehrten, von seinen Plänen. So gern Lucie ihn als Mensch hatte, so sehr graute ihr vor seinen Bildern. Sie erschrak vor dieser Kraft, vor dieser Energie. Diese brutale Lebenswahrheit in ihrer Nacktheit entsetzte sie.

Sie hatte die Landschaft so gern. Und Lautner griff seine Bilder heraus, mitten aus dem Leben der Großstadt, er gab Menschen und Lebenssituationen, und all das mit seinen grellen, wie ihr schien, unnatürlichen Farbentönen, die sie erschreckten, indem sie ihr Auge blendeten.

Es war gemaltes Elend. . .

Einmal hatte er einen schmutzigen Hof gemalt, eine trübe Regenstimmung, Pfützen an der Erde. Und auf einer umgestülpten Aschenkiste ein etwa zehnjähriges Mädchen im zerchliffenen und geflickten braunen Rock, ungewaschen, un-

gekämmt, mit einem Kinde, einem armseligen Geschöpfe, auf dem Schoße. Sie achtet nicht auf das Kind, das ihr vom Knie zu gleiten droht. Sie sieht der Prügelei zweier zerlumpter Jungen zu, die sich um einen angebissenen Apfel schlagen, und denen man es ansieht, daß sie bei ihrem Kampfe sich schon ein paarmal im Drecke gewälzt haben . . . Und eine dumpfe, trübe Stimmung darüber, als wolle es gleich wieder zu regnen beginnen —

Lucie fürchtete sich vor diesem Bilde, vor diesem Mädchen mit den zotteligen dunklen Haaren.

Ganz so hatte auch sie einmal dageessen; das war sie selbst, wie sie einst gewesen. —

Sie hörte mit rührender Geduld all die Klagen Lautner's an. Wenn ihm etwas nicht recht gelingen wollte, kam er zu Lucie und Herbert.

Er klagte, er jammerte, er fand die Farbentöne nicht. Er war unzufrieden mit sich selbst, er war ein Stümper, der nichts konnte . . . er konnte nicht einmal die Natur nachmalen, wie sie war. Er verpfuschte immer alles. Das hellste Licht wurde braun unter seinem Pinsel. Er arbeitete die Farben in einander, daß die Wirkung nicht herauskam, die er beabsichtigte. So malten die andern, und ihm war das nun in Fleisch und Blut übergegangen, daß er die Natur nach angelernten Regeln mißhandelte . . .

Und dann kam er wieder freudestrahlend, wenn ihm etwas gelungen war. Das war großartig. — Er staunte über sich selbst. Und wie spielend das entstanden war. Das war eine Leistung, die sich sehen lassen konnte. Damit schlug er alle seine Gegner. Das war groß und erhaben, das war die Natur, wie er sie sah. . . . Jetzt hatte er den richtigen Ausdruck gefunden. Endlich war ihm die Erkenntnis gekommen. Wie lange hatte er danach gesucht, und nun

war es ihm wie angeflogen; mühelos hatte er das schwierige erreicht. — —

Ueber eins war er sich vom ersten Augenblick an klar gewesen: er liebte Lucie.

Er liebte sie, wie nur eine leidenschaftliche Künstlerseele lieben konnte . . . aber er schwieg. Niemand sollte etwas davon ahnen.

Lucie gehörte einem anderen, seinem besten Freunde, seinem Herbert, zu dem er empor schaute; und kein Gedanke stieg in ihm auf, dessen er sich zu scheuen hatte. — So leidenschaftlich seine Liebe war, sie blieb rein.

Er war Lucie gegenüber herzlich und entgegenkommend, und vertraute ihr alles an; er war ruhig in ihrer Gegenwart. Nur wenn er fern von ihr war, trieb ihn die Restlosigkeit umher. In ihrer Nähe schwieg alles. Ihn reizte nichts, und er war glücklich, mit ihr plaudern zu können.

Einmal, auf einem einsamen nächtlichen Spaziergange durch den Tiergarten, war ihm ein abenteuerlicher Gedanke gekommen. Er wollte Max, von dessen Bruch mit Herbert er unterrichtet war, fordern. Er wollte für Lucie einstehen und sie rächen.

Dann griff sofort vernünftiger Ueberlegung Platz.

Die tiefe nächtliche Stille ringsum verscheuchte diese wilden Gedanken wieder.

Er schritt langsam durch den Tiergarten.

Mitternacht war vorbei. Alles schien zu schlafen. Auf einer Bank nur traf er ein einsames Pärchen, das sich eng umschlungen hielt. Ihre Umrisse zeichneten sich kaum von den dunklen Gebüsch hinter der Bank ab. Er that, als ob er sie nicht sehe, und schritt weiter.

Von fern her hörte er das rollen und pfeifen eines

Zuges. Die tiefe Stille brachte den Schall bis in diese Einsamkeit.

Die Bäume schliefen, nichts regte sich in den dichten Gebüschcn. Ueber ihm spannte sich der Sternenhimmel aus, und die leuchtenden, flimmernden Funken schienen das einzig bewegliche zu sein in der schweigenden Nacht. —

Er machte es sich völlig klar: er liebte Lucie. —

Aber sie stand ihm unerreichbar; und so verlor sich allmählich seine Leidenschaft und gab einer schwärmerischen Liebe Raum, so daß ihm die junge Frau wie sein guter Genius erschien.

Er setzte sich auf eine Bank an einem der abgelegenen Teiche des Tiergartens. Ihm war so warm, daß er seinen Hut neben sich hinlegte und lange nachsann.

Jene betrachteten Lucie als eine Verworfene. Er aber fühlte sich mit ganzer Seele zu ihr hingezogen.

Mußte er selbst sich nicht auch seine Stellung erkämpfen? Hatte er es nicht gethan, hatte er sich seinen Platz nicht errungen, eine Stellung, die ihm niemand mehr streitig machen konnte?

Denn was niemand wußte, was er seiner Mutter wegen verschwieg — er war ein uneheliches Kind.

Jetzt war seine Mutter seit zwei Jahren tot, nachdem sie die ersten Anfänge seines Ruhms gesehn hatte. Sie war eine arme Näherin gewesen, die ihn mit vieler Mühe großgezogen hatte. Er hatte früh das Leben und die Not kennen gelernt. Jetzt hatte er erreicht, was er wollte, mit seinem Künstlerruhm war jener Fleck getilgt. —

Die arme Lucie . . . womit sollte sie je den Flecken tilgen?

Und traurig sinnend ging er endlich langsam heim, den Hut in der Hand haltend, den eigenen zurückgelegten Lebens-

weg bedenkend, und das Schicksal eines armen Mädchens, das zum Glück bestimmt schien, und nun doch unglücklich werden mußte. Denn er sah es kommen, das drohende Unglück. Es gab kein Halten mehr. Noch war keine augenscheinliche Gefahr, aber der Tag mußte ja kommen, wo alles ein Ende nahm.

Wenn sich doch Herbert nur losriß! Was band ihn denn an Berlin? . . Berlin war doch nicht die Welt! —

Aber er war zu sehr in das politische Leben geraten, er konnte sich nicht so leicht losmachen. Aber es galt sein Glück. — Er mußte es thun, er mußte mit Lucie fort, weit fort, wo niemand sie kannte, niemand ihnen die Thüren verschloß, wo sie wieder glücklich sein konnten. —

Die Nächte wurden kälter und unfreundlicher. Der Herbst verging. Das braune Laub rauschte von den kahler werdenden Zweigen und bedeckte die gestorbenen Blumen und das welkende Gras. Und eines Tages wirbelten die ersten Flocken vom Himmel, nachdem die Novemberstürme mit wildem heulen vorübergebraust waren, und der dunkle Nebelhimmel sich ausgeregnet hatte.

Der Winter war eingezogen. —

Ein leichter Schnee lag überall. Am Tage schmolz er vor der Sonne weg, aber sobald die Nacht eintrat, froh er wieder zusammen und bildete auf allen Wegen ein gefährliches Glätteis.

Zuweilen schneite es ein paar Stunden. — In der Stadt schwand der Schnee unter den Tritten der Fußgänger, unter den Rädern der Wagen.

Der warme Dunst der Straßen, die aus den Häusern strömende Luft ließen ihn nicht liegen. Er schmolz schon, indem er den Boden berührte, und verwandelte sich unter den Tritten der Menschenmassen zu zerfließendem Schmutze.

Aber draußen im Tiergarten blieb er liegen und taute nur vor der Wärme der Mittagsonne weg. Wenn sie geschwunden war, vereisten die Wege wieder, und der gelbe, überall gestreute Sand mußte sie gangbar machen. —

Herbert und Lucie waren nach Charlottenburg hinausgefahren und hatten dann auf dem Rückwege den Wagen verlassen, um eine Strecke zu Fuß zu gehen.

Die Dunkelheit war angebrochen, und die wenigen Laternen der breiten Charlottenburger Chaussee warfen ihr mattes, gelbliches Licht gegen die eisüberzogenen Stämme der Bäume und auf die glattgefrorene Chaussee.

Herbert war gealtert. Mancherlei Sorgen nahmen ihn in Anspruch. Er arbeitete angestrengt und ging lässig und vorgebeugt. Seine stramme, feste Haltung hatte er verloren. Seit jener Unterredung mit Max schien es, als ob er es nicht mehr wage, so stolz aufzutreten wie früher.

Er ward unsicher in seinem Wesen, er vernachlässigte sich in Haltung und Kleidung, trotz aller Bitten Lucie's.

Er lachte nur, legte die Hände um ihre schmalen, bleichen Wangen, und sie küßend sagte er:

— Mein Schatz, ich habe ein Recht dazu; ich bin ein alter Mann und kein junger Geck mehr. . . Du mußt schon mit mir vorlieb nehmen, wie ich bin. — Nicht wahr, und du hast mich auch so lieb?

Er spottete über seine grauen Haare, die sich immer zahlreicher einstellten. Die Jugendfrische war verschwunden, und auf der Stirne zeigten sich ein paar böse Falten, die Lucie nicht mehr fortküßen konnte.

In ihrem Verkehr zu einander waren sie sich gleichgeblieben, und es schien, als ob sie glücklich seien wie in alter Zeit, nur nicht mehr so stürmisch — gesetzter und ruhiger. Aber sie wußten beide, was ihnen fehlte. Es war nicht

mehr das alte Leben. Eine traurige Müdigkeit schien über all ihrem Thun zu liegen, ein lässiges Sichgehenlassen, nicht mehr jene zielbewußte Energie, die sie einst besaßen. Es schien, als ob jeder dem andern zu vergeben habe, und sich bemühen müsse, durch eine stille, mitleidsvolle Sorge dem andern den Lebensweg zu erleichtern, wie einem lieben Kranken, der gehegt und gepflegt sein will. Es stand etwas zwischen ihnen, das sie hinderte, sich ganz so wie früher zu geben. —

Lucie hatte erst jetzt die Grenze erkannt, die zwischen ihr und Herbert sich zog. Ihre Liebe hatte sie darüber hinweg getäuscht, und sie wäre verwischt worden, leicht und spurlos, wenn Lucie in der Gesellschaft gelebt hätte.

Aber so, im alleinigen Verkehr mit ihm, trat der Gegensatz immer schärfer hervor, seit er ihre Gedanken nicht mehr voll und ganz beeinflusste. — Seit er sie ihren eigenen Weg gehen ließ, fühlte sie den Gegensatz zwischen seiner Erziehung und der ihren.

Sie vermochte es nicht, sich in gewisse Anschauungen zu finden, die ihm natürlich waren, weil er nie darüber nachgedacht hatte.

Noch immer nahm Lucie regen Anteil an seinem wirken; aber jetzt erst erkannte sie, wie oft sie im Grunde anderer Ansicht war. Sie dachte selbstständiger, seit sie nicht mehr unter dem unmittelbaren Einfluß seines Wesens stand.

Er wollte für das Volk kämpfen, aber nur zu oft hatte sie das Gefühl, daß er das Volk nicht verstand. Sie war aus ihm hervorgegangen . . . sie fühlte wie ein Kind des Volkes, und all ihre Erziehung hatte das nicht zu tilgen vermocht.

Und dieser Gegensatz, der nicht bestanden hatte, als ihre Liebe rege war, machte sich jetzt geltend. —

Sie schritten unter den dunklen Zweigen der Bäume hin, die den breiten Fußweg überwölbten, der sich neben der von Charlottenburg auf das Brandenburger Thor zu führenden Chaussee hinzog.

Hier und da gingen einzelne Leute an ihnen vorüber. Aus dem Dunkel tauchten die ihnen entgegenkommenden auf, um wieder wie Schattenbilder zu verschwinden. Nur im Lichte der spärlichen Laternen waren sie zu erkennen; ein feiner grauer Nebel erfüllte die Luft und verhüllte alles mit seinem dunstigen Schleier, daß die Laternen, von einem bunten Hof umgeben, mit ihren Strahlen nur die allernächsten Gegenstände erhellten. —

Sie waren über den großen Stern hinaus gekommen, und schritten weiter der Stadt zu.

Die großen, schwerfälligen Wagen der Pferdebahn rollten an ihnen vorüber, zuweilen ein kleiner Wagen mit einem Pferde, vollbesetzt bis auf den letzten Platz.

Arbeiter mit ihrem Bündel oder ihrem Handwerkszeug schritten an ihnen vorbei, hastig durch die leichte Kälte strebend.

Jetzt taumelte einer vor ihnen hin, und lehnte sich dann an einen Baum, sinnloses Zeug vor sich himurmelnd. Jetzt schwankte er weiter, dicht an ihnen vorbei. Im vollen Lichte der Laterne blieb er stehen und starrte Lucie an, mit dem Oberkörper vor- und rückwärts schwankend. Er murmelte etwas unverständliches vor sich hin, und grinste sie dabei unverschämt an.

Lucie schritt ruhig weiter.

Sie preßte Herbert, der im Begriff stand, jenem etwas zu jagen, fester an sich, und bat leise:

— Laß ihn, Herbert! — Er ist betrunken.

— Wir wollen den Wagen nehmen.

— Nein, hat sie. Es ist so schön. . . Laß uns weiter gehen. — Du weißt, der Arzt will, du sollst recht viel gehn. — Komm! — Er weiß ja nicht, was er spricht.

Der Arbeiter war weiter geschwankt. Er rannte gegen die Bäume und stolperte von einer Seite des Wegs zur andern, im Zickzack; zuweilen, wenn er zu fallen drohte, ein paar Schritte laufend, um dann wieder rückwärts zu schwanfen.

Lucie hing sich fester in Herberts Arm. —

Sie dachte zurück, an die letzten Jahre, als sie noch bei den Eltern war, ein Mädchen von zwölf Jahren.

Wie oft war der Vater betrunken nach Haus gekommen; zuweilen war er schon zu Mittag nicht mehr ganz nüchtern. Dann saß er am Tisch, stemmte Messer und Gabel hochhaltend auf die Platte und blickte sie der Reihe nach mit blödem Lächeln an, bis die Mutter ihn ermahnte zu essen. Dann fuhr er plötzlich wieder mit der Gabel auf dem zinnernen Teller mit dem zusammengekochten Gemüse herum, daß das Essen nach allen Seiten spritzte. Seine Stimme klang dann so rauh, und er sprach unnötig laut. Er schrie sie an, um gleich wieder wie ein Kind zu lallen.

Und wie oft er des Abends heimkam, die Treppe heraufstolperte, mit seinen schweren Stiefeln gegen jede Stufe schlug und zuweilen hinstürzte, daß die Mutter mit Licht kommen mußte, um ihn in die Wohnung zu bringen. Zuweilen fluchte und wettelte er, schrie und tobte und schlug auf den Tisch, daß die Fenster klirrten und sie in ihrem Bettchen sich angstvoll aufrichtete, weil sie fürchtete, er werde die Mutter schlagen.

Dann warf er alles im Zimmer umher und schleuderte seine Stiefel wütend in eine Ecke.

Zuweilen ward er sentimental und zärtlich. Er hatte

für die Mutter tausend Rosenworte, die immer anzüglicher wurden. Sie suchte ihn zu beschwichtigen, sie flüsterte: die Kinder wachten auf und hörten das ja.

Ach was, die Kinder . . . was schadete das! wenn die das auch hörten . . . und er schwatzte weiter . . . er lachte, er trieb seinen Spaß mit ihr, — und Lucie saß in ihrem Bette aufrecht und lauschte.

Sie hörte die Worte, sie hörte alles genau, wie der Vater zärtlich wurde; und sie lauschte halb neugierig, halb angstvoll, was vorging.

Wie oft war ihr nicht der scharfe Schnapsatem des Betrunknen um das Gesicht gefahren.

Und all die Scenen standen wieder lebendig vor ihren Augen, jene düsteren Bilder ihrer Kindheit stiegen auf. —

Der Trunkene taumelte noch immer vor ihnen her, zuweilen stützte er sich an einen Baum, dann torkelte er weiter, bog vom Fußwege ab, kletterte den kleinen Damm zum Fahrweg hinauf, und einmal stürzte er auf dem glatten Boden hin, aber er kam gleich wieder hoch.

Er schimpfte auf die Pferdebahn. — Es sei eine Schweinerei, daß sie ihn nicht mitgenommen. . . Er sei ein ehrlicher Arbeiter, ein ehrlicher Mensch. . . Er wolle auch mit der Pferdebahn fahren, und niemand könne ihm das wehren. Wenn sie es ihm wehren wollten, werde er sie verklagen. Seine zehn Pfennige gaben ihm das Recht, mitzufahren. Er mußte eben so schnell nach Haus, wie die andern, denn seine Frau wartete und die Kinder. —

Ein Pferdebahnwagen kam von Charlottenburg her. Er versuchte neben ihm herzulaufen und aufzuspringen, aber er stolperte über seine eigenen Füße, und der Wagen fuhr an ihm vorüber.

— Der ist ja betrunken, sagte einer der hinten auf dem Perron stehenden Leute.

Das hatten sie ihm auch gesagt, als er in Charlottenburg aufsteigen wollte: er sei betrunken.

Er hatte gesungen und gelacht; er war lustig gewesen. Jetzt hatten sie ihm mit ihrem: betrunken! die ganze Stimmung verdorben. Er war nicht betrunken . . . es fiel ihm gar nicht ein. Nur lustig war er . . . lustig! und ein paar Gläschen Schnaps hatte er auch getrunken, das war in der Ordnung.

Deshalb mußten sie ihn doch mitnehmen. Er wußte schon, was sich schickte. Er that keinem Menschen was zuleide; er war ein ehrlicher Arbeiter. . . .

So redete er der Pferdebahn nach, die längst im Nebel verschwunden war.

Dabei kam er dem Fahrbaum zu nah, rannte gegen einen Baum, stolperte dann die paar Stufen hinunter und stürzte zu Boden.

Aber er richtete sich gleich wieder auf und schimpfte jetzt über das Glatteis, daß anständige Leute darauf hinfielen. Das war wieder so eine Heidenwirtschaft.

Eine zeitlang verloren sie ihn aus den Augen, dann als die nächste Pferdebahn kam, sahen sie ihn wieder.

Der Wagen hielt an einer Haltestelle. Der Arbeiter wollte aufsteigen, aber der Kondukteur wies ihn zurück. Er sei betrunken. — Sie verhandelten mit einander.

Der Arbeiter schrie, man müsse ihn mitnehmen, und suchte sich auf den Perron zu drängen.

Allein in dem Augenblicke fuhr der Wagen weiter. —

Er versuchte mitzulaufen, allein es gelang ihm nicht. Er stürzte hin, war aber sofort wieder auf und lief fluchend hinterher.

— Um Gotteswillen, sich nur! sagte Lucie, wenn er unter die Räder kommt.

Er hatte den Wagen erreicht, laut schimpfend. Er klammerte sich an, trotzdem der Kondukteur ihn zurückwies.

Dann kam er plötzlich ins Fallen, ließ aber die Hände nicht los. Eine kurze Strecke wurde er mitgeschleift, dann stürzte er schwer zu Boden und blieb liegen, während der Wagen im Nebel verschwand.

Er richtete sich nicht auf. Er lag, wie er gefallen war.

— Sieh nur, er ist gefallen!

— Laß uns weiter, sagte Herbert.

Aber sie hörte ihn nicht.

— Der arme Mensch, wenn er sich etwas gebrochen hat. Komm schnell, sagte sie angstvoll.

Herbert versuchte, sie fortzuziehen.

— Komm doch! sagte er.

Sie sah Herbert groß an, dann zog sie ihren Arm aus dem feinen.

— Du willst ihn so liegen lassen? fragte sie scheu.

— Aber so laß doch, er ist ja völlig betrunken.

Allein sie hörte ihn schon nicht mehr. Ohne sich zu bedenken, eilte sie auf den noch immer regungslos daliegenden zu und beugte sich über ihn. Der scharfe Fuseldunst stieg zu ihr auf, aber das hielt sie nicht ab, sie bückte sich und berührte seine Schulter. Er regte sich und wandte den Kopf, aber ohne Miene zu machen, sich zu erheben.

— Nee, sagte er dann lallend — — is nicht — jehn
Se man weiter . . . So wat is nich. — So'n oller Familien-
vater. . . Nee, Freileinchen. . . 'ne Frau un drei Söhren! . .
Wat wollen Se da. . .

Ein junger Mann, anscheinend ein Student, war herangetreten und sagte jetzt:

— Reden Sie nicht solchen Unfug. . . Sie sollten sich schämen. Stehen Sie lieber auf.

— Na ja, man sagte, sollte er und versuchte sich zu erheben.

— Er hat sich vielleicht wehgethan, sagte Lucie ängstlich.

— O nein, erwiderte der junge Mann lächelnd, Kinder und Betrunkene thun sich nie etwas.

Jetzt war er aufgestanden unterstützt von dem Studenten.

— Er blutet ja.

In der That lief ihm Blut über das Gesicht.

Lucie hatte ihr Taschentuch genommen, um es ihm zum verbinden zu geben.

— Lassen Sie nur, sagte der junge Mann, es ist nichts, nur eine leichte Hautschürfung.

Auch die Hand hatte er sich beim fallen blutig gerissen, schien aber jetzt nüchtern geworden zu sein. Er schwankte noch etwas, aber er hielt sich gerade, und ohne ein Wort zu sagen, starrte er Lucie an.

Er wollte nach seinem Hute greifen, der einige Schritte hinter ihm auf dem Fahrwege lag. Aber der Student hatte ihn schon vor einem Wagen gerettet und gab ihn ihm.

— So nun macht, daß Ihr heimkommt.

Damit grüßte er Lucie, im Augenblick, als ein Kamerad zu dem Arbeiter trat und ihn erkannte.

— Dat is ja Frikke Kulle! Wat machst de denn da? Hast woll einen zu velle hinter die Binde jegossen, und machst hier Zeschichten? — Na, komm her!

Damit faßte er ihn an und zog ihn fort.

Herbert, der gleich hinter Lucie herantreten war, wollte seine Börse ziehen. Allein Lucie sah die Bewegung und hinderte ihn. Was sollte das nur? Der eine half dem andern. Es schienen ehrliche Leute zu sein. Wozu ihnen

Geld geben, die es sich verdienen? Sie zog ihn mit sich fort, während der Arbeiter ihnen nachstarrte.

— Du hast den armen Menschen da liegen lassen wollen? fragte sie jetzt langsam.

— Aber, liebes Kind, ich gebe mich nicht gern mit betrunkenen Menschen ab.

— Und wenn der Mann nun gestürzt war und der Hilfe bedurfte?

— Aber es sprangen ja schon andere bei. . . . Es wurde ihm ja schon geholfen. — Siehst du, sonst wäre ich doch gewiß nicht zurückgeblieben. . . .

O ja, er suchte sich jetzt herauszureden. Er hatte ihnen ja auch Geld geben wollen. — Vielleicht hätten sie es zurückgewiesen, ein Geschenk, von dem sie nicht wußten, weshalb sie es bekamen.

Sie wußte sehr gut, daß er sie fortgezogen und den Menschen da ruhig liegen gelassen hätte.

Öffentlich schrieb er für das Volkswohl, begeisterte sich für die Interessen der Arbeiter, wenn er aber einen einzelnen in Gefahr sah, hob er nicht einmal den kleinen Finger, um ihm zu helfen.

Und sie fühlte aufs neue den Unterschied, der immer stärker zwischen ihnen hervortrat. Früher hätte auch sie um keinen Preis der Welt sich um einen Betrunkenen gekümmert, um einen Arbeiter . . . aber jetzt dachte und handelte sie anders, denn die Erinnerung war in ihr erwacht. Er war und blieb der Aristokrat, praktisch blieb er es immer, wie sehr er auch theoretisch selbst dagegen eiferte. . .

Und als sie jetzt in die Rissen des Wagens zurückgelehnt lag, der im Trabe durch den dunklen Tiergarten fuhr, da sah sie sich immer wieder als Kind vor ihrem Vater, wie er trunken heimkam, und die Hände vor sich streckend,

in der Stube herumschwankte, betrunken wie jener Arbeiter, der fluchend der Pferdebahn nachgelaufen war.

Und langsam, ohne daß es Herbert merkte, der in die Nacht hinausstarrte und den stillen Vorwurf in Lucie's Schweigen wohl fühlte, löste sich eine schwere Thräne von ihren Wimpern und fiel heiß auf ihre Hand, in Erinnerung an all den Jammer ihrer Kindheit und im bangen Gefühle des aufsteigenden Elends.

XIII.

Eines Tages ließ Lucie das blaue Schlafzimmer ausräumen. Das lichte blau beleidigte ihr Auge. Sie fand keine Ruhe mehr in diesen hellen freundlichen Farben.

Hier waren sie so glücklich gewesen. —

Das hatte sich nun alles geändert, und sie ertrug es nicht, die alten Gegenstände um sich zu sehen.

Herbert hatte ihr schweigend den Willen gethan. Es war ein Nest für Verliebte gewesen. Jetzt wollte es nicht mehr zu ihrer Stimmung passen. Lucie ließ alles dunkel einrichten. Dunkelbraune, schwere Tapeten und dunkel überzogene Möbel. Der große Spiegel wurde fortgebracht, und nur ein kleiner Toilettenspiegel blieb. Jetzt war es anheimelnder als dieses lichte Frühlingsblau, in dem sie ohne Liebe frieren mußte.

Sie lebten immer mehr neben einander her. Und täglich fühlte Lucie die Kluft sich vergrößern.

Sie hatten mit der Gesellschaft jeden Verkehr abgebrochen.

Nur Lautner und Eggersdorf verkehrten im Hause, und Eggersdorfs junge Frau versuchte es, Lucie zu gewinnen, ohne daß es ihr jedoch gelingen wollte.

Lucie wollte allein sein. Sie las viel, musicierte, aber es machte ihr wenig Vergnügen. Für wen that sie es denn?

Herbert ging still im Hause einher, mit seinen Arbeiten beschäftigt. Er sprach nicht mehr mit ihr über seine Absichten, seine Arbeiten; oft erfuhr sie erst aus der Zeitung oder von Lautner, wenn sich etwas neues für Herbert ereignet hatte. So trug jeder für sich seine Last.

Der Frühling kehrte aufs neue wieder; was konnte er ihnen gutes bringen? —

Lucie hatte die Hoffnung aufgegeben. —

Ihr Leben war verfehlt, sie hatte ihr Glück verschärzt, es war unwiederbringlich verloren. —

Der Liebesrausch war verflogen, all das hastende stürmen und drängen, jene süße Seligkeit des Genusses, jenes völlige aufgehen im Augenblicke, wenn die Welt unter ihnen versank wie in Nebelwolken, und sie nur sich gehörten, ganz einer dem andern.

Sie fürchteten sich jetzt vor ihrer Liebe. —

War sie es nicht gewesen, die sie unglücklich gemacht hatte; war diese Liebe nicht an allem schuld? — Wegen seiner Liebe zu ihr hatte Herbert sich mit seinem Bruder verfeindet, wichen seine Standesgenossen ihm aus. Ihre Leidenschaft war ihr Verderben geworden. — Sie sah, wie Herbert litt, wie er alt wurde und alle Elasticität einbüßte. Er war still und grüblerisch. Und sie wagte nicht, ihm mit ihrer Liebe entgegenzukommen, sie wagte nicht, ihn damit zu besiegen, ihn heiter zu stimmen.

Sie hielt damit zurück, weil sie fürchtete, ihn damit zu beflecken. Sie hatte ja schon nach der Meinung der

andern die Schande über sein Haupt gebracht. Sie gab nichts mehr, und schen nur nahm sie seine spärlichen Liebeskosungen hin. Zuweilen zog er sie an sich, legte ihren Kopf an seine Brust und seinen Arm um ihre schmalen Schultern, als wolle er sie schützen vor der Welt. Er küßte ihre Stirn, ihr krauses blondes Haar, und klammerte sich an sie, als wolle man sie ihm entreißen.

Aber er küßte sie nicht auf die Lippe oder nur, um sie flüchtig zu berühren . . . nicht mehr jene wilden Küsse ihrer ersten Liebe. Kein Wort der Leidenschaft mehr, ein stummes schmerzliches umarmen, das sie traurig stimmte. —

Eines Tages fand sie ihn am Schreibtische sitzend, den Kopf in beide Hände gestützt, vor sich hinbrütend.

Sie trat vorsichtig in das Arbeitszimmer ein . . . er hatte sie nicht gehört. Sie stand an der Thür, ohne sich zu regen. Endlich ging sie langsam auf ihn zu. —

Er schrak zusammen . . . und als sie ihm ins Gesicht blickte, sah sie, daß er geweint hatte. Die Thränen Spuren waren noch sichtbar. Sie starrte ihn an. . . .

Er hatte geweint! —

Ihr war, als schnüre sich ihr die Kehle zu.

Sie wollte aufschreien, aber sie brachte keinen Ton über die Lippen, und überwältigt stürzte sie ihm zu Füßen, griff nach seinen Händen und küßte sie. . .

Er hob sie auf und zog sie auf seinen Schoß.

Sie wußte nicht, was ihm fehlte; sie wagte nicht zu fragen — aber es mußte etwas schreckliches sein, das ihm die Thränen in die Augen getrieben hatte. Und eine fürchterliche Angst überkam sie. . . Sie wollte es wissen . . . sie mußte wissen, was es sei; und doch zitterte sie, eine Frage zu stellen.

Er lehnte ihre Wange an die seine, strich kosend über

ihr Haar und schwieg, nur seine Lippen streiften flüchtig ihre Schläfe. Ein Schleier stieg vor ihren Augen auf. Aber sie weinte nicht. Sie hatte keine Thränen mehr.

Weinte sie doch so viel, wenn sie allein war, wenn niemand sie sah, wenn sie sich ihrem Schmerze hingeben konnte, rückhaltlos. . .

Ihr Blick suchte auf dem Schreibtische. Ein Zeitungsblatt lag darauf, ein kleines Blatt auf schmutzigem Papiere, das sie nie gesehen . . . von dem sie nie gehört hatte. Herbert hatte sie fest an sich gezogen und preßte seine Augen gegen ihre Schulter. Er sah nicht, wie ihre Blicke das Blatt durchflogen, bis sie an einer Stelle haften blieben, wo von Herbert die Rede war.

Es war ein kleines Arbeiterblatt, das dem Wohle des Volkes dienen wollte. Ein Bericht war darin über ein Auftreten Herbert's und dann der Inhalt der Rede eines Arbeiters, der mit seinen Vorschlägen nicht zufrieden war.

Das konnte ihn doch nicht so erregt haben. —

Jetzt las sie weiter und fand es. . . Sie begriff. —

Von ihr war die Rede, daß Herbert mit seiner Familie zerfallen sei . . . der Mann wolle Führer des Volkes sein, wolle für sie und ihre Interessen eintreten; und seine Familie wollte nichts mehr von ihm wissen. Er habe ein Mädchen zur Frau genommen, das nichts getaugt habe, von dem man sich Geschichten erzähle, sauberer Art, jedenfalls nicht, daß es hübsch zu Hause bei Müttern gefessen habe. So eine habe er geheiratet. Da bedanke sich jeder anständige Arbeiter . . . der wolle ein rechtliches Mädchen zur Frau haben. Und jetzt komme er her, und wolle ihnen vom Arbeiterwohl reden, der eine solche Schandwirtschaft treibe? Er solle erst für seine Wirtschaft zu Hause sorgen! . .

Eine große Aufregung war entstanden, und weil der

größte Teil für Herbert eintrat, war es zur Schlägerei gekommen und die Polizei hatte das Lokal räumen lassen.

Herbert war überschrieen und aufs neue beleidigt.

Sie hatte das Blatt durchslogen, hastig die Zeilen durcheilend, ehe Herbert es merkte, der jetzt nach dem Papier griff und es zerfnaulend fortwarf. —

Sie schrie auf — und dann warf sie sich an seine Brust, während er sie fest an sich zog.

— Sei ruhig, Lucie! Laß sie, die Thoren, laß sie reden, die verblendeten. — Es ist hart, alles opfern zu wollen, zu allem bereit zu sein und so verkannt zu werden, so grausam. — Und das sagt ein Arbeiter . . . schreit es hinaus in diese große, stumpfsinnige Menge, die urteilslos glaubt, was ein Schreier ihr zuruft. . . Laß sie reden, was sie wollen . . . verleumden, soviel sie mögen, nur daß sie dich mit hineinziehen, dich . . . daß diese erbärmlichen es wagen, ein Wort gegen dich zu äußern — sieh, das könnte mich zu sinnloser Wut bringen. . . Du solltest es nicht wissen, nichts davon erfahren. Ich wollte es allein tragen. . . Sei still — weine nicht! — Sei meine starke Lucie. — Sie können uns ja nichts thun. — Ich habe dich ja lieb, und meine Liebe schützt dich vor der ganzen Welt. . . Laß mich dir die Thränen fortküffen. — Ich bitte dich, werde ruhig; denn mir will das Herz brechen, wenn ich sie gegen dich eifern sehe . . . gegen dich, das liebste was ich besitze . . .

Er besänftigte sie wie ein krankes Kind. Sie hatte keine Worte. Sie schluchzte nur in herzerreißendem Jammer. Er küßte ihr die Thränen fort. Nicht ihretwegen durchschüttelte es sie. Sie wollte alles gern dulden. Aber daß man ihn angriff, ihn, der sie liebte, der sie emporgezogen hatte aus dem Schmutz, der sie zu sich heraufgeholt, sie ge- cettet hatte . . .

Ihre arme Seele verdankte ihm alles; sein Glück, sein Leben hatte er ihr zum Opfer gebracht, auf das großherzigste hatte er an ihr gehandelt, und jetzt schuldigte man ihn so schmählich an.

Jetzt klagte man ihn an, daß er die halbverlorene der Menschheit wiedergewonnen hatte. Das war gemein von jenen, das war der bitterste Undank, den sie begehen konnten.

Sie fühlte sich als Kind des Volkes, war sie doch aus ihm hervorgegangen; ihr denken und fühlen war mehr und mehr das ihrer Kindheit geworden, die Zeiten lagen ihr näher als je . . . und jetzt machten sie ihm den Vorwurf, daß er sie aus der Niedrigkeit gerettet hatte, wo sie sonst durch die Ungunst der Verhältnisse hätte verkommen müssen.

Er liebte sie wieder. Das fühlte sie jetzt in seinem Arm, und all ihre Bitten gingen darauf hinaus, ihn fortzubringen von Berlin. — Allein es war vergeblich. . .

Er schüttelte den Kopf. — Nein, er mußte ausharren. Er hatte den Kampf aufgenommen, und er mußte ihn zu Ende führen, selbst wenn er darin unterging. Verließ er jetzt den Schauplatz, so war es Feigheit. . . Sie bat, sie flehte . . . sie wollte fort! . . . Die Stadt beengte sie, sie fürchtete sich schon, hinauszugehn. . . . All diese tausende von Menschen schienen sie anzusehn, schienen sie sich einander zu zeigen.

Das Gewirr, dieses tosen und drängen zerrüttete ihre Nerven, sie ward unruhig. Es duldete sie nirgendwo länger . . . Sie fürchtete sich vor sich selbst. . . Sie rettete sich in seine Arme. Und in der Stille der Nacht erstickte sie ihn jetzt wieder mit ihren Küssen. . . Noch einmal kam der Rausch über sie, ein sinnloser Rausch, der wie ein Wirbelwind in die Stille ihres Lebens einbrach.

Das Elend führte sie zusammen, und sie retteten sich vor der Welt in die Selbstvergeffenheit ihrer Liebe. — Aber

es war alles ganz anders als früher. Ehemals war es eine Erlösung gewesen, wie ein Gewitter, das in seiner leidenschaftlichen Empörung dennoch erquickte. Jetzt zerstörte es nur. —

Sie war so träge und matt. Eine dumpfe Schläfrigkeit befiel sie, und wie Blei lag es in ihren Gliedern.

Eine tiefe Traurigkeit überkam sie, daß eine Thränenflut in ihr aufstieg, ohne sie zu erleichtern. Sie suchte sich im Liebesrausche zu betäuben, sie wollte glücklich sein . . . wenigstens für Augenblicke Vergessenheit suchen. Sie klammerte sich an Herbert, wie voller Verzweiflung, und er umschlang sie; aber all die tiefen seelischen Qualen beeinträchtigten ihre Liebe. . .

Am Tage lebten sie ruhig neben einander hin. Die Nacht fand sie einander im Arm liegend, ohne daß sie dessen froh werden konnten. Und oft lag Lucie stundenlang wach auf ihren Kissen, und wenn sie sich über Herbert beugte, erschraf sie über die Veränderung seiner Züge.

Ein bitterer Zug lag um seinen Mund, tiefe Falten zogen sich von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln, und auch die Stirnfalten wurden immer tiefer und finsterner.

Sie konnte sie nicht mehr fortküßten wie in alter Zeit. Sie brachte ihn nicht mehr zum lächeln. Die Sorge hochte zwischen ihnen und spann ihre graue Spinnwebneze in alle ihre Freuden. —

Es war still und einsam im Hause. —

Lucie's Lachen war verstummt. Sonst war sie durch die Zimmer getanzt, hatte ihn herumgerissen und war von einem Gemache ins andere geeilt. Sie hatte ihn geneckt: er solle sie haschen; und sie waren ausgelassen gewesen wie die Kinder. Dann hatte sie sich an den Flügel gesetzt und eine lustige Operettenmelodie heruntergespielt, wie sie ihr just

einfiel, oder ein klagendes, einfaches Volkslied gesungen, eine schwermütige Weise; um im nächsten Augenblicke mit Juno in den Garten zu eilen und mit ihr um die Büsche zu tollern.

Wie lange war das her. Jahrzehnte schienen vergangen zu sein. Kaum mehr ein lautes Wort war im Hause zu hören. Die Teppiche dämpften jeden Schritt, und auch die Dienerschaft schien angesteckt zu sein von diesem totenhaften Schweigen. —

Lucie fühlte sich einsam und verlassen. Und eine brennende Sehnsucht kam über sie, eine Sehnsucht, die immer mächtiger in ihr wurde. Sie wußte, was ihnen fehlte, was das Haus so traurig machte. . .

Sie war Herbert's Weib, aber sie war nicht Mutter.

Ein Kind fehlte ihnen, ein junges, lachendes, plauderndes Wesen, das sie aufs neue zusammenführte, das sie zusammenhielt für alle Zeit. —

Sie hatte nie daran gedacht, Mutter zu werden. Sie hatte es früher als eine Plage angesehen und sich glücklich geschätzt, daß sie davon verschont geblieben war. Wenn sie sah, wieviel Last damit kam, wie die andern darüber redeten, erfaßte sie Grauen. Und so hatte sie es mit der Zeit gelernt, daran in Bezug auf sich zu denken, auch noch als sie Herbert's Weib geworden.

Sie liebte ihn, ihre Liebe nahm all ihr denken und empfinden in Anspruch, daß nichts daneben Raum hatte.

Der Gedanke hatte bei der Mädchenhaftigkeit ihres Wesens gar nicht in ihr aufkommen können.

Ganz allmählich war ihr das Bewußtsein gekommen, schärfer und immer deutlicher, bis es sich zu einem alles verzehrenden Wunsche ausbildete, einer leidenschaftlichen Sehnsucht. Sie wollte ihren Wunsch erfüllt sehn. Vielleicht konnte dann noch alles gut werden. —

Die tiefe Stille des Hauses ängstigte sie. Sie hatte nichts zu thun, oft träumte sie stundenlang allein, beschäftigungslos. Oder sie fuhr spazieren, zuweilen den ganzen Vormittag. Selten ging sie mit Herbert ins Theater oder Konzert.

Sie konnten es nicht vermeiden, Bekannte zu treffen, und wenn diese noch so höflich grüßten: Lucie glaubte stets ihre Blicke in seltsamer Weise auf sich gerichtet zu sehen, und das konnte ihr den ganzen Abend verderben.

Herbert hatte sie zu einer Gesellschafterin zu bewegen gesucht. Aber alle, die sich meldeten, gefielen Lucie nicht. Es waren doch nur Dienstboten. Endlich hatte sie eine junge Französin gefunden, aber kaum acht Tage war sie im Hause, als Lucie sie wieder fortschickte.

Sie hatte ihr Zimmer in dem Gartenhäuschen gehabt, und Lucie hatte bemerkt, wie sie dort am Abend einen Herrn empfangen hatte. Das wollte sie nicht, und sie schickte sie, ohne weiter ein Wort zu sagen, wieder fort.

Dann wagte sie keinen zweiten Versuch.

Wozu sollte sie eine fremde Person ins Haus nehmen? Sie wollte allein sein. Wozu sollte noch ein anderer das Elend sehen, das zwischen ihnen herrschte? Es war genug, daß sie selbst es schweigend ertrugen. Es brauchte kein anderer darum zu wissen. —

Aber vor einem konnte sie es doch nicht verbergen: vor Fritz Lautner. . . .

Er hatte nie ein Wort gesagt; kein Blick, nichts verriet ihn, dennoch wußte Lucie, daß er sie liebte. Und sie fand ein wenig Glück in dem Bewußtsein, von ihm geliebt zu werden. Er war so bescheiden, er schien ihr so kindlich unbeholfen, so jung. Nur wenn sie vor seinen Bildern stand, fühlte sie die gewaltige Größe, die in ihm lag. Und vor

dieser Energie, die alles zu zermalmen drohte, was ihr in den Weg kam, bebte sie zurück.

Bissig ohnegleichen war die Kritik über ihn hergefallen, hatte ihn zerlegt, einen erbärmlichen Stümper genannt; sie hatte alles angegriffen, seine Ideen, seine Komposition, seine Farben, urteilslos, wie die Kritik zu sein pflegt. —

Er ließ sich durch nichts beirren. Er wußte zu gut, was er wollte. Unermüdblich schaffte er weiter, in rastloser Arbeitskraft, und machte sich an immer gewagtere Situationen.

Wieder hatte er ein großes Bild vollendet: der Eingang eines Balllokales, der Flur hell erleuchtet, vor dem Portal zwei Bogenlampen, die das ganze Licht auf die Scene warfen, die sich vor der Thür auf dem Trottoir abspielte, ein regennasses, glittschiges Asphalttrottoir, in welchem sich die Lichtstrahlen brachen.

Eine elegant kostümierte Dame schritt über den Bastteppich des Korridors hin, den Kopf etwas wendend, um zu sehen, wie eine Kollegin, am Arm eines Herrn in Cylinder und schwarzem Rock, von einem zerlumpten Burschen, ihrem einstigen Zuhälter, festgehalten und gehohlet wurde, während der Herr und der Portier auf den rasenden und betrunkenen Kerl eindrangten, und ein paar Kinder neugierig der Scene zuschauten.

Man hatte ihn wegen des Motivs angegriffen, das war gemein, ordinär . . . das war gemalte Unsitlichkeit . . . die verworfensten Geschöpfe der Großstadt! —

Lautner zuckte die Achseln und lachte. . . Wenn es nicht schön war, was konnte er dafür? Er hatte die Welt nicht gemacht, es sollte eben nichts weiter sein als wahr.

Das hatte er gesehen, das kam hundertmal vor, ein ganz gewöhnliches Ereignis: daß eine Dirne, wie eine Fürstin aufgepußt, von einem Strolche, dem sie gehörte, geschlagen

wurde. . . Sollte er vielleicht den blajenden Trompeter von Säckingen malen mit seinen fommelblonden Schmachlocken und dem thranenjeligen: Behüt dich Gott! auf dem Gefichte? . . Davor mochte ihn Gott behüten! — Er malte ruhig weiter, wie er das Leben jah; und das Publikum drängte ſich trotz aller neidiſchen Kritik vor ſeinen Bildern und ließ ſich beſtechen von der Genialität der Lebensauffaſſung, — oder es wandte ſich voller Grauen ab, erſchreckt von der Wahrheit ſeiner Darſtellungen. —

Lautner hatte Lucie einmal gebeten, ſie malen zu dürfen. Es verlangte ihn danach, etwas recht liebliches zu malen; zu zeigen, daß er über die zarteſten Farbentöne gebieten konnte, daß er die Schönheit und Anmut ſo gut mit ſeinem Pinſel wiederzugeben vermochte, wie das nackte, elende Leben in all ſeiner Häßlichkeit.

Er wollte ſie malen in ſonnendurchzittertem Buchenwalde, wo das Licht auf den braunen Blättern am Boden tanzte, und das lichte grün ſich mit dem ſilbernen grau der mächtigen Stämme miſchte, auf einer Baumwurzel ſitzend, im ſanftgrünen Moos, die Arme auf die Kniee geſtützt, den Kopf vorgebeugt, in die Ferne ſinnend, traurig jehnsuchtsvoll. — Aber ſie weigerte es ihm. . . Nein, ſie wollte es nicht. Sie konnte nicht ſtill ſitzen. . . Sie wollte ſich ihr Geficht nicht ſtehlen laſſen. Sie ging ja auch nicht zum Photographen. Es war ihr unangenehm. . . Er durfte ihr deſhalb nicht böſe ſein. —

Und er verzichtete auf den Wuſch; allein der Gedanke ließ ihm keine Ruh, und er kam noch oft darauf zurück, ohne je etwas erreichen zu können.

Sie fürchtete ſich, ihm länger gegenüber ſitzen zu müſſen, daß er etwas ſagen würde. . . ihr endlich ſagen, wie jehr er ſie liebe. Sie hatte ihn gern, aber ſie hätte ihm ja doch

nur sagen können, daß er verzichten müsse, weil sie ihn nicht wiederlieben konnte.

Er war leidenschaftlich und wild, und sie mußte an Böhlau denken, mit seiner rücksichtslosen Brutalität, vor der ihr Wille nichts war, der mit ihr hatte machen können, was er wollte. Jene Scene in Helgoland! — Zuweilen stieg sie ganz unmotiviert vor ihren Augen auf, wenn sie an etwas ganz anderes dachte. Sie glaubte, daher rühre all ihr Unglück. Sie gehörte Herbert und hatte sich einem andern hingegeben; und dann war er am Abend gekommen und hatte sie gefragt, ob sie sein Weib werden wollte. —

Wie war es möglich gewesen, wie konnte es nur denkbar sein! — — Alle ihre Anschauungen hatten sich geändert, sie dachte anders . . . sie fühlte anders, von der Zeit an, da sie Herbert's Weib geworden war.

Sie grübelte über sich selbst nach . . . sie klagte sich an, sich und ihr früheres Leben. Sie hatte es vergessen wollen, sie hatte es vor Herbert verschwiegen, und darin fand sie ihre Verschuldung. Mit Lügen hatte sie sich ihr Glück erkaufte, mit Lügen hatte sie die alte Frau bethört, die noch immer einsam auf Sassenhagen war.

Zwei Mal nur in der langen, langen Zeit waren sie drüben gewesen, bevor Max sich mit seinem Bruder entzweit hatte: dann ward nicht mehr davon gesprochen.

Sie sah wohl, wenn Herbert einen Brief von seiner Mutter erhielt, aber sie fragte nicht, und Herbert schwieg. Die Mutter schrieb kein Wort über Lucie, als ob sie gar nicht vorhanden sei; und da sie nicht fragte, wagte Herbert es nicht, sie in seinen Briefen zu erwähnen.

Einmal hatte er Lucie vorgeschlagen, wieder ein paar Wochen auf Helgoland zuzubringen, aber sie hatte ihm voller

Entsetzen gewehrt. Nie wieder, hatte sie sich geschworen, sollte ihr Fuß die Insel betreten.

Sie fürchtete sich vor der See. Sie wollte auch nicht nach Ostende. Sie wollte das Meer nicht wiedersehen. Ihr war, als müßten die Wogen ihr stets von jenem Tage in die Ohren dröhnen, der der Anfang ihres Glücks und all ihres Elends geworden war. —

So hatten sie vier Wochen in der Schweiz zugebracht, von einem Ort zum andern ziehend; allein diese Ruhelosigkeit, wie sehr sie ihnen gelegen kam, ließ sie nicht zum Genuße kommen.

In Bevey traf Herbert die Nachricht von der Erkrankung seiner Mutter. Der Arzt schrieb, es sei große Gefahr, und er befürchte bei dem Alter der Patientin das schlimmste, jedenfalls könne er für nichts stehen.

Ohne Verzug reiste Herbert zuerst nach Berlin, wo er Lucie so lange zu lassen gedachte. Sie mußte ohne ihn dort bleiben, er konnte sie nicht mit nach Sassenhagen nehmen, wo wahrscheinlich auch Max eintreffen werde.

So blieb Lucie einige Tage allein. . .

Wie traurig und öde das alles war. Sie kam aus der Schweiz. In den Bergen, in der frischen Luft war ihr das Herz aufgegangen. Sie war endlich einmal wieder froh geworden. Sie hatte Herbert wieder ganz für sich. Nichts trat hemmend zwischen sie. Keine Geschäfte, keine fremden Menschen, die ihr Glück zu stören drohten. Und jetzt mußte sie allein sein in Berlin, allein in der Villa, wo sie niemand um sich hatte, mit dem sie ein freundliches Wort sprechen konnte.

Nur Lantner kam täglich zu ihr, er holte sie ab oder ging mit ihr im Garten spazieren. . .

Es war Hochsommer, eine drückende, schwüle Hitze lagerte

über der Stadt, die um die Mittagszeit wie ausgestorben schien. Die langen, fahlen Straßen, mit feinem grauen Staube bedeckt, erglühten unter den steilen Sonnenstrahlen. Der Tiergarten sah so traurig aus. Die Blätter hingen grau und schlaff herab, und das grün verschwand fast vor der dichten grauen Staubschicht, die sich auf alles lagerte. Seit Wochen hatte es nicht geregnet, und Menschen und Tiere schleppten sich durch die glühenden Straßen, die all die Sprengwagen kaum für Augenblicke zu befeuchten vermochten. —

Lautner wanderte mit Lucie im Garten auf und ab. Sie hielt ihrer Gewohnheit gemäß die Arme über der Brust gekreuzt. Aber sie hatte ihre stolze Haltung schon seit lange verloren.

Sie trug den schönen, kleinen Kopf gefenkt, als ob bitteres Leid eine schwere Krone darauf gelegt habe.

In der frischen Luft der Berge hatte sie sich wieder erholt, und ein leichtes rot lag auf ihren schmalen Wangen. Sie war stärker geworden, frauenhafter, und lieblicher als zuvor. Nur ihre Augen blickten verschleiert, so müde und traurig in die Welt, als wollten sie sich schließen für alle Zeit; sie waren sonnenmüde.

Es schien, als ob ihre Füße den Boden kaum streiften, so leicht und gleichmäßig schritt sie dahin.

Friß Lautner's Blicke suchten immer wieder ihr Gesicht. Ein seltsames Feuer flammte in seinem Auge, die Begeisterung des Künstlers.

Während ihrer Abwesenheit hatte seine Phantasie sich ein Bild von ihr geschaffen, das ihm keine Ruhe ließ.

Sie wollte ihm keine Sitzung gewähren, aber er mußte das Bild malen, wenn auch nur, um es sofort wieder zu vernichten. Er mußte es schaffen, um Ruhe zu bekommen. —

Und da es ausichtslos war, daß sie ihm gestattete, auch nur eine Skizze von ihr zu entwerfen, ließ er sie keinen Moment aus dem Auge. Jede ihrer Bewegungen beobachtete er, er stahl sich heimlich das Bild, das sie ihm freiwillig nicht gewähren wollte. —

Sie hatte sich auf einen der Gartenstühle niedergelassen. Er stand vor ihr und sprach von seiner Kunst wie von einer Geliebten, der er sich mit Leib und Seele zu eigen gegeben hatte. —

Die Sonne brannte schläfrig heiß durch das regungslose Blätterdach. Nirgends ein schattiges, kühles Plätzchen. Überall die sengende Glut der hochstehenden Sonne.

Lautner stand vor Lucie, und ihr in das schöne, leidverklärte Angesicht blickend, erzählte er ihr von seinen Plänen. Da knirschte der Sand unter dem Tritte eines herankommenden. Unwillig drehte sich Lucie um. —

Der Diener mit einer Depesche.

Lautner trat zurück, und während sich der Diener entfernte, erbrach Lucie, totenbleich geworden, das Telegramm. Sie wußte, was darin stand, und doch stockte ihr das Blut. Die alte Frau war tot, was konnte es anders sein? . . . Sie hatte das Blatt entfaltet. —

Ein Schrei entfuhr ihr, und dann schlug ihre Angst in jauchzende Freude um:

— Lesen Sie, lesen Sie! . . .

Und überwältigt sank sie in den Stuhl. . . . Das hatte sie nicht gehofft. —

Lautner las die Depesche.

— Komm sofort. Mutter verlangt nach dir. Herbert.

Sie wollte sie sehen. Wenn irgend jemand ihr vergeben und das Glück wiederbringen konnte, war es die alte Frau. . . . Vielleicht wurde jetzt alles gut. —

In fliegender Hast eilte sie in das Haus.
Sie wollte gleich fort. — Lautner mußte sie zur Ruhe mahnen. — Sie wußte kaum mehr, was sie that. —
Der nächste Zug ging erst in zwei Stunden. —
Sie mußte sich gedulden, zwei lange — qualvolle Stunden. . . . Lautner leistete ihr Gesellschaft und brachte sie zur Bahn.

XIV.

Die Fahrt schien Lucie endlos lang. —

Die Maschine des Schnellzuges keuchte durch die gleichförmige Ebene, die wie eine brennende Wüste sich rings dehnte. Links und rechts lange Getreidfelder, fruchttragende Äcker und grüne Wiesen. Dann kamen große Strecken brachliegenden Landes, ein dunkler Tannenforst, oder ein lichterer Buchenwald, den die Eisenbahn durchschnitt.

Im Coupé brütete eine drückende Hitze. Lucie hatte beide Fenster geöffnet, aber es half nichts, die hereinströmende Luft war glühwarm. Sie lauschte auf das monotone rollen und stoßen der Räder, sie schaute auf die Felder draußen, sah die Telegraphenstangen vorüberfliegen und erschrak zuweilen, wenn der Zug dicht an einem Bahnwärterhäuschen vorüberbrauste und nun das heftige Geräusch der sich stauenden Luft wie Geprassel an ihr Ohr schlug.

Endlich lief der Zug, an den kleinen Stationen langamer vorüberfahrend, in die Zielstation ein. Noch ehe die Coupéthür geöffnet wurde, sah sie schon den Pferdefnecht

grüßen, der mit dem Wagen an die Bahn gekommen war. Und in dem großen Reisewagen fuhr sie die staubige Chaussee hin, auf Sassenhagen zu.

Das Verdeck war gegen die Sonne aufgeschlagen, und es roch im Wagen stark nach Leder. Aber sie gewöhnte sich schnell an den unangenehmen Geruch.

Sie lehnte sich zurück, und die Müdigkeit übermannte sie. Sie schloß die Augen vor der sengenden Hitze, dann machte sich die Schläfrigkeit mehr und mehr geltend, und zuletzt verfiel sie in einen träumerischen Halbschlaf, aus dem sie erst erwachte, als sie fast an ihrem Ziele angelangt war, und der Wagen durch das kleine, nur eine halbe Stunde von dem Gute entfernte Dorf fuhr.

Am Ausgange des Dorfes kam ihr Herbert entgegen und stieg zu ihr auf. Er hatte sich vom Krankenlager der Mutter losgerissen und war ihr entgegengeeil.

Heute in aller Frühe, kurz nach dem Erwachen, hatte die Mutter plötzlich nach Lucie gefragt. Weshalb war sie nicht hier? . . . Sie wollte sie sehn. . . . Sie sollte bei ihr sein. —

Julie war nicht gekommen, weil sie ihrer Niederkunft entgegen sah, und der Arzt hatte Max beruhigend geschrieben, daß seine Anwesenheit nicht nötig sei, die wegen dienstlicher Verhältnisse und dem bevorstehenden Familienergebnisse nur schwer zu ermöglichen war.

So waren nur Herbert und Wiesing bei ihr.

Da war ihr der Gedanke an Lucie gekommen, und sie hatte sie rufen lassen. —

Den ganzen Tag hatte sie nach ihr gefragt und fortwährend von ihr gesprochen. Ob sie denn noch nicht komme? — Sie ward ungeduldig. Sie mußte doch bald da sein. Wenn sie kommen wollte . . . mußte sie schon da sein.

Aber vielleicht wollte sie nicht kommen, weil sie von ihr gekränkt war. —

Sie fragte Herbert immer aufs neue, ob sie ihr auch deswegen nicht zürne. . . . Es habe sie so tief geschmerzt, sie habe Lucie für so engelsgut und rein gehalten, daß sie sich gar nicht habe darein finden können, es könne anders sein. Mag hatte ihr so mancherlei gesagt, nichts bestimmtes, aber es hatte sie erschreckt, und sie hatte nicht zu fragen gewagt. Deshalb hatte sie auch in ihren Briefen nie von Lucie geschrieben, weil sie immer glaubte, Herbert werde ihr Aufklärung geben; sie brachte es nicht über das Herz, eine neugierige Frage zu stellen. —

Aber in Herberts Briefen kein Wort von Lucie.

Wiesing wußte, wie viel sie von ihr gesprochen, wie sie sich den Kopf zerbrochen hatten, was wohl geschehen sein mochte. Jetzt wollte sie Lucie sehen. Sie sollte bald kommen, bald! —

Der Wagen fuhr in den Gutshof ein, und an Herbert's Arme schritt Lucie zu dem Zimmer seiner Mutter empor. Die alte Frau saß im Sessel und streckte ihr die Arme entgegen. Und als Lucie jetzt vor ihr kniete, fuhr sie ihr mit den alten zitternden Händen schmeichelnd über die Wangen und bat sie, ihr nicht zu zürnen und bei ihr zu bleiben.

Es schien, als ob das Lebenslicht noch einmal auf-
flamme, und der Arzt gab Hoffnung auf nochmalige Besserung. Frau von Dürren wurde heiter und zufrieden. Sie konnte zwar den Lehnstuhl nicht verlassen, aber sie ward nicht mehr von Schmerzen gequält.

Alle Uneinigkeit war geschwunden. Frau von Dürren's sehnlichster Wunsch war es noch, ihre beiden Kinder, Herbert und Mag, wieder zusammenzuführen und zu versöhnen.

Allein es kam nicht dazu.

Eines Morgens schlief sie in ihrem Sessel ein. Als man sie wecken wollte, war es zu spät.

Am Tage der Beisetzung kam Max von Berlin, und eine frostige Einigung zwischen den Brüdern kam zustande, die jetzt wegen der Erbschaftsangelegenheit vielfach geschäftlich mit einander zu verkehren hatten.

Lucie ließ sich nicht blicken, so lange Max anwesend war. Schon in der Nacht fuhr er wieder ab, weil der Zustand Julie's seine Anwesenheit dringend erheischte.

Herbert und Lucie waren wieder allein, jetzt ganz allein auf dem großen Gute. —

Lucie hatte so lange gebeten, bis Herbert einwilligte, den Sommer über dort zu bleiben. Sie fürchtete sich vor Berlin. Am liebsten wäre sie ganz auf Sassenhagen geblieben, das jetzt Herbert's Eigenthum geworden war. —

Er war viel beschäftigt, und Lucie machte, von Juno begleitet, ihre Morgenspaziergänge allein. Sie verlor sich tief in den Wald hinein, bis an den See hin, oder sie ging hinunter in das Dorf. Nur das Waldhäuschen mied sie. . .

Auch auf ihren gemeinsamen Wanderungen hatten sie es nicht wieder aufgesucht.

Es war niemals die Rede davon. —

Sie nahmen ihre früheren Spazierritte wieder auf. Der Fuchswallach, den sie einst geritten, war inzwischen alt und schwach geworden, und Herbert hatte eine braune Stute angeschafft, schlank und zierlich, nur zuweilen etwas cholertischer Natur, so daß er es nicht duldete, daß Lucie ohne ihn ausritt. Die alte Zeit schien allmählich wieder zu erstehen. Hier gab es niemand, der sie störte; nichts, was ihr Zusammenleben beeinträchtigen konnte. —

Mit Herbert war seit dem Tode der Mutter eine Umwandlung vor sich gegangen. Es hatte ihn wieder auf-

gerüttelt aus seiner Gleichgiltigkeit. Er hatte alles gehen lassen, wie es wollte. Jetzt mußte er wieder seine Kräfte zusammennehmen, denn es gab mancherlei zu ordnen. Aber es war nicht das geistig aufreibende seiner politischen Angelegenheiten; hier handelte es sich um ruhige, praktische Abwicklung.

Und ein anderes kam hinzu: seine Mutter hatte Lucie vergeben. Jetzt stand nichts mehr zwischen ihnen; das Bewußtsein, daß er einst die Mutter getäuscht, hatte wie ein Fluch auf ihnen beiden gelegen, der gehoben schien, seit sie kurz vor ihrem Tode ihre Hände nochmals zusammengelegt hatte.

Trotz der Trauerzeit und der dunklen Kleidung Lucie's war es hier nicht so frierend einsam, wie in der Villa in Berlin. Lucie schlich nicht mehr einher. Ihr fröhliches Lachen klang wieder durch die Räume, aus ihrem Gesichte schwand der herbe Zug, der es fast entstellt hatte, und Sonnenschein lag in ihren tiefen, grauen Augen.

Jetzt durfte sie Herbert wieder lieben und all die aufgespeicherte Sehnsucht der letzten Monate brach wie eine alles mit sich fortreisende Flut hervor. Die Tote, die ihnen vergeben hatte, störte sie nicht. Die Schranke war gefallen, die sie selbst zwischen sich aufgerichtet hatten, und sie konnten sich wieder geben wie ehemals. —

Eines Abends war die alte Stimmung wieder über sie gekommen.

Die Sonne war blutrot im Westen gesunken, die leichten, weißen Wolken flammten glühend auf, dann wurden sie grau, und flüchtige Schatten eilten über den Himmel hin. Die Gegenstände auf der Erde verschwammen in einander, sie verloren ihre festen Umrisse und bekamen ein gespensterhaftes Aussehen . . dann hüllte sie die Nacht ein. —

Und erst als das Auge sich an die Finsternis gewöhnt hatte, trat alles wieder deutlicher bestimmt hervor.

Herbert und Lucie kamen von den Feldern, wo das Getreide seiner Reife entgegenhing.

Sie wanderten, trotzdem die Nacht eingebrochen war, noch im Garten auf und ab, den Herbert sorgsam hatte pflegen und mit Blumen besetzen lassen, die jetzt ihren süßen Duft in die schläfrige Nacht hauchten.

Arm in Arm schritten sie unter den breiten ausladenden Zweigen der Parkbäume auf schmalen Wegen hin.

Der Mond stieg über dem Walde auf, goß seine hellen Silberfluten über den Park und tauchte alles in sein mildes Licht.

Lange schritten sie schweigend neben einander hin, als Lucie stehen blieb und mit ihren Armen Herbert umfassend, ihre Hände auf seinen Rücken verschlang und sich an ihn lehnte in völliger Hingabe. . . An jenem Abende erwachte die alte Liebe in ihnen, und die traurige Zeit, die sie durchlebt hatten, war vergessen. Sie ward ausgelöscht, als sei sie nicht gewesen, — ein häßlicher Traum. . .

An einem der folgenden Tage, auf einem Spaziergange durch den sonnendurchfluteten Wald, kamen sie in die Nähe des Forsthäuschens.

Herbert hatte schon seit einigen Tagen die Absicht, es zu besuchen, um sich vom Zustande desselben zu überzeugen.

Als Lucie bemerkte, wie er vom Waldsee aus den Weg nach der Hütte einschlug, sah sie ihn mit freudestrahlenden Augen an. Sie hatte schon lange den Wunsch gehegt, wieder einmal dorthin zu kommen, aber sie wußte nicht, ob es ihm angenehm sein würde; deshalb hatte sie immer geschwiegen.

Bald lag das Borkenhäuschen vor ihnen.

Es war noch alles gut im stande. Herbert schloß die

Thür anf, und sie traten ein. Die Sonne fiel in schrägen Strahlen durch die kleinen, bunten Glasfenster und warf wunderlich verzerrte, farbige Lichtflecke auf alle Gegenstände.

Ein dichter Staub war bei ihrem Eintritte aufgewirbelt, und tausende von Sonnenstäubchen tanzten in den Strahlen des einfallenden Lichtes. Ueberall lag dichter grauer Staub.

Lucie öffnete die Fenster, und nachdem sie Herbert wieder hinausgedrängt, stäubte sie mit einem Federwedel, der zu diesem Zwecke sich stets dort befand, flüchtig Tische, Sessel und all die kleinen Einrichtungsgegenstände ab, und rettete sich dann ins Freie, nachdem sie drinnen eine Staubluft zum ersticken aufgewirbelt hatte.

— So! . . . laß sich den Staub erst verziehen; setzen wir uns solange hier draußen hin.

Sie nahmen auf einer der Bänke Platz, von wo aus sie das Innere sehen konnten. Und sie dachten beide an den Nachmittag, als das Unwetter sie hier überrascht hatte. Sie barg den Kopf an seiner Schulter; sie war glücklich in der Erinnerung jener Zeiten, die aus Staub und Moderduft aufstieg, und die in ihrem Herzen Gefühle erweckte aus langem, totenhaften Schlafe, die sie für gestorben gehalten hatten und die jetzt wieder lebendig wurden.

Sie traten in die Hütte ein. Der Moderduft hatte sich verzogen. Frische Waldluft strömte durch Fenster und Thüre. Sie ließen sich auf den mit Fellen bedeckten Divan nieder, und sich bei der Hand haltend, sprachen sie sich seit langem wieder aus.

Lucie mußte sich all das Elend vom Herzen wälzen.

— O wie ich gelitten habe, die lange Zeit! flüsterte sie . . . du hast es nie gesehen, Herbert, aber wenn ich allein war, mußte ich weinen. — Ich glaubte, ich hätte deine Liebe verloren. — Wenn du mich küßtest, war es mir, als

wehe mich tödlicher Frost an. Wie oft habe ich mich nicht in unser Gartenhäuschen hinübergerettet, wo ich zuerst gewohnt habe, als du mich zu dir nahmst. Du kamst nie hinüber. Es fiel dir nicht ein, diesen Ort einmal wiederzusehn. . . Ich war allein, und ich konnte weinen. . . . Aber jetzt sollen die Thränen gestillt sein. . . Wir haben beide genug gelitten. Wir wollen leben; denn wir dürfen es, seit deine Mutter uns verziehen hat. . . Küsse mich und sage mir, daß du mich lieb hast. . . Küsse mich! —

Eine süße Erregtheit hatte sich ihrer bemächtigt.

Ihre Züge hatten ihre volle Frische wieder erhalten, und sie sah so frauenhaft schön und lieblich aus.

— Ja, Lucie, ich habe dich lieb, so lieb wie in den ersten Tagen, da ich dich kennen lernte. Und es soll alles wieder werden wie früher. . .

Und er küßte sie wie ehemals, zärtlich und leidenschaftlich, und sie lag an seinem Herzen, das sie sich jetzt wieder ganz erschlossen hatte. —

Wie in alter Zeit schritten sie durch den Wald heim. Die Vögel huschten durch die Zweige, ein paar Eichhörnchen raschelten im dürren Laube. Aus der Tiefe des Waldes drang der scharfe Räuberschrei eines Falken.

Die Sonne warf schräge, matte Strahlen, in deren Licht sich die Stämme und Laubkronen zu röthen schienen; und das Leben, das in der sengenden Mittagsglut eingeschlafen war, erwachte mit dem einbrechenden Abend. —

Glückliche Tage folgten, an denen das alte kindliche lachen Lucies durch die Räume des Gutes hallte.

Sie sah in ihrem schwarzen Kleide lieblicher als je aus, und Herbert fühlte, wie der alte Zauber ihn umstrickte, wie ihre Schönheit ihn wieder gefangen nahm.

Und er betete sie an, er liebte sie und konnte sie zu

Tode küssen, daß sie ihm lachend wehren mußte, um sich ihm gleich wieder jauchzend in die Arme zu werfen. —

Alein ihre Einsamkeit blieb nicht lange ungestört. Ein Gast kam, der aber nur dazu beitrug, sie noch fröhlicher zu stimmen: Fritz Lautner. — Von einer kleinen Reise nach Berlin brachte ihn Herbert mit nach Sassenhagen. Er hatte sich überanstrengt, seine Nerven waren überreizt, und der Arzt hatte ihm dringendste Schonung geboten. Er ruinierte sich mit seinem rastlosen arbeiten. Er mußte fort in die frische Natur und sich Erholung gönnen. Kurz entschlossen hatte ihn Herbert der Großstadt mit ihrem geschäftigen treiben und der gehirnstörenden Sonnenglut entführt.

Er sollte seine Augen an frischem Waldesgrün erquicken und sich zu neuem schaffen stärken. Lautner selbst fühlte das Bedürfnis, hinaus zu kommen. Er wollte einmal die Natur besiegen, um ein Gegengewicht zu finden zu jenen dunklen Nachtszenen des großstädtischen Lebens, die sein Pinsel mit realistischer Treue wiederzugeben gewohnt war, und gegen die der Mensch in ihm sich zuweilen ebenso empörte, wie es mancher Beschauer that. —

Alein Herbert verwehrte ihm etwas zu thun, noch entschiedener als der Arzt. Auf Sassenhagen wurde nicht gearbeitet. Da hieß es faullenzen. Da mußte er seine Tage mit nichtsthun hinbringen. —

Die erste Zeit ging es an.

Er ritt spazieren, machte die gemeinschaftlichen Promenaden mit, oder spielte mit Lucie in dem großen, grün ausgestatteten Spielzimmer Billard, ein Spiel, für das, trotz Lucie's Bitten, Herbert sich nie hatte interessieren können.

Häufig machte er mit der jungen Frau allein Promenaden. Er fing an, für die Natur zu schwärmen, für das tote Landschaftsbild, das ihm bisher nur als Staffage ge-

golten hatte. . . . Und eines Tages brachte man allerhand Requisiten auf das Gut, und Fritz Lautner war seinem Versprechen untreu geworden.

Schon am folgenden Morgen hatte er seine Staffelei an einer Bucht des Sees aufgeschlagen, an einem Punkte, dessen malerische Schönheit er Lucie vielfach gerühmt hatte.

Unter hundertjährigen Buchen streckte sich bis zum See eine sanfte Gräshalde hin, weiches, kurzes Gras mit leichtem, flockigem Moos besetzt, das an den Wurzeln der Bäume emporkletterte. Die Sonne lag wie Silber auf den regungslosen Fluten, in deren tiefer bläue die weittragenden, baumdicken Äste der Buchen ihre Blätter tränkten. Der See mit seinen gewundenen Buchten lag hier der ganzen Länge nach vor einem, umrahmt von den mannigfachsten Waldbäumen.

Jeden Morgen saß hier Lautner bei der Arbeit, oftmals kam Lucie mit Juno heraus. Sie setzte sich auf einen kleinen Feldstuhl oder streckte sich zwischen den Wurzelästen einer Buche in das Moos, um seiner Arbeit zuzuschauen, ohne daß während derselben ein Wort gewechselt wurde. —

Lautner war in der That angegriffen gewesen. Er hatte seine zielbewußte Ausdauer verloren gehabt, ein unruhiges Hasten hatte sich seiner bemächtigt, und er hatte zugleich drei Arbeiten begonnen, indem er oft in fünf Minuten von einer zur andern eilte.

Er wollte geradezu unmögliches leisten, und so zersplitterte er sich in gefährlichster Weise. —

Jetzt hatte er seine Ruhe wiedergefunden. Er dachte nicht an seine Arbeiten, die in dem Atelier in Berlin eintrudneten. Der Umgang mit Lucie beruhigte ihn, denn seine geheime Liebe zu ihr brannte wilder als je in seiner Brust. Aber hier draußen in der freien Natur fand er sich selbst

wieder, und er genoß mit Lucie das Glück, das ihr zu teil geworden war. —

Und ein noch größeres Glück stand ihr bevor.

Seit einigen Tagen ging sie träumerisch-selbstverloren einher, eine stille Glückseligkeit lag auf ihrem Gesichte, ein Zug gespannter, freudiger Erwartung. . .

Der Herbst war gekommen und die ersten Blätter fielen von den Buchen, und am Abend brachte der kühler werdende Wind leichte Nebel. —

Herbert entschloß sich, nach Berlin zurückzukehren.

Lucie, die anfangs alles aufgeboten hatte, um Sassenhagen nicht wieder verlassen zu müssen, willigte jetzt ein, und ein verstecktes Lächeln spielte um ihre Lippen.

Ein paar Tage zuvor schon war Lautner abgereist.

Sie hatte ihr Geheimnis bis dahin für sich behalten. Seit einer Woche war sie im Zweifel, ob sie sich auch nicht täusche. — Deshalb war sie so schnell bereit gewesen, mit nach Berlin zu gehen, um ihren alten Hausarzt zu befragen. Allein jetzt wußte sie es. Es konnte kein Zweifel mehr sein: sie fühlte sich Mutter.

Eine jauchzende Freude hatte sich ihrer bemächtigt, und doch trug sie ihr Geheimnis noch still für sich, ein Geheimnis, das alle Seligkeit in sich barg.

Eines Abends, als die Dunkelheit einbrach und Herbert sie auf seinen Schoß gezogen hatte und davon plauderte, wie sie nun alle Jahr den Sommer auf Sassenhagen, den Winter in Berlin zubringen wollten, gestand sie es ihm endlich unter lachen und weinen. . .

Jetzt hatten sie den Gipfel ihres Glückes erreicht.

Herbert's sehnlichster Wunsch erfüllte sich. Und eine lachende, rosige Zukunft that sich vor ihnen auf. Was konnte ihnen jetzt noch fehlen! Das Haus in der Tiergarten-

straße würde nun nicht mehr verödet stehen. Ein Kind kam in' das Haus. Lachen und Jubel sollten ihren Einzug halten. — Sie siedelten in den folgenden Tagen nach Berlin über, und schon jetzt schien es Lucie, als habe alles ein anderes Aussehn bekommen. Sie fürchtete sich nicht mehr, ihr schien, als sei sie nicht mehr allein.

Wenn der Frühling in das Land zog, würde auch das Kind kommen, das sie sich so heiß gewünscht hatte.

Damit, daß sie Mutter wurde, schien die letzte Schuld getilgt zu sein. Wie eine Strafe, wie eine Verwünschung hatte es auf ihr gelegen, und sie hatte sich in grüblerischen Stunden genug mit dem Gedanken gequält. Jetzt war sie auch darüber beruhigt. —

Der Winter war in das Land gezogen. Wieder schüttete er seine weiße Flockenlast aus und umhüllte die riesigen Häuserblöcke mit seinem Schneemantel. Die Erde knarrte unter dem harten Froste, der tief in ihre Eingeweide drang.

Die Winterstürme heulten durch den Tiergarten, und schauerlich klangen die langgezogenen Töne durch die Nacht. Seine eisigen Arme schüttelten die Bäume, daß die dünnen schwarzen Zweige brachen; kalt umfing er die Wohnungen der Menschen, an ihnen rüttelnd, um dann die langen Straßen dahin zu jagen mit schneidender Schärfe.

Und das Geheul drang hinein in die kleine Villa und zu der jungen Frau, die schlaflos manche Nacht in ihren Schmerzen lag und mit dem heulenden Winde da draußen um die Wette stöhnte und wimmerte. —

Ihre Wangen waren eingefallen, ihre Augen lagen so dunkel umrändert tief in ihren Höhlen, und man konnte das Blut in ihren Schläfen pochen sehen.

Und ihre kleinen Hände magerten ab und wurden

wachsbleich wie ihre Wangen, die mit ihrer Rundung auch die Farbe der Gesundheit verloren hatten.

Der Arzt verlangte, daß sie sich Bewegung mache, aber sie lag stundenlang müßig auf der Chaiselongue und starrte zur Decke empor, und ihre Gedanken schweiften irr in die Ferne. Und dann wand sie sich in ihren Schmerzen, und zuweilen klang ein dumpfes Stöhnen durch das Gemach, jener scharfe, langgezogene Klage laut des Weibes, wie das Röcheln eines tödlich verwundeten Thieres. . .

Dann schwand all ihre Hoffnung auf eine glückliche Zukunft. Sie fühlte sich so elend, und sie flehte, daß sie stirbe, um den Schmerzen zu entgehen.

Der Arzt hatte Herbert aufmerksam gemacht, daß größte Schonung geboten sei. Er konnte nichts bestimmtes sagen, aber normal schien ihm der Zustand nicht.

Stundenlang war Lucie allein, und in ihren einsamen Träumereien grübelte sie sich immer fester in den Gedanken, daß diese Schmerzen eine Strafe für sie seien.

Sie litt grausam. Alle Lebensfreude schien von ihr gewichen. Sie gab sich einer völligen Apathie hin und am liebsten verließ sie das Haus gar nicht.

Zuweilen hatte sie ein paar Tage, eine Woche, wo ihr Befinden besser war. Dann trat ein völliger Stimmungswechsel ein. . . . Jetzt war alles wieder gut. . . Sie lachte und scherzte. . . Sie fuhr aus, sie ging spazieren, als ob nichts sei. Alles war vergessen. . . Und oft schon am Abend drohte sie wieder ihren Schmerzen zu erliegen.

Und doch wagte sie es nicht, all ihre Qual laut werden zu lassen, aus Furcht, Herbert damit lästig zu fallen. So schwieg sie, und weinte sich wie früher in der Einsamkeit aus. —

Herbert war mehr als je in das politische Leben hinein-

gezogen. Damals, als jene Anklagen gegen ihn erhoben wurden, als man sein Privatleben bekrittelte, war er entschlossen gewesen, nur mehr mit der Feder zu wirken. Allein es war leichter gesagt als gethan.

Mehr als je bedurfte man seiner. Eine heftige politische Fehde war entbrannt auf einem Gebiete, auf dem Herbert von Düren für kompetent galt. — So wich er denn dem Drängen seiner Freunde und stand von neuem an der Spitze einer Bewegung. Er hatte kaum ein Auge für die Qualen, die Lucie erdulden mußte. Jene bestrickende Intimität ihrer Liebe hatte wieder ganz aufgehört.

Wenige Wochen schon nach ihrer Rückkehr hatte auf Anordnung des Arztes ihr Verkehr aufgehört, und in Rücksicht auf Lucie's Zustand lebten sie getrennt von einander.

Lucie hatte bitter darunter zu leiden. Was ihr Glück werden sollte, drohte ihr Verderben zu werden. Denn sie verlor den Einfluß auf Herbert, der sich völlig in seine Arbeiten vertiefte, der zuweilen stundenlang auf und abging, nachdenkend über irgend etwas, von dem Lucie keine Ahnung hatte.

Sie fühlte, wie er ihr wieder mehr und mehr verloren ging. Er war liebenswürdig gegen sie, aufopfernd zärtlich, und dann konnte er sie zuweilen völlig übersehen und schien kein Bewußtsein von ihrer Anwesenheit zu haben. Er lebte in anderen Gedankenkreisen, und Lucie hatte kein Mittel mehr, um ihn in die lebendige Gegenwart zurückzurufen. Zu ihren körperlichen Schmerzen gesellte sich diese seelische Qual, die sie noch mehr marterte.

Sie hatte aufgejauchzt, als sie begriff, daß sie Mutter würde, und jetzt war sie nah daran, dieses anfänglich große Glück zu verwünschen; denn es raubte ihr den Gatten, es stahl ihr seine Liebe.

Sie wollte ihm angehören, sie wollte an seinem Herzen ruhen, in seinem Arm einschlafen.

Sie hatte ihm all ihre Liebe entgegengebracht, damit er das Gebot des Arztes mißachten sollte, daß sie ein einziges mal wieder sein Weib war; aber sie hatte nichts erreicht. Ihre Liebe hatte keine Kraft mehr, hatte sie sich gesagt. Er hatte sie besänftigt, wie ein kleines Kind mit guten Worten getröstet, und sie hätte sich ihm hingeben mögen, wenn es auch ihr Tod war.

War sie nicht mehr sein Weib, konnte die Natur gerade gegen sie so ungerecht sein und ihr alles versagen? — Sie tobte und wütete gegen sich, und die Folge war nur, daß ihre Schmerzen nach jeder Erregung heftiger wurden.

Ein blinder Unmut stieg in ihr auf, ein Groll gegen diese Kälte Herbert's, gegen diese gefühllose Gleichgiltigkeit, wo sie alles zu opfern bereit war. Er war so verständig, er vergaß so keinen Augenblick was sie ihn vergessen machen wollte . . . daß ihre Liebe fast zum Haß wurde.

Sie redete sich ein, er habe sie nie geliebt, sie sei ihm jetzt widerwärtig, weil sie ein aufkeimendes Leben unter dem Herzen trage. Sie kam auf den Gedanken, er habe den Arzt gebeten, zu sagen, daß es gefährlich für sie sei; es sei gar nicht wahr! — Er möge sie nicht mehr leiden, er liebe sie nicht mehr.

Und dann konnte sie stundenlang vor dem Spiegel hocken und sich betrachten . . . und dann weinte sie über sich selbst. Sie sah ja, wie ihre Schönheit sich mit tiefem Leid paarte. Der Arzt sagte zwar, sie solle sich nicht sorgen, gerade darin liege die sichere Gewähr, daß sie dieselbe später voll und ganz wiedererlangen werde.

Sie nahm den kleinen Handspiegel, setzte sich an das Fenster, gegen das der Spätwinter seine Schneemassen trieb,

und weinte über ihre eingefallenen Wangen, ihre hohlen fieberhaften Augen, diesen bleichen Mund, um den ein so herber Zug lag.

Sie wußte, daß sie nicht mehr schön ausjah.

Wie konnte man sie noch lieben. —

Früher hatte sie sich selbst bewundert. Sie war nicht eitel gewesen, aber sie hatte das sichere Bewußtsein ihrer Lieblichkeit. Sie wußte, sie war nicht eigentlich schön, aber hübsch und reizend; und mehr verlangte sie nicht.

Jetzt schämte sie sich vor sich selbst. Sie sagte sich, daß man sie so nicht lieben konnte; und doch keimte ein Unmut in ihr auf gegen Herbert, ein Unmut, der sich bei ihrem Zustande fast in Haß verwandelte.

Sie war launenhaft, in wechselvollster Stimmung, mit den krankhaftesten Gelüsten. Und sie tobte und weinte, wenn ihre Wünsche nicht gleich erfüllt wurden.

Sie legte es darauf an, Herbert zu reizen, ohne die rechte Empfindung dafür zu haben. Herbert wußte, daß sie keine Schuld daran trug, daß sie nicht anders konnte, und er war nachsichtig . . . er sagte kein Wort und suchte sie auf alle Art zu beruhigen. Das erregte sie noch mehr. So gleichgiltig war sie ihm, sagte sie sich, daß er nicht einmal ärgerlich wurde, mochte sie thun und sagen, was sie wollte.

Sie konnte ihn reizen, daß sie selbst sich kaum mehr halten konnte — er ertrug es geduldig.

Wie mit einer Kranken, die sie war, ging er mit ihr um, — und das erbitterte sie noch mehr.

Das Verhältnis wurde immer gespannter.

Herbert hatte schwer wie sie darunter zu leiden, aber er schwieg. Er mußte all seine Kräfte anspannen, all seine Gedanken zusammenhalten, denn man stand in der Politik vor einer Krisis, und dabei zu Hause die bitterlichste Sorge

um sein Weib. Lucie's krankhafter Zustand ängstigte ihn mehr, als er sich zu gestehen wagte. Es machte auch ihn krank und erregt.

Er hatte begründete Aussicht, bei einer bevorstehenden Ersatzwahl in den Reichstag zu kommen. Diese Möglichkeit ließ ihm keine Ruhe. —

Man stand im März, als die heftigsten Parteistreitigkeiten ausbrachen. —

Herbert hatte am Nachmittage einer Kommissionsitzung beigewohnt, und auf dem Rückwege ging er in der Schellingstraße bei Fritz Lautner vor, den er in den letzten Wochen etwas vernachlässigt hatte.

Der Maler war nur für einen Augenblick fortgegangen — er mußte gleich zurückkehren, und die alte Frau, die Lautner den Haushalt führte, ließ Herbert in das Atelier eintreten. —

Der Himmel hatte sich umwölkt, und ein leiser Frühlingsregen begann zu fallen.

Mit gleichmäßigem Geräusch trommelten die Tropfen gegen die Glasscheiben des Ateliers.

Herbert betrachtete die umherstehenden Gemälde. Hier hingen Skizzen und Studien aus Sassenhagen, dort lehnte die Waldpartie vom See, die Lautner eine zeitlang ausgestellt hatte, jetzt aber um keinen Preis fortgeben wollte, obgleich man ihm Unsummen dafür geboten hatte. Denn er war in Mode gekommen und hatte sich in dieser Landschaft von einer Seite gezeigt, die man noch nicht an ihm gekannt hatte.

Auf der Staffelei stand ein modernes Bild, eine Nachtszene: Arbeiter, die in einer Straße Berlin's beim Lichte der vom Winde gepeitschten offenen Gasflammen, die büschelartig aus dem selbstthätigen Gasbehälter strömen, die Pferdebahnschienen aufgerissen und umgelegt haben, und die Stelle nun

wieder mit Asphalt decken. Rechts der Asphaltkessel, dem ein Arbeiter mit schwarzem Torf frisch anheizt, daß die blutrote Blut durch die Nacht schimmert, und dicht darum ein paar Dirnen und zerlumpte Gestalten, denen sich drei bezechte Studenten zugesellten.

Die Straße verlor sich in der Ferne, im leichten Nachtfrost liegend. Die Flackerlichter des offenen Gases, das gleichmäßig gelbe Licht der Gasandelaber und die aus der Ofenthür strahlende rote Blut warfen ihren Schein auf diese bei Nacht hastig beschäftigten Arbeiter und die sich an dem Beckkessel wärmende Gruppe, hinter der sich die drei neugierigen Studenten im Halblichte zeigten, während scharf die Arbeiter in ihrer rührigen Beschäftigkeit von diesem obdachlosen Gefindel und den ihre Hände wärmenden Dirnen abstachen . . . ein seltsames Bild, wie man es oft genug des Nachts in den Straßen sehen konnte. —

Lange betrachtete Herbert das Bild, das bis auf die Figur eines Arbeiters fast vollendet war.

Dann schritt er im Atelier auf und ab, einem einfachen, großen Raume, in dem nichts künstlerisch arrangiert war, sondern alles rein praktischen Zwecken diente. Die Thür zu dem Nebenraum stand angelehnt, wo Lautner, wie er sagte, alte Scharteken aufbewahrte, und der sonst stets verschlossen war. Herbert warf einen Blick hinein. Staffeleien standen darin, ein paar Bilderrahmen, Skizzen und sonstiges Gerümpel. Gegen die Wand lehnte ein größeres Gemälde, mit einem grünen Tuche überdeckt, das nur lässig darauf geworfen war. Herbert war eingetreten und sah sich die Skizzen an; dann — ohne sich etwas dabei zu denken, hob er das Tuch auf . . . Das Bild stand gegen die Wand gefehrt.

Er lehnte es davon ab. Dann fehrt er das fast lebensgroße Gemälde mit Anstrengung völlig um. . .

Lange stand er davor und starrte es an. . .

Es stellte ein Weib dar, auf dem Rücken in den Wellen treibend. Nichts weiter, als das wogende, schäumende Meer, in der Ferne mit dem Horizonte verschwimmend . . . und in den grünen Wogen, die im Licht der Sonne erstrahlten, das Weib . . . auf dem Rücken liegend, das Gesicht mit träumerischen Augen dem Himmel zugekehrt.

Das blonde Haar lag aufgelöst auf dem Wasser, wie ein Heiligenschein das Haupt umgebend. Und das Wasser spielte mit feinen grünlichen, kleinen Wellen, die sich bei der Berührung in Silberstreifen verwandelten, um diesen nackten, leuchtenden Mädchenleib, der lässig mit den schlanken Gliedern auf den Fluten trieb. Und das Weib hatte ein Gesicht — das kannte er . . . das war ihm der Subbegriff aller Lieblichkeit, so wie er es hier im Bilde vor sich sah. . . Dieses Mädchen war Lucie. . .

So mit zurückgelehntem Kopfe, die Augen ohne Blickziel verschwimmend, hatte sie in seinem Arm gelegen, das Haar um die Wange geschmiegt, den kleinen Mund mit den vollen, roten Lippen halb geöffnet, daß die kleinen weißen Zähne scharf dazwischen durchschimmerten.

Das waren ihre schmalen, mädchenhafte Schultern, ihr schlanker, süßer Leib, den er im Rausche seiner ersten Liebe tausendfach geküßt, den er an sich gepreßt hatte in verzehrender Leidenschaft.

Und seine Augen sahen das Bild nicht mehr, sie sahen die Wirklichkeit, wie sie gewesen. —

Eine Zeit lang schien er entrückt zu sein.

Als seine Augen wieder auf das Bild vor ihm fielen, schien ihm: als sei dies hier eine andere, ihr ähnlich, aber nicht dieselbe. Doch der Gedanke streifte ihn nur flüchtig. Er sah wieder nur das Gesicht. . .

Und jeder Zug lebte darin. Es war Lucie, wie sie früher gewesen; diese vollen, frischen Wangen, diese zauberisch seltsamen Augen, diese freie Stirn und dieser zartgebaute Hals mit seinem schmiegsamen Uebergang zu den Schultern.

Ein dumpfer, erstickender Schmerz stieg in ihm auf.

Sein klares Denken verwirrte sich . . .

So hatte sie sich dem andern hingegeben, in dieser schamlosen Hüllenlosigkeit. . . Dieser Leib hatte ihm nicht allein gehört! — Sie hatte ihn betrogen! — Es gab keinen Zweifel mehr für ihn. . . Er dachte nach. —

Und er sah die beiden auf Sassenhagen am Waldsee. Er war blind gewesen. Er selbst war an allem schuld. . .

Arglos hatte er sie sich überlassen, hatte nichts geahnt. Wie war es auch denkbar; wie konnte es geschehen? . . .

O, es war ja alles möglich, alles. . . Warum auch nicht? — Was war sie denn gewesen, als er sie gefunden hatte? — Die Geliebte eines anderen. —

Das schien er ganz vergessen zu haben . . . und nicht nur diesem einen hatte sie gehört. Er wußte es nicht, er hatte nie gefragt, aber er zweifelte nicht daran: nicht diesem einen nur, zweien, dreien, wer weiß, wie vielen sie gehört. . . und so war sie sein Weib geworden. —

Und auch dann hatte es kein Ende genommen. —

Hier hatte er den Beweis vor sich.

Und nun schien es ihm wieder, als sei es doch nicht ganz Lucie. . . Aber er wußte es nicht mehr. Seit einem halben Jahre hatten sie sich entfremdet.

Dann kamen ihm plötzlich Erinnerungen.

Haftig kniete er in den Staub nieder und suchte auf dem Wilde, ob sie es war. . .

Auf der Schulter hatte sie ein kleines Muttermal. . . Das suchte er. . . Aber das Wasser spielte gerade über

diese Stelle. Der weiße, lichte Schaum hing an der Schulter. Und er strengte seine Augen an, als ob er durch den Schaum hindurch sehen könne. Aber er vermochte nichts zu erkennen. Er rutschte weiter auf den Knien. Seine zitternden Hände tasteten über das Bild. . .

Unter dem rechten Busen hatte sie einen kleinen braunen Leberfleck. Er entsann sich noch genau des Tages aus der ersten Zeit ihrer Liebe, als er ihn an dieser verborgenen Stelle entdeckte. . . wie er diese Stelle geküßt hatte.

Der kleine dunkle Punkt hob sich seltsam von dem blendend weißen, leuchtenden Fleische ab.

Und Lucie wollte ihm immer wehren, bis sie es ihm endlich doch gestatten mußte, um zusammenzuschauern, wenn seine Lippen die Stelle gefunden hatten.

Jetzt suchte er die Stelle. Hier war sie, er wußte es genau. Er konnte sich gar nicht irren.

Aber von dem kleinen braunen Punkte keine Spur.

Er richtete sich auf. — Es wunderte ihn.

Er konnte sich Lucie ohne das nicht denken. —

Wenn der andere sie gesehen hatte, wenn er sie so malte, mußte er auch das Fleckchen malen. Er verglich schärfer, aber er sah nicht mehr genau. Es lag vor seinen Augen wie ein grauer Schleier. . . Endlich erhob er sich langsam. —

Er mochte das Bild nicht länger ansehen, und kehrte es wieder gegen die Wand. . .

Lautner kam noch immer nicht. —

Nur der Regen trommelte monoton auf die Glasscheiben mit dumpfem, harten Tone.

Er wollte Lautner erwarten. . . er wollte — — Er wußte nicht, was er thun wollte. All seine Kraft war gebrochen. Er hatte keine Energie. . . Eine lähmende Traurigkeit überkam ihn. — -- . . .

Es wurde ihm hier zu eng. Er mußte hinaus. . . . Dieses Geraschel des Regens machte ihn wahnsinnig. — Und er nahm seinen Hut und stürzte hinaus.

Sein Rock war offen. Er achtete nicht darauf. Er dachte nicht daran, sich gegen den Regen zu schützen. Er eilte weiter, und die dicken Tropfen klatzten ihm ins Gesicht. Der Regen schlug gegen seine Kniee, und von dem glatten Asphalte abprallend spritzten die Tropfen an ihm empor. Was that es, wenn er naß wurde. Er eilte weiter, und die Menschen, die sich vor dem Gusse in die Thorwege gerettet hatten, schauten verwundert dem Herrn nach, der achtlos durch den dichten Regen eilte.

Er lief an der Potsdamer Brücke hin, den Kanal entlang, unter den jungen Bäumen, mit ihren unbelaubten Zweigen, die ihn mit ganzen Schauern dicker Tropfen überschütteten.

Das schwarze Wasser der Spree kräuselte sich in Millionen kleiner Falten unter den einfallenden Regentropfen.

Eine tiefgehende Bille mit hellroten Ziegeln belastet, schob sich langsam durch den schwarzen Kanal, während die beiden Männer ihre lange Stangen fest einstemmten, und das Fahrzeug unter sich weg schoben, indem sie auf den Laufbrettern Schritt für Schritt gingen.

Bei der Hohenzollernstraße bog Herbert ab, um zur Tiergartenstraße zu kommen. Der Regen hatte einen Augenblick nachgelassen. Es war heller geworden; allein, ehe er die Mitte der Straße erreicht hatte, stürzten wolkenbruchartige Regenmassen vom Himmel, die der heftiger werdende Wind über das Pflaster wie Wellen hinjagte. —

Völlig durchnäßt kam er endlich in der Villa an. — Unten an der Treppe stochte er. . .

Was sollte er sagen . . . was wollte er mit Lucie be-

ginnen? — Er war davon gestürmt, aber war noch nicht zur Besinnung gekommen. Er wußte nicht, was er thun sollte. Es war auch gleich. — Und er schritt rasch die Treppe hinauf.

Durch den Salon ging er in sein Arbeitszimmer. . . . Lucie war nicht da. — Hier ließ er sich in den lebernen Arbeitsstuhl fallen, stützte den Kopf in beide Hände und überließ sich seinem Schmerze, lange und rückhaltlos.

Dann stand er auf. Er wollte mit ihr reden. . . . Er mußte handeln. Er ging hinüber in ihre Zimmer, von einem ins andere. Sie war nicht daheim. . .

In dem Schlafzimmer blieb er eine Weile stehen. Wie lange hatte er den Fuß nicht mehr hineingesetzt. . .

Und er floh wieder aus dem Zimmer. —

Sie war nicht daheim. Sie hatte den Wagen genommen und wollte Einkäufe machen.

Er ging wieder in den Salon und starrte, die heiße Stirn an die Spiegelscheiben der hohen Fenster gelehnt, auf die Straße in den Regen hinaus. —

Er würde sie nicht töten, das wußte er; er war kein Romanheld. — Er wollte ihr nichts thun. Das war ja alles Thorheit. . . Aber fort mußte sie.

Und jetzt kam ihm der Gedanke an das Kind. Damals war Lautner auf Sassenhagen gewesen, damals waren jene gemeinsam zum See gegangen, als er sein Landschaftsbild malte. Und nun sah Herbert plötzlich das Forsthaus, und jene Scene während des Gewitters stand wieder deutlich vor ihm. Und er entsann sich, wie sie, ohne ein Wort zu sagen, an jenem schwülen Nachmittage durch den Wald fast gejagt waren, dem verschwiegenen Häuschen zu.

Er sah sie wieder, — aber mit jenem andern; und die-

felbe Scene wiederholte sich, — jene haltlose Liebesraferei, die ihm das Blut in Flammen gesetzt hatte. —

O, er kannte es zu gut, wie sie zu bezaubern verstand, wie sie unersättlich war in ihrer Liebessehnsucht, und mit ihren Küssen ihm das Mark ausfog.

Sie war verführerisch, bei all ihrer Engelschönheit gefährlich wie eine Teufelin. Mit ihren Küssen hatte sie ihn blind gemacht, mit ihren Küssen ihn verführt, und nun mit ihren Küssen ihn betrogen. —

Das Kind war nicht das seine. —

Das Kind, das sie unter dem Herzen trug, gehörte dem andern, es hatte kein Recht, hier unter dem Dache zu weilen. — Sie mußten beide fort. — —

Die Dämmerung brach ein, früher als gewöhnlich. Der stürzende Regen umhüllte alles mit seinem Schleier, mit seinem feuchten Nebeldunst. . .

Ein Wagen kam durch den Regen gefahren. Er hörte, wie der Wagen in das Portal einfuhr. Jetzt würde sie kommen. —

Er ging aus dem Salon in sein Arbeitszimmer hinüber. Dort wollte er sie erwarten. —

Es war still im Hause. — Nur der Regen rauschte gegen die Fensterscheiben, und der Frühlingssturm brauste um das Haus und schüttelte die dürrn, zum Leben erwachenden Zweige der kahlen Bäume.

Man hörte jeden Laut im Hause . . . wie sie die Treppe hinaufstieg und in ihr Zimmer ging. . . Die Thüren fielen zu, und es wurde wieder still. —

Die Dämmerung ward dichter. —

Herbert saß und wartete.

Jetzt ging wieder eine Thür . . . dann trat sie in den Salon ein, leise vor sich hinträuernd. . .

Sie schien sehr fröhlich gestimmt. Sie lachte sogar leise vor sich hin und sumimte eine Melodie. Er hörte das rauschen ihrer Kleider und ihren leichten Schritt auf dem Teppich. Sie kam . . . Er griff nach seinem Herzen. Jetzt hieß es kalt und ruhig sein. . .

Auf der Schwelle blieb sie stehn.

— Bist du da, Herbert? — Ah — guten Abend! Darf man dich stören?

Sie lachte es ihm entgegen. Er konnte ihr Gesicht nicht sehn, aber er hörte das Lachen aus ihren Worten.

Er antwortete ruhig: Ja! Und dabei staunte er, wie ruhig er war. Sein Herz schlug nicht mehr, und seine Stimme hatte kalt und fest geklungen, ohne zu beben.

Sie war auf ihn zugeeilt und wollte ihm den Mund zum Kusse reichen. Aber er war aufgestanden und faßte nach ihrem Handgelenk, und ohne ein Wort zu sagen, zog er sie aus der Dämmerung bis an das Fenster und blickte ihr kalt und streng ins Gesicht.

Sie machte ihr Handgelenk aus seinen Fingern los, und es reibend und anhauchend, sagte sie leise . . . halb lachend, ohne zu wissen, weshalb er sie so fest angefaßt hatte:

— Du hast mir ja weh gethan. —

Er sah sie noch immer an und dachte bei sich: So schön, so unschuldig sieht also eine Dirne aus . . . eine Ehebrecherin! — Aber kein Laut kam über seine Lippen.

Jetzt blickte sie auf und erschrak vor der Erstarrung seines Gesichtes.

— Um Gotteswillen, Herbert, was ist dir? —

Er schüttelte den Kopf und sagte hart:

— Nichts! Du hast mir sehr wehe gethan.

— Herbert! . . .

Sie wollte sich an ihn schmiegen, aber er wehrte ihr.

— Laß das und höre mich an, recht ruhig. — Wir müssen beide sehr ruhig sein. . .

Dann fuhr er nach einer Pause fort:

— Es ist ja doch einmal geschehen, und es wird nicht besser dadurch. — Ich war bei Lautner — und — ich habe das Bild gesehen. . .

Er schwieg, und sie starrte ihn an ohne zu begreifen. —

— Du weißt wohl, was für ein Bild.

— Ein Bild? — Ja, was denn für ein Bild?

— Muß ich es dir erst sagen? — Ich dachte, du hättest es mir leichter gemacht. . .

— Ich bitte dich, Herbert, sprich deutlicher. Ich verstehe kein Wort. —

Er stöhnte schwer auf.

— Nun wohl, ein Bild . . . ein Mädchen — eine Frau, auf dem Rücken im Wasser liegend. . .

— Nun — und? —

— Und dieses Mädchen bist du.

— Ich? — Aber Herbert, was soll denn —

Er hatte sich auf einen Puff sinken lassen.

Jetzt richtete er sich heftig auf und sagte bitter:

— Lassen wir doch die Heuchelei bei Seite. Es giebt nichts mehr zu verheimlichen, nichts mehr — verstehst du? — gar nichts. . . . Dieses Bild bist du, mit jeder Faser deines Leibes. . . Du hast ihm damit einen schönen Dienst erwiesen.

— Es ist sehr schön, das Bild, aber auch — sehr gemein. . .

— Herbert! schrie sie auf. — Herbert! —

Er faßte sie bei dem Handgelenke und sah ihr in das totenbleiche Gesicht.

— Siehst du nun, daß es nichts hilft? — Ich weiß noch mehr. Du hast dich nicht nur von ihm malen lassen,

du hast mich auch betrogen. — Sei ruhig — oder ich zerbreche deine Hände — du. . . Du hast mich betrogen; draußen in Cassenhagen. Vielleicht auch schon früher.

— Herbert, ich schwöre dir —

— Laß das, es hilft nichts. — Es ist nun einmal geschehen. — Das Forsthaus, weißt du — das Forsthaus!

— Du redest irre! . . . Laß mich los, oder ich rufe um Hilfe. — Du bist wahnsinnig.

Sie suchte sich loszuringen, aber er lächelte nur bitter und hielt ihre Hände fest.

— Es könnte einen wahnsinnig machen . . . du hast recht. Aber was hülfte das?

— Herbert, du glaubst . . .

— Ich glaube nichts, ich weiß . . . ich weiß, daß du eine Dirne bist, — eine Dirne! . . .

Sie hatte aufgeschrien in tödlicher Angst und stürzte vor ihm nieder. Das war es, was sie immer befürchtet hatte . . . das Wort, vor dem ihr graute . . . was sein Bruder hinausgeschrien hatte, was sie ihm alle in die Ohren gellten . . . solange bis er es glaubte, bis er selbst mit einstimmt. — Es mußte ja einmal kommen. — Die Vergangenheit rächte sich.

Jetzt hatte er es gesagt. — Sie wollte sich losreißen, hinaus . . . fort, aber er hielt sie nieder.

— Hast du vielleicht nicht die Ehe gebrochen? fragte er höhniisch.

Und dann setzte er hinzu:

— Die Ehe? — Haha! . . . Die Ehe! Mit eures gleichen kann es das garnicht geben. — Du bist geblieben, was du gewesen . . . eine Dirne.

Sie wand sich zu seinen Füßen.

Dann schrie er sie an:

— Das Kind! — Und das Kind? Sag doch, wem es gehört, vielleicht nicht dem andern? — Es soll mein sein, nicht? — So lüge doch! . . . so schwöre doch, daß es mein ist! — So schwöre doch! . . . auf einen Meineid mehr kommt es doch nicht an! . .

Ihre Sinne verwirren sich. Sie stöhnte schwer auf, und drängte ihn von sich. — Als wollte er sie töten, schrie er sie an. . .

Ja, er sollte es! Wozu sollte sie jetzt noch leben? Sie wollte sich quälen, sich martern. . .

Und sie schrie auf, ohne daß sie wußte, was sie that: — Nein! hörst du, nein! — Es gehört dir nicht, dir nicht. — Es ist nicht dein Kind, hörst du? . .

Er hielt sie noch immer bei dem Handgelenk, jetzt stieß er sie von sich, daß sie auf den Teppich sank, während er von ihr zurückwich.

— Töte mich doch! schrie sie. Es ist nicht dein Kind, hörst du.

Sie schleppte sich zu ihm hin. Er hob die Hand, als wolle er sie schlagen. Dann stürzte er sich auf sie und schüttelte sie:

— Du lügst, schrie er entsetzt, du lügst; sag', daß du lügst! —

Sie rührte sich nicht. Wie mit voller Verstocktheit schwieg sie. . . .

Nebenan heulte der Hund laut auf bei dem Schrei, den sie ausgestoßen.

Herbert hatte sie losgelassen.

Dann wies er nach der Thür.

— Hinans! — Hinans!

Sie richtete sich auf, langsam strich sie sich über das wirre Haar. Sie wußte nicht mehr, was sie that.

Sie fürchtete sich vor ihm. —

Es war dunkel geworden, und sie sah kaum mehr etwas von ihm . . . nur seine Augen, und in denen stand der Wahnsinn. Sie rutschte auf dem Teppich hin, dann richtete sie sich an einem Sessel auf, und bebend vor Angst wich sie rückwärts. Sie stieß an den Tisch, sie verwickelte sich fast in den Teppich, aber sie ließ ihn nicht aus den Augen. Sie ging rückwärts, tastend, die Hände ausgestreckt, der Thüre zu, und so ihn anstarrend, wich sie vor ihm aus dem Zimmer. . .

Auf dem Korridor stürzte sie in ihr Zimmer. Hastig raffte sie einige Sachen zusammen, etwas Geld, einen Schmuck, der auf dem Tische lag . . . ehe er kam. —

Und dann eilte sie die Treppe hinunter. — — —

Der Hund heulte laut auf und kratzte an der Thür.

Herbert war in einen Sessel gesunken. Alles tanzte um ihn. Es brauste in seinen Ohren.

Und er hörte nicht, wie sie zum zweiten Male aus diesem Hause floh, wie sie die Treppe hinabeilte, wie die Gitterthür zuschlug, und sie hinausstürzte, in die Nacht, in den strömenden Regen . . . nur fort, fort . . . immer weiter in das Elend, die Schande, den Tod, — nur fort aus dem Hause, aus dem sie der Wahnsinn verjagte.

Wie gehetzt eilte sie die Straße hin, ziellos in die Nacht hinein. . .

Herbert hörte nichts davon. Er dachte nicht mehr an sie. Er hörte nicht, wie die offene Thür im Luftzuge knarrte. Wie der Regen unaufhörlich gegen die Fenster klatzte, und die Frühlingstürme die Regenmassen gegen das Haus warfen, die Bäume zerzausten und peitschten, und um das Dach brausten.

Und in das brausen und tosen mischte sich das langgezogene heulen des Hundes, eine herzerreißende Klage, die schauerlich durch das einsame Haus grollte. —

XV.

Er hatte sich vor den Schreibtisch gesetzt und den Kopf auf die Hände gestützt.

Sie hatte ihn betrogen, ihn, der alles für sie gethan, der sie zu seinem Weibe gemacht hatte. Er war verblindet gewesen, bestrickt von ihrer Schönheit. Und niemand, der ihn zurückhielt, der ihm zurief: du stürzst in dein Verderben. Sie hatten ihm noch dazu geraten, hatten ihn überredet, sie zu heiraten.

Aber dann hatte die Gesellschaft ihr Recht geltend gemacht und die Schranke gezogen. Sie hatte ihr den Eintritt verweigert, und sie hatte recht gethan. Heute hatte er ja selbst den Beweis. Sie war eben geblieben, was sie war. Die Jugend des Menschen läßt sich nicht auslöschen. Was hinter uns liegt, bestimmt die Dinge, die vor uns liegen.

Die Vergangenheit des Menschen ist eine klirrende Sklavenkette, die jede freie Bewegung hemmt, die der Mensch mit sich schleppen muß bis zum Tode.

Und wie Herbert an Lucie's Vergangenheit dachte, kam ihm die Erinnerung an das eigne vergangene Leben. Eine Frauengestalt stieg vor ihm auf, eine Tote, die er über seine Liebe zu Lucie vergessen hatte: Lisa Zürgens! das Mädchen, das einst so tief in sein Leben eingegriffen.

Es wiederholte sich alles im Leben. . . alles. — —

Er hatte es an sich selbst wie an andern hundertfach erfahren: ein ewiger Kreislauf der Ereignisse. . . .

In ihrem Außern waren sie sehr verschieden gewesen.

Lisa, dunkel, mit fast schwarzem Haar und dunklen Augenbrauen, haarscharf gezogen, fast zusammenstoßend. Braune Augen, die so finster lodern konnten. Alles an ihr zeigte den Ausdruck der Entschlossenheit. Sie war schlank und groß gewesen, und trug den Kopf etwas hochmütig.

Als Herbert sie zum ersten Male sah, war er frappiert gewesen. Sie war damals achtzehn Jahre alt, sah aber durch den Ernst, der auf ihren Zügen lag, älter aus.

Er traf sie als Gouvernante bei einer verwandten Familie, dem Oberst von Lehen, in Berlin. Sie erzog die beiden zehn- und zwölfjährigen Mädchen und wurde ganz zur Familie gerechnet.

Die Frau Oberst war aus dem Heimatdorfe Lisa's und war von deren Vater, dem Pastor Zürgens, eingesegnet worden. Lisa's Mutter war früh gestorben, und Frau von Lehen hatte jetzt Lisa, die ihr Lehrerinnenezamen machen wollte, zu sich genommen, damit sie etwas von der Welt sah und aus ihrem kleinen pommerischen Dorfe einmal hinaus kam.

Herbert war damals dreiundzwanzig gewesen. Er hatte als blutjunger Leutnant — sein Patent erhielt er erst mit der Kriegserklärung — den Krieg mitgemacht und sich rühmlich ausgezeichnet.

Der Krieg steckte ihm noch immer im Blute, obgleich schon vier Jahre darüber hingegangen waren.

Der junge, schneidige Offizier verfehlte seinen Eindruck auf die stille, leidenschaftliche Lisa nicht. Sie ließ sich nichts merken; kein Wimperzucken verriet, daß zum erstenmale

eine wilde Liebe in ihr aufkeimte, eine Liebe, die ihr das Blut durch die Adern jagte, die sie nicht schlafen ließ, die sie ermattete, unruhig und nervös machte, daß sie stundenlang im geheimen weinte, und sich versehrte. Es war eine stumme, tief im Innern wühlende Leidenschaft. Nach außen hin war sie ruhig, höflich gegen Herbert. Sie bezwang sich, und diese ruhige Kälte beleidigte ihn.

Er fing an, sich lebhafter für sie zu interessieren. Aber es schien, als ob er nichts bei ihr erreichte, sie blieb sich stets gleich. Er wurde stürmischer. Dieser Widerstand reizte ihn. Er wollte ihn besiegen, koste es, was es wolle. Zuweilen sah er es in ihren Augen jäh aufblitzen. Sie beherrschte sich nicht mehr völlig. Sie verriet sich in kleinen Außerslichkeiten. —

Einmal hatte er sie allein im Salon gefunden.

Er hatte sie umfaßt und rücksichtslos geküßt, nachdem sie ihn zuvor ausgelacht, als er ihr von Liebe sprach. . .

Sie hatte ihn ins Gesicht geschlagen. —

Da hielt er sich nicht, umfaßte sie mit Gewalt und küßte sie wütend, daß sie zusammenbrach.

Dann rettete sie sich aus dem Zimmer. —

Eine viertel Stunde später wurde sie von Frau von Bezen heruntergerufen, und mußte Herbert von Düren gegenüber treten, der nicht that, als ob etwas vorgefallen sei.

Nur zuweilen flog ein Blick zu ihr hinüber, der sie erbeben machte. . .

Seit jenem Tage brannte es in ihr. Sie konnte sich nicht mehr halten, seit sie seine Lippen auf den ihren gefühlt hatte, seit sie zum ersten Male geküßt war.

Sie hatte keinen anderen Gedanken mehr, als ihre Liebe. Und Herbert hörte nicht auf, um sie zu werben, leidenschaftlich, rücksichtslos. —

Eines Tages war sie die seine geworden. —

Sie warf sich ihm ganz hin; wagte es nicht zu Frau von Bezen zurückzukehren und blieb bei Herbert, der sie aushielt. . . Ein paar Monate des Glückes folgten.

Ihre scheinbare Strenge und Kälte barg eine Blut, die ihn nicht zur Besinnung kommen ließ.

Eines Tages, zu Beginn des Herbstes, gestand sie ihm, daß sie sich Mutter fühle. Er wollte es nicht glauben. — Er lachte sie aus. Das war ja Unsinn. . . Sie mußte sich täuschen. Überhaupt so ein Gedanke!

Es war ihm unangenehm. Es ärgerte ihn. —

Allein es ließ sich nichts dagegen machen. Es war, wie sie sagte. —

Lisa war stiller geworden als zuvor. Er vernachlässigte sie. Die ersten Tage hatte er es völlig gethan. Es wollte ihm nicht in den Sinn.

Dann gewöhnte er sich daran und suchte es zu vergessen. Aber Lisa verließ der Gedanke nicht. Sie erwachte wie aus einem Traum. Der Kausch verflog, und die Nüchternheit ließ sie alles in anderem Lichte sehen.

Sie sollte Mutter werden! —

Damit wurde ihre Schande offenkundig. Sie grübelte nach. Was wurde aus dem Kinde? . . . Es hatte keinen Vater. — Und mehr und mehr gestaltete sich bei ihr der Gedanke, Herbert müsse um des Kindes willen sie zu seinem Weibe machen. Wie sollte das sonst enden? . . . Sie wollte mit Herbert darüber reden; aber er lachte sie aus.

Er wollte nichts davon hören. Wenn sie sich ihren Gedanken hingab, küßte er sie, oder auch er schalt; denn sie fing an, ihn mit der Geschichte zu langweilen.

Und mehr und mehr brach sich bei ihr die Erkenntnis Bahn, daß er sie nicht liebe, wie sie ihn, daß er sie nie so

geliebt hatte. Sie fragte Herbert, wie er darüber denke: wenn das Kind kam, was dann? —

Er wußte es nicht. — Wozu sich den Kopf schwer machen mit noch ganz fernliegenden Dingen?

Ein paarmal fand er sie in Thränen, dann wurde er ärgerlich und schalt sie eine Närrin.

Und mehr und mehr festigte sich bei ihr der Gedanke, daß er sie nicht mehr liebe.

Herbert war derzeit am innigsten mit Max von Ebbinggen befreundet. Graf Ebbinggen, um fünf Jahre älter als Herbert, stand als Premier mit Düren im gleichen Regimente, und hatte ihn vom ersten Tage unter seine Protektion genommen. Er hatte zu der Zeit ein Verhältnis mit einer kleinen Schauspielerin Anette, die ganz verliebt in Lisa war und sich ihr so lange aufgedrängt hatte, bis Lisa diese Freundschaft annahm und sich mehr und mehr dem leichtsinnigen jungen Mädchen anschloß.

Vor Ebbinggen hatte sie eine gewisse Scheu, wegen der Herbert sie verschiedentlich neckte. —

Der Winter war gekommen. . .

Es war im November, die ersten Winterstürme jagten in das Land und brachten nicht enden wollenden Regen. Es war fröstelnd unangenehm in dem kalten, nebelfenchten Winde. Herbert mit Lisa und Ebbinggen mit Anette, beide in Civil, waren bei Renz gewesen.

Anette schwärmte für den Circus, für alles was Sport hieß, und dabei hatte sie im Leben noch nicht auf dem Rücken eines Pferdes gesessen, — als Graf Ebbinggen sie einmal auf eins hatte heben wollen, hatte sie geschrien, als ob sie sterben müsse.

Lisa hatte sich an diese Vergnügungen gewöhnt, an diese Theaterbesuche, die kleinen Soupers, an all diese Ge-

wohnheiten gewisser Kreise. Sie wußte nicht, daß Herbert sie genau so behandelte, wie all die andern Mädchen.

Vom Circus aus waren sie durch den strömenden Regen in eines der größeren Weinlokale gefahren und saßen jetzt in einem der kleinen Cabinets séparés, wie sie das schon nicht anders mehr gewöhnt waren. —

Die Vorhänge der Nische sind zugezogen, daß kein unberufener einen Blick hineinwerfen kann.

Vor ihnen ein ausgezeichnetes Souper, das Herbert, der sich auf seine Autorität etwas zugute that, komponiert hat. Auf den schneeweißen Servietten die schlanken Spitzgläser mit dem schäumenden Sekt.

Anette mit ihren blonden Haaren, denen man es ansieht, daß sie gefärbt sind, lehnt sich, die Schultern langsam hochziehend, in das rothsammetne Sofa zurück und die Augen mit den getuschten Wimpern wie ein Käzchen schließend, schlürft sie mit wollüstigem Behagen den schäumenden Wein.

Lisa wirft über den Rand des Glases, das sie an die roten, schmalen Lippen setzt, Herbert einen Blick zu, in dem all ihre Liebe ausgesprochen liegt.

Einen Augenblick ist es still in dem kleinen Raum. Nur die Gasflammen des goldenen Kronleuchters surren hörbar, und draußen auf den weichen Laufteppichen hört man die Kellner vorüberreiten, und dann tönt aus der Nebenloge das leise Geräusch eines Kusses.

Lisa lächelt schalkhaft, und ihr Glas niederlegend, wendet sie sich zu Herbert und bietet ihm ihre Lippen zum Kusse. Und während er seinen Blick flüchtig über das andere Paar gleiten läßt, küßt er sie gleichgiltig, indem er kaum ihren Mund berührt.

Sie zieht die Lippen schmolgend zusammen.

— Märchen; schmeichelt sie, und, den Arm um seinen Hals legend, zieht sie ihn an sich und küßt ihn voll und verlangend auf den Mund.

— Lisa ist schon wieder verliebt, spottet Anette. Ihr seit doch die reinen Turteltauben. Den ganzen Abend schon hat sie ihren Herbert mit den Augen verschlungen. Nun kann es ja losgehen. . . .

Der Kellner trat ein und räumte das Souper ab, während die beiden Herren ihre Cigarren anzündeten.

— Sie rauchen doch, Anette? fragte Herbert, ihr seine Cigarettentasche hinhaltend.

-- Ei gewiß!

— Lisa ist so philisterhaft. Sie bringt es nicht fertig, obgleich sie es noch nie versucht hat.

— Wozu auch, sagte diese. Es hat ja keinen Zweck. Ich sehe doch ganz gern, wenn ihr raucht.

— Es ist nur eine von deinen Albernheiten, sagte Herbert, während er zusah, wie Anette, zurückgelegt, einen Rauchring nach dem andern geschickt zu den Gasflammen emporblies und es versuchte, einen durch den andern hindurchzublasen.

— Weshalb sagst du das, Herbert? . . . Ich mag nun einmal nicht. . . .

— Na ja, ist das nicht genug?

Sie sah ihn mit einem flehenden Blicke an.

— Herbert, sagte sie, du liebst mich nicht mehr, daß du so reden kannst.

— Ach, laß die Dummheiten!

— Dummheiten? —

— Ja, diese albernsten Fragen. . .

— Ist die Frage albern? . . Ich weiß, du liebst mich

nicht mehr. . . . Du hast recht, ich könnte mir das Fragen sparen.

— Das wäre das gescheiteste.

— Aber Herbert, seien Sie doch nicht so, wollte ihn Anette besänftigen. — Mit Ebbingern war nichts anzufangen. Er war stumpfsinnig und sagte nichts.

— Laß nur, sagte Lisa, ich weiß ja. Ich bin das gewöhnt. Herbert liebt mich nicht mehr.

— Wenn du dich so beträgst, ist es auch unmöglich. Sie fing an zu weinen. . .

— Laß bitte das weinen. — Ich dachte, es sei für heut abend schon genug. Das ist mehr als lästig.

Sie weinte nur heftiger.

— Laß das weinen — oder Und da soll man dich auch noch lieb haben!

— Ich wollte, ich wäre tot, schluchzte Lisa.

Herbert zuckte die Achseln und trank lächelnd sein Glas aus.

— Es kommt auch noch dahin, daß ich mein Leben ende.

— Thue es doch, spottete Herbert. . . . Rede doch nicht so dumm! . .

— Du sagst, thue es doch. — Wenn nur das Kind nicht wäre, ich hätte es längst gethan.

Er lachte. Sie richtete sich auf und sah ihn fest an.

— Du glaubst es nicht? Wenn das Kind nicht wäre, hörst du, dein Kind! —

— Gott ja — mein Kind — ich weiß ja —

— Sprich nicht in diesem Tone, Herbert! . .

— Was denn, mein Kind? — du bist aufgereggt, und das hat gar keinen Zweck. —

Er sagte es nachlässig, und füllte sich sein Glas.

— Ah pardon! sagte er und wollte auch ihr Glas

füllen, die stier vor sich hinbrütete, die Augenbrauen fest zusammengezogen.

Sie wehrte ihm, als er eingießen wollte.

— Nein, ich möchte ein Glas Wasser.

— Das ist recht. Das wird dich abkühlen und beruhigen.

— Ja, — das soll es auch! . .

Er drehte den silbernen Knopf der Glocke.

Der Kellner brachte eine Karaffe mit kleinen, zierlichen Gläsern und nahm die Flasche mit fort, die bis jetzt auf dem Tische gestanden hatte.

Lisa saß noch immer brütend. Wirre Gedanken jagten ihr durch den Kopf. — Sie hatte sich ihm hingegeben, rein und unschuldig, wie sie gewesen war, und jetzt verachtete er sie, nachdem seine Liebe verrauscht war.

Er war in übelster Laune, angesteckt durch Ebbingens, der kein Wort sagte. Die Bemerkungen Lisa's hatten ihn gereizt. Er war dieser ewigen Quälereien satt.

— Ich falle dir zur Last, ich weiß wohl. — Du wärest froh, wenn du meiner ledig wärest. . .

— Wenn du es wissen willst — ja! . . du fällst mir zur Last mit deinem Benehmen.

— Du wärest froh, wenn ich ginge. — Aber das Kind! — Ich bin dir wirklich so sehr zur Last? —

— Ja! —

Er sagte es, unmutig über diese Fragerei.

Sie atmete schwer auf und lächelte trübe für sich hin.

Anette blies noch immer ihre Ringe, einen hinter dem andern her, sie amüsierte sich auf ihre Weise.

— Wißt ihr, interessant ist eure Unterhaltung gerade nicht, sagte sie. Max redet auch keinen Ton. . . Ein netter Abend das! —

Und sie blies eine dicke Rauchwolke zu Ebdingen hinüber, der vor sich hinstarrte, als ginge ihn das alles nichts an. Lisa rührt in dem Wasserglase, das halbgefüllt vor ihr steht, sie lächelt so bitter.

— Was klapperst du denn so mit dem Glase? Das ist ja unerträglich.

— O, sagt sie, es ist ja nur zur Beruhigung, wie du sagst.

Und sie setzt das Glas an den Mund und trinkt es aus.

— Du liebst mich wirklich nicht mehr? fragt sie.

Er antwortet nicht.

Sie erhebt sich halb vom Stuhle und sagt schwer:

— Ich habe nur dich geliebt, sehr geliebt. . . Ich will dir nicht zur . . . Last . . . fall . . .

Sie greift plötzlich hinter sich und stützt sich gegen die Wand.

Dann ringt sie nach Luft, und plötzlich erbricht sie sich.

— Das fehlte nur noch, sagt Herbert ärgerlich.

Sie greift krampfhaft nach der Brust.

— Was ist dir denn? sagt er, aufmerksam werdend.

Im nächsten Augenblicke, ohne die Arme vorzustrecken, stürzt sie nach vorn, schlägt mit der Stirn an die Tischkante und rollt zu Boden.

Der Stuhl fällt polternd um, die weiße Tischdecke wird halb herabgezogen, ein Teller und ein Glas klirren zu Boden, ein anderes fällt auf dem Tisch um.

Der feine Fuß zerbricht, und der Sekt läuft über das Tuch und tropft zur Erde.

Anette und Ebdingen fahren auf.

Herbert ist Lisa beigesprungen. Er glaubt, sie sei ohnmächtig geworden. Sie hat sich an der Tischkante so heftig geschlagen, daß die Stirn eine Beule hat . . . und sie scheint bewußtlos.

Er beugt sich über sie und faßt sie unter die Arme, um sie aufzurichten. Als er ihren Kopf hebt, erbricht sie sich aufs neue. Ebbingens zieht den Tisch ab, und Herbert schleppt Lisa auf das Sofa.

Er beugt sich tief über sie. Ihr verzerrtes, bleiches Gesicht erschreckt ihn. Die Augen, halb geschlossen und starr, flößen ihm Entsetzen ein.

Und plötzlich spürt er einen eigentümlichen Geruch, einen Geruch wie von bitteren Mandeln. Er beugt sich nieder. Es ist der weiße großblasige Schaum, der ihr vor dem Munde steht. Und wie der Blitz kommt ihm die Erkenntnis.

— Einen Arzt! schnell einen Arzt . . . um alles in der Welt! —

Anette ist zurückgefahren. Sie droht umzusinken.

Ebbingens schafft sie hinaus, während Herbert nach dem Arzt ruft. — Die Kellner eilen herbei.

Ebbingens fragt. . . Endlich stöhnt Herbert auf:

— Gift! — Sie hat sich vergiftet. Schnell einen Arzt! — So geht doch! — Schnell, schnell! . . . Vielleicht ist sie noch zu retten. . .

Ebbingens ist fortgestürmt, mit ihm einer der Kellner.

Ein anderer fragt nach, ob nicht zufällig ein Arzt da ist. . .

Gäste und Kellner drängten sich vor der Loge zusammen. —

Herbert hat versucht, Lisa die fest eingeklemmten Daumen zu öffnen, aber die Finger sind steif. Er müßte sie zerbrechen. Der Schaum steht ihr in Blasen vor dem Munde, und die Luft blubbert mit eigentümlich pfeifendem, dumpfen Tone zwischen den Lippen hervor.

Er hat nach Milch verlangt, um sie ihr einzulößen. Mit Gewalt hat er versucht, ihr die Zähne zu öffnen und

die Milch hineinzuschütten. Sie ist auf das Kleid gelaufen, ohne daß auch nur ein Tropfen in den Mund gekommen ist.

Sie keucht noch leise. Er ruft sie bei Namen, er schüttelt sie. Dann sucht er ihr das Kleid zu öffnen, aber seinen zitternden Händen will es nicht gelingen. Und er muß es mit dem Messer auftrennen.

Er denkt nicht daran, daß all die Menschen dastehn. —

— Kommt denn der Arzt noch nicht? . . . Aber so gehen Sie doch, schreit er jammernd. Holen Sie doch einen Arzt, ehe es zu spät wird!

— Man holt ihn ja schon. . .

— Aber es wird zu spät. — Schnell, schnell! — O, es dauert ja eine Ewigkeit. —

Lisa entsetzt ihn. Wie sie daliegt, so steif. Kein Ton kommt mehr von ihren Lippen. Er fühlt ihre Hände an. Sie lebt noch. . . O, nur noch ein Wort ihr sagen können, ein einziges Wort, daß sie nicht so stirbt, mit dem Groll im Herzen, mit der Verachtung gegen ihn.

Die halbgeschlossenen Augen mit dem weißen Flimmerhäutchen blicken ihn so stier an. Und dieser seelenlose Blick bringt ihn zum Wahnsinn. —

Der Arzt kommt noch immer nicht. —

Es hält ihn nicht länger, er stürmt selbst hinaus, wie er ist, ohne Ueberrock, ohne Hut, in den strömenden Regen, der ihm ins Gesicht schlägt.

Die ersten zwanzig Schritt eilt er hinein in die Nacht, ohne sich umzusehen. Dann blickt er nach den Schildern. Aber hier scheint kein Arzt zu wohnen.

An der Ecke findet er einen Schutzmann.

— Ein Doktor? . . . Dort, gleich das vierte Haus links.

Er stürzt hinüber, dort ist das Schild. . . Doktor Guttmann. . . Und er klingelt stark und heftig. —

Dann wartet er . . . Nichts regt sich. —

Und wieder klingelt er, heftiger und länger.

Der Schutzmann geht an der anderen Seite auf und ab, ohne sich um den stürzenden Regen zu kümmern. Ein Herr im Cylinder kommt die Straße her. Vor der Thür bleibt er bei Herbert stehen, lüftet den Hut und sagt:

— Sie suchen einen Arzt?

— Ja, bitte, kommen sie schnell. . . Eine Dame hat sich vergiftet.

Der Doktor greift, sich vergewissernd nach seiner Tasche und folgt dem hastig voraneilenden Herbert.

Es ist noch alles wie zuvor. —

Der Arzt läßt die Vorhänge schließen, um das mit geöffneten Kleidern auf dem roten Sofa liegende junge Mädchen den Blicken der neugierigen zu entziehen.

Er hat Hut und Mantel abgelegt, und läßt jetzt seine Hände über Lisa's Leib gleiten und legt das Ohr auf ihre Brust.

— Sie sagen, vergiftet?

— Ja, mit Cyankali.

— Woher wissen Sie das? —

— Aus dem Geruche . . . hier bitte das Glas. . .

Er nimmt das Glas, hält es unter die Nase, dann schüttelt er den Kopf.

— Ich rieche nichts deutlich. — Bitte, helfen Sie mir. . . Vorsichtig, bitte. . .

Er hat Lisa etwas hoch gehoben und öffnet ihr das Korsett, an das noch niemand gedacht hat.

Mit Mühe nur können sie es öffnen und die Kleider lösen. Dann streift der Arzt das Hemd herunter und setzt das Stethoskop an.

Herbert verfolgt angstvoll jede Bewegung. —

Sie sind allein im Gemache. Draußen wird leise ge-
flüstert und getuschelt.

— Ist noch Rettung möglich? fragt er dumpf.

— Ich höre den Herzschlag nicht mehr. . . Einen
Augenblick! . .

Er untersucht noch einmal. Dann richtet er sich langsam
auf und drückt ihr die starren Augenlider herab.

— Es ist vorbei? fragt Herbert und wundert sich über
die Ruhe seiner Stimme.

— Ja! — Sie ist tot. . .

Herbert läßt sich auf einen Stuhl sinken. Er kann
keinen klaren Gedanken fassen. Er fühlt keinen Schmerz.
Er kann nicht weinen. Ein dumpfes, erstickendes Gefühl
beengt ihn. Sein Herz schlägt wild und unregelmäßig.

Und dann denkt er, warum sie das nur gethan hat.

Er hatte im Zorn zu ihr gesprochen, und mit dem Be-
wußtsein war sie gestorben. Sie, die er einst leidenschaftlich
geliebt hatte, sie war, mit bitterem Groll gegen ihn im Herzen,
geschieden. Vielleicht hatte sie nicht einmal mehr den Angst-
schrei gehört, den er ausgestoßen, als wolle er sie halten
und dem Tode entreißen.

Der Arzt hatte das Glas nochmals genommen und geprüft.

— Jetzt rieche ich es. . . Sie haben recht! —

Er beugte sich nochmals über Lisa und spürte auch hier
den scharfen Bittermandelgeruch.

Dann wischte er ihr den leichten flockigen Schaum von
den Lippen und klingelte dem Kellner, daß er ihm Wasser
bringe zum waschen der Hände.

In dem Augenblicke kam Ebbingens zurück. Er hatte
keinen Arzt gefunden.

Als er die Tote daliegen sah, schauderte er zusammen
und legte die Hand über die Augen.

Dann trat er an sie heran und blickte lange in das leblose Gesicht, das jetzt, wo sich der Krampf im Tode löste, wieder seine alte Schönheit bekam.

Der Arzt hatte die Kleider einigermaßen in Ordnung gebracht und deckte eine Serviette über das Antlitz der Toten. Herbert saß noch immer regungslos auf dem Stuhle. Ebbingen trat zu ihm und griff nach seiner Hand.

Der Arzt verließ sie auf einen Augenblick. Man rief ihn zu Anette, die aus ihrer Ohnmacht in einen Weinkrampf verfallen war.

Dann eilte er nach Haus und kam in kurzer Zeit zurück, um den Totenschein auszustellen.

Er war noch beim schreiben, als der Polizeileutnant des Reviers eintraf, um den Thatbestand aufzunehmen.

Er kannte sowohl den Doktor wie Graf Ebbingen, an den er sich wandte, da Herbert stumpf vor sich hinbrütete. Ebbingen ging mit ihm in das Nebenkabinet und erzählte ihm den Vorfall einigermaßen, wie er sich zugetragen.

Der Polizeileutnant machte die notwendigen Notizen, besah die Leiche, fragte die Kellner aus und bat dann, daß die Herren sich morgen früh um elf Uhr auf das Bureau bemühen wollten. Er hatte sich mit Ebbingen verständigt und den ihn begleitenden Beamten abgeschickt, um einen Tragkorb herbeizuschaffen, da die Leiche nicht hier verbleiben konnte, sondern zum Leichenhause transportiert werden sollte.

Das Lokal hatte sich völlig geleert; nur die Kellner standen noch umher. Anette hatte eine Freundin gefunden, die sie heimführte.

Ebbingen und Düren warteten, bis die Leute kamen, um die Leiche zu holen.

Ebbingen führte ihn hinaus, er sollte nicht dabei sein.

Als sie aus dem Lokale hinausstraten in die Nacht,

sahen sie noch, wie die Männer mit ihrer Last um die Straßenecke bogen. Ebbingenging ging mit zu Herbert und blieb die Nacht bei ihm. —

Am nächsten Morgen wurde die Angelegenheit auf dem Polizeibureau geregelt. Er hatte für Herbert wie für sich Urlaub erbeten, der ihnen sofort gewährt ward.

Am darauf folgenden Tage, — der Regen hatte aufgehört und die Sonne brach durch das Gewölk, brachten sie Lisa zur Ruhe. In dumpfem Schmerze hatte Herbert die Tage verbracht, und auch jetzt, als er an ihrem Grabe stand fand er keine Thräne.

Er war ruhig und gefaßt, aber so ernst, daß es Ebbingenging graute. Kaum daß ein Wort aus ihm herauszubringen war.

Er überließ Ebbingenging alles, der einen erneuten vierwöchentlichen Urlaub für ihn erwirkte und ihn nach Saffenhagen begleitete, wo er ihn seiner Mutter übergab, mit der Bitte, mit keinem Wort diesen erschütternden Vorfall zu berühren. —

Nach acht Tagen lief das Abschiedsgesuch Herberts in Berlin ein. Er trat aus dem Heere. —

Den Winter durch blieb er einsam mit der Mutter auf dem abgelegenen Gute. Er hatte eine Nervenkrise zu überwinden; allein seine gesunde, kräftige Natur rang sich wieder durch. Er war ruhig geworden. —

Hatte er nicht im Kriege tausende stürzen sehen, hatte er selbst nicht manchem den Tod gebracht? —

Es ließ sich nichts daran ändern. Er fühlte die Schuld schwer genug, die er auf sich geladen hatte, aber er hatte den Mut, sie auf sich zu nehmen, und so gewann er sich seine Ruhe wieder.

Im Frühling des folgenden Jahres ging er nach Göt-

tingen, um Nationalökonomie zu studieren. Er arbeitete eifrig und unausgesetzt, ohne sich zu zerstreuen.

Im folgenden Jahre ging er zurück nach Berlin. Er wollte seiner Vergangenheit ruhig entgegentreten, er wollte ihr trohen. . .

Er promovierte und stürzte sich in das politische Leben, bald rastlos arbeitend, bis zur Erschöpfung, dann wieder toll in den Tag hineinlebend, bis sich auch das mit den Jahren mehr und mehr verlor.

So hatte er Lucie gefunden, hatte sie geliebt, daß er alles um sie vergaß, Gegenwart und Vergangenheit. —

Jetzt stieg die Vergangenheit wieder vor ihm auf.

Sie hatten beide Dinge hinter sich, die man am besten nicht aufdeckte, sondern im Dunkel ließ.

Aber jetzt traten die Bilder deutlich hervor.

Er sah Lisa wieder vor sich, jene Scene, als sie den Tod gesucht, in den er sie mit seinen herzlosen Worten getrieben. — Es rächte sich alles. —

In höhnischem Unmuth hatte er so gethan, als ob er ihr nicht glaube, — jetzt hatte ihm sein Weib entgegen geschrien, daß das Kind, daß sie unter dem Herzen trug, nicht das seine sei. . .

Es rächte sich alles . . . und es wiederholte sich alles. — Lucie, die nun die andere rächte.

Er hatte Lisa's Liebe mit Füßen getreten, jetzt schleifte Lucie seine Liebe durch den Noth.

Die Erinnerung an Lisa's Tod hatte ihn dazu vermocht, Lucie so zu lieben . . um ihrer Liebe willen sie zu seinem Weibe zu machen. Und so ward ihm jetzt gedankt.

Sie hatte ihn verlassen; er war wieder allein, einsamer als zuvor . . .

Er sah sein Leben vor sich liegen, traurig einsam. . .

Kein Sonnenstrahl mehr, nur finstere Nacht, — und ihn schauderte. —

Und jetzt ging Lucie vielleicht auch in den Tod, wie die andere . . ganz wie Lisa.

Was blieb ihr anders übrig, als zu sterben, um nicht elend umzukommen? — Wenn sie nicht vielleicht zu ihm ging . . . zu dem Vater des Kindes, das er sein eigen geglaubt hatte! —

Er stützte den Kopf schwer in die Hand, es stieg qualvoll würgend in ihm auf, aber er hatte keine Thränen.

Sie hatte ihn betrogen, — ihn betrogen, — sie . . die er geliebt hatte, tausendmal inniger als Lisa, für die er sein Leben hingeworfen hätte jeden Augenblick. —

Was er Lisa im Unmut, mit Worten, ohne daran zu glauben, vorgehalten hatte, — Lucie machte es wahr. Und der Schmerz, der ihn erfüllte, brachte ihn zur Verzweiflung, daß er sein Leben und seine Liebe verfluchte. —

XVI.

Einmal war das Mädchen ängstlich gekommen und hatte gefragt:

— Die gnädige Frau ist nicht zu finden. . .

Herbert hatte sie wieder fortgeschickt. — Es sei gut, sie sei abgereist. . .

Dann hatte er sich eingeschlossen. —

Der Hund heulte in einem fort. Er hatte ihn endlich hereingelassen, und er hatte in allen Ecken herumgeschnüffelt

und sich lange nicht beruhigt. Endlich streckte er sich auf das Fell vor den Schreibtisch und schlief ein.

Herbert wachte. Er ging im Zimmer auf und ab.

Die Gedanken hezten sich in seinem Hirn, aber er kam zu keiner Klarheit. Sie war fort. Er hatte sie hinausgejagt in die Nacht, die hilflose, mit ihrem Kinde unter dem Herzen.

Er hörte den Regen an die Scheiben plätschern und den Sturm in den Bäumen des Tiergartens rütteln.

Was hatte er gethan! —

Wo mochte sie sein, was konnte sie beginnen? . . Er hatte sie hinausgejagt in die Nacht, und er hatte sie einmal geliebt, geliebt mit jedem Zucken seines Herzens.

Ihre Schuld verschwand für einen Augenblick, und er sah nur das arme hilflose Weib durch die Straßen irren, durch den klatschenden Regen, der an die Fenster prasselte.

Die Dogge knurrte leise im Schläfe. Er blieb einen Augenblick stehen und betrachtete sie, dann ging er weiter.

Er öffnete ein Fenster im Salon und schaute hinaus in die Nacht. . . Es war nichts zu sehen. Einmal schien ihm, als ob sich drunten am Gitter etwas bewege, aber es war nur ein Schatten gewesen, den die flackernde Laterne warf.

Der Regen schlug ihm ins Gesicht, er sprühte zum Fenster herein und durchnäßte den Teppich.

Der frische Wind that ihm wohl, und er atmete diese nebelseuchte Nachtluft tief ein. Dann zog er das Fenster wieder an und kehrte in das Arbeitszimmer zurück.

Er setzte sich vor den Schreibtisch und nahm seinen hämmernden Kopf zwischen beide Hände. —

Und Stunde um Stunde verging. Mitternacht war längst vorüber.

Einmal hatte sich das Sodbrennen des Hungers bei ihm bemerkbar gemacht, aber er hatte sich bezwungen. Er wußte, er konnte doch nichts essen.

Es schlug zwei Uhr, als seine Lampe knisterte. Er hatte es nicht bemerkt, daß sie immer trüber brannte; jetzt warf sie nur noch einen rötlichen Lichtkreis über die Bücher und Papierstöße des Schreibtisches.

Sie flackerte und puffte und verbreitete einen erstickenden Dunst von schwelendem Rauch. Er schraubte den Docht ein und blies sie aus, und er sah noch, wie ein leuchtender Faden grauen Rauches aus dem Cylinder aufstieg, dann lag das Zimmer im Dunkel.

Nur an den Fenstern hin huschte der schwache Lichtschein der fern stehenden Laternen.

Er lehnte sich in den Ledersessel zurück, starrte in die Finsternis und ein Halbschlummer überkam ihn. Er hörte das rauschen und brausen des Frühlingsregens, das Geraschel der dürren Zweige im Winde, die zuweilen an ein Fenster schlugen, daß er erschreckte; und er sah Lucie, wie sie durch die Nacht eilte, wie die nassen Kleider um ihren Leib schlugen, wie sie weiterjagte, immer weiter, in den Regen hinein. . .

Dann ging sein denken unter. Vielleicht war sie tot, sie hatte den Tod gesucht. —

Und er dachte nicht mehr, sein Kopf lag schwer auf seinem Arm, den er auf den Schreibtisch stützte. —

Als das erste Morgengrauen aufstieg, lag er noch immer so. Er hatte nicht geschlafen. . . nicht einen Augenblick. Seine Augen brannten im Fieber, seine Hände waren heiß und sein Kopf bleiern schwer. . .

Trübe, trostlos zum Sterben stieg der schläfrige Morgen auf. Der Regen ließ das Licht nicht durch; ein feiner Nebelregen, der durch die Spalten der Fenster eindrang in die Häuser, der sich überall durchbohrte, ein Sprühregen, der die Luft mit Feuchtigkeit schwängerte. —

Herbert kühlte sich Gesicht und Hände, aber es half nichts. Das Fieber jagte durch seine Adern.

Der Diener klopfte und brachte das Frühstück. Er sah seinen Herrn scheu an. Sie hatten gestern Abend den Schrei der jungen Frau sehr wohl gehört . . . gehört, wie sie das Haus verlassen hatte, wie sie geflohen war.

Aber sie hatten sich still verhalten und nichts zu thun gewagt. Sie waren alle erst spät zur Ruhe gegangen, denn sie glaubten, es müsse sich noch etwas ereignen.

Herbert stand am Fenster, bis der Diener wieder gegangen war, dann nahm er nach kurzem Entschluß sein Frühstück zu sich. Er durfte sich nicht krank machen, und der Magen drohte sich ihm umzukehren.

Dann überlegte er, was er beginnen sollte. . . als ihm Eggersdorf gemeldet wurde. Er kam hastig ins Zimmer, schritt auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. Er schien etwas anderes sagen zu wollen, aber bei Herberts Anblick rief er aus:

— Was ist dir, Düren! wie siehst du aus?

— Nichts, nichts. — Was führt dich her?

— Nein, du siehst entsetzlich aus. — Ist etwas passiert?

Herbert nickte nur mit dem Kopfe.

— Aber so rede doch! Kann ich dir helfen? . . .

— Nein! es kann niemand helfen. Lucie . . .

— Was ist mit ihr?

— Sie ist fort! . . .

— Fort? — Ich verstehe dich nicht . . . du hast doch nicht —

— Sie ist fort, weil sie nicht mehr in dieses Haus gehörte, das sie entehrt hat. —

— Mensch, du hast sie doch nicht fortgejagt? . . . Du bist gestern bei Lautner gewesen? . . .

— Ja, und ich weiß alles. . .

— Nichts weißt du, nichts! — Das ist entsetzlich! . . . Wo ist sie denn, wo ist sie? —

— Ich weiß nicht. —

— Aber sie ist ja unschuldig . . . So höre doch nur. — Heut in aller Frühe kommt Lautner zu mir, bestürzt und erregt. Ich bin kaum aus ihm klug geworden. Er ist erst zur Nacht nach Haus gekommen. . . Heut Morgen hat ihm seine Hausfrau gesagt, daß du gestern dagewesen seist. Sie hat dich voller Entsetzen aus dem Atelier fortstürzen sehen. Lautner ist hinaufgeeilt, und hat die Thür zu einem Nebenzimmer offen gefunden, wo ein Bild gestanden hat. . . Das Tuch hat an der Erde gelegen. . .

— Ja, sagte Herbert ruhig dazwischen. Ich habe das Bild gesehen. . . Es ist ja alles ganz gut.

— Also hat er recht geahnt. — Nun wohl, ich soll dir nun sagen, daß jeder Gedanke, den du über das Bild haben kannst, falsch ist, — hörst du, völlig grundlos. . . Das Bild ist die Ausgeburt einer Künstlerlaune, nichts weiter. — Er hat es gemalt, heimlich, ohne daß ein Mensch davon gewußt, aus dem Gedächtnis, verstehst du. — Alles, alles ist Erfindung, selbst das Gesicht. Er giebt dir sein Ehrenwort, daß Lucie ihm nicht einen Augenblick gestattet hat, auch nur einen Zug von ihr zu zeichnen. — Aber er ist sich der Beleidigung, die er dir damit zugefügt hat, sehr wohl bewußt; er hat das Bild vernichten wollen, gleich

nachdem es entstanden ist, aber er hat es nicht über das Herz gebracht. Und das ist ja nun auch gleich. — Es handelt sich um die Beleidigung gegen dich und deine Frau, und er schickt mich, um dich zu fragen, welche Forderungen du stellst. Er ist zu jeder Genugthuung bereit, die du verlangst.

Herbert lehnte mit dem Rücken an dem Schreibtisch, die beiden Hände auf die Platte gestützt. Ein müdes Lächeln suchte um seine Lippen.

— Was soll das mit dem Wilde? . . . Er hat mein Weib verführt.

— Aber Düren, ich bitte dich, du redest irre. — Nie hat auch nur die geringste Beziehung zwischen Lautner und deiner Frau bestanden . . . niemals!

— Wer sagt dir das? . . .

— Lautner, der dir sein Wort durch mich schickt.

Herbert lächelte ungläubig.

— Es ist nicht nötig, mir ein solches Ehrentwort zu bringen. Ich weiß, was man in solchen Fällen zu thun im stande ist.

— Düren, du zweifelst? —

— Nein! . . . ich habe ja das Geständnis von Lucie selbst.

— Von Lucie, ein Geständnis? —

— Ja! . . . Nichtwahr, nun siehst es anders aus?

Eggersdorf war zurückgetreten.

— Das ist nicht wahr! . . . Das kann nicht sein! —

— Aber es ist so. —

Es bedurfte langer Zeit, bis daß Eggersdorf Herbert überzeugte. Lautner hatte ihm sein Wort gegeben, daß sich alles so verhielt, daß nie das geringste zwischen ihm und Lucie vorgefallen sei.

Und allmählich dämmerte es in Herbert auf. Er hatte geglaubt, ihre Verständnislosigkeit sei ein berechnetes Spiel gewesen. Er sah sie wieder vor sich stehen, er durchlebte die Scene noch einmal, ihm fielen seine Fragen ein, und er erkannte, daß er selbst sie dazu gebracht hatte; er hörte, wie sie ihm zuschrie, daß das Kind ihm nicht gehöre.

Töte mich! hatte sie ihm zugerufen.

Sie hatte ihn reizen wollen. Nach der Schmach, die er ihr angethan, wollte sie nicht länger leben.

Was hatte er gethan? —

In blinder Wut hatte er sie in den Tod getrieben.

Und wie vernichtet drohte er zusammenzubrechen, wenn ihm Eggersdorf nicht beigeiprunge wäre.

Jetzt schien ihm alles so natürlich. Nur er selbst kam sich wie ein völlig verblendeter vor.

Eggersdorf redete auf ihn ein. Es galt, Lucie wiederzufinden. Aber erst mußte er mit zu Lautner kommen, um aus dessen Munde nochmals die Versicherung zu erhalten, daß er sich in jeder Beziehung getäuscht habe. —

Sie standen in Lautner's Atelier, der sich in wilden, leidenschaftlichen Selbstanklagen erging.

Er wollte Herbert Genugthuung geben. Durch ihn allein war all das Unheil angerichtet, aber Herbert schüttelte nur immer den Kopf. Er hatte nichts zu fordern, er selbst hatte ja sinnlos gehandelt.

Lautner schleppte das Bild herbei; mit hastigen Schnitten trennte er es aus dem Rahmen, und warf die Leinwand in das Feuer!

Dann schüttelte es ihn voll Entsetzen und er sagte:

— Seht ihr — davor hat mir immer gegraut. . . Es ist mir wie ein Mord erschienen, das Bild zu zerstören.

Hätt' ich doch nur den Mut gefunden, hätte ich lieber nie einen Pinsel angerührt! —

Alein für den Augenblick mußten alle diese Anklagen zurücktreten vor der Notwendigkeit, Lucie wiederzufinden.

Sie saßen in dem geräumigen Atelier vor dem großen Bilde Lautner's, jener Nachtszene mit den wildschlagenden Flammen, vor dem Dürer gestern so lange gestanden hatte. Der feine Märzregen trommelte leise, monoton auf das Glasdach, wie ein gedämpfter ferner Wirbel. —

Herbert und Lautner wollten auf die Suche gehn.

Eggersdorf wurde vom Dienste in Anspruch genommen, er konnte ihnen nur wenig Zeit zur Verfügung stellen.

Lautner machte zuerst Meldung auf der Hauptpolizei. Ein verheimlichen hatte keinen Zweck. Auskunft konnte ihm noch nicht zu teil werden.

Es war nicht anzunehmen, daß Lucie bei dem Unwetter und bei ihrem Zustande weit gekommen war. Vielleicht war sie nach ziellosem umherlaufen haltlos irgendwo zusammengebrochen, und man hatte sie gefunden.

Von Lautner begleitet forschte Herbert in den Krankenhäusern der Stadt nach.

Ein paarmal führte man sie zu neu aufgenommenen Kranken, deren Personalien noch nicht festgestellt waren, aber Lucie war nie darunter. Sie gaben ihre Anordnungen, wenn sie vielleicht gebracht werden sollte, eine genaue Beschreibung, und eilten weiter. — So vergingen die ersten Tage. . .

Lautner hatte, von Angst getrieben, den Weg in die Morgue gemacht, dem schmucken, roten Häuschen an der Kommunikation. Aber auch dort nichts zu finden.

Wenn sie in ihrer Verzweiflung den Tod gesucht, sich in die Spree gestürzt hatte, konnten Tage vergehen, ehe sie

gefunden wurde, wenn man nicht das ganze Flußbett absuchte. Aber Lautner hatte eine Beruhigung. Sie trug ein Kind unter dem Herzen. Wenn ihr der Gedanke daran kam, mußte sie von einem solchen Entschlusse abstehen.

Er hoffte wieder. Und sie forschten weiter.

Aber keine Spur zu entdecken. Niemand hatte sie gesehen. Und wie einst Herbert, so begann Lautner jetzt das große Berlin abzusuchen.

Jedoch nicht auf den belebten Straßen trieb er sich umher, er verlor sich in die abgelegensten Gegenden, überall dorthin, wo sich Menschenelend vor den Augen der Welt verbergen konnte.

Er schaute zu den Fenstern empor, er drang in die großen Höfe der Riesengebäude ein, ob er sie vielleicht durch einen Zufall entdecken würde.

Alle Zeitungen kaufte er auf, und zu all den Adressen lief er hin, wo Frauen und Mädchen ein Heim angeboten wurde. Sie hatte vielleicht ein solches Blatt in die Hände bekommen, es war am wahrscheinlichsten. — Wohin sollte sie sich wenden?

Und mit vieler Mühe und manchen Laufereien verschaffte er sich alle Zeitungen aus den Tagen zuvor. Aber überall, wohin er kam, empfing man ihn mit Scheu und Vorsicht, und er erfuhr nichts.

Am liebsten wäre er in die Wohnungen eingedrungen.

Auf den Höfen hielt er die Kinder an und fragte sie aus. Sie alle hatten eine Dame gesehen, wie er sie beschrieb; und immer war sie die Straße da oder dorthin gegangen. . . . gestern war es gewesen oder vorgestern oder vor acht Tagen, ganz wie er fragte.

Und wenn er weiterging, liefen sie vor den Thorweg und schauten dem komischen Menschen nach, der so merk-

würdige Fragen stellte. Aber all sein suchen war vergebens. Lucie war und blieb verschwunden. —

Herbert versuchte auf anderen Wegen, Lucie aufzufinden, aber er war nicht glücklicher.

Eine dumpfe Traurigkeit hatte sich seiner bemächtigt, er sprach kaum mit irgend jemand.

Stundenlang konnte er allein sitzen und vor sich hinstarren, um sich in stummen Selbstanklagen zu ergehen.

So vergingen mehr als vier Wochen. —

Da erhielt Herbert eines Tages aus Sassenhagen von der alten Wiesing ein Telegramm:

— Kommen Sie sofort. Gnädige Frau ist schwer krank. Wiesing.

Überall hatten sie gesucht. An Sassenhagen hatte keiner gedacht. Und wie einst Lucie vor Ungebuld vergangen war, als seine Mutter nach ihr rief, so und noch qualvoller waren ihm die Stunden, bis der Zug die Endstation erreichte.

Wiesing in ihren dunklen Kleidern, die sie noch immer trug, das Tuch um den Kopf gebunden, erwartete ihn. Sie hatte die Kranke verlassen, um ihm entgegenzueilen. Und um Verzeihung bittend, weinend, erzählte sie ihm alles. Vor vier Wochen war Lucie zu ihr gekommen, verstört und krank.

Sie hatte ihr gesagt, daß sie von Herbert geflohen sei. Bei ihr wollte sie die Geburt des Kindes abwarten, und dann weiter in die Welt gehen, daß niemand sie finden sollte. Sie hatte ihr schwören müssen, nichts zu verraten.

— Ach, gnädiger, Herr, schluchzte Wiesing, wer könnte ihr wohl was abschlagen. . . Sie ist ja so gut, so schön, und wenn sie bittet, kann man ja nicht anders. Und geweint hat sie den ganzen Tag, den lieben langen Tag. — Das war ein Elend die vier Wochen. Zuweilen ist es so

schlimm gewesen, daß ich nicht mehr gewußt habe, was ich thun sollte. Die letzten Tage ist es am schlimmsten geworden. . . Wir haben den Arzt geholt, und der hat den Kopf geschüttelt und gesagt, man müsse den gnädigen Herrn rufen, es stehe sehr schlimm. Und das arme Kind hat im Fieber immerzu gesprochen und immer dasselbe. Sie hat immer Herbert! gerufen. Bald voller Angst, und dann wieder schmeichelnd und bittend. Und da habe ich den Jammer nicht mehr mit ansehen können, und weil sie ja selbst immer im Traum darnach verlangt hat, habe ich gedacht, es wäre kein Unrecht, wenn ich den gnädigen Herrn rief; wenn ich ihr ja auch versprochen hatte, zu schweigen und sie nicht zu verraten.

— Sei ruhig, Wiefing, du hast ganz recht gethan. Du hättest es nur schon früher thun sollen, das wäre besser gewesen. —

Und er griff nach der Hand der alten Frau und drückte sie fest zum Zeichen seines Dankes.

Endlich lag Sassenhagen vor ihnen . . .

Der Regen hatte noch immer nicht aufgehört, er schlug in Strömen auf das Schuttdach des Wagens, er lief in den Wagen hinein, und der Wind peitschte ihn ihnen entgegen.

Die Wege waren durchweicht, das Wasser stand in Pfützen und floß am Rande der Chaussee hin.

Endlich fuhr der Wagen in den Gutshof ein.

Ehe er noch hielt, war Herbert schon abgesprungen und eilte auf das Haus zu, während ihm Wiefing vergeblich zu folgen suchte.

Lucie lag droben in dem Zimmer, wo sie zuletzt gewohnt hatten, jene glücklichen Tage nach dem Tode seiner Mutter. Eine Wärterin war bei ihr. Der Arzt kam gerade aus dem

Zimmer, er wollte ihn anhalten, aber Herbert war schon an dem Lager der Kranken. —

Sie warf sich unruhig hin und her. —

Er beugte sich über sie und nahm sie in seine Arme, die kein Bewußtsein von der Außenwelt hatte.

Sie redete sinnlose Worte, ihr armer schwacher Leib bebte in der Glut des Fiebers. Erst wollte sie ihn fortstemmen, dann umfaßte sie ihn in völliger Bewußtlosigkeit, und die Augen noch immer geschlossen haltend, klammerte sie sich an ihn und tastete mit zitternden Händen an ihm herum. Er hörte wie sie seinen Namen murmelte; — aber ihr Geist war weit fort, und sie wußte nicht, daß er bei ihr war, daß er sie umschlang und ihr Stirn und Wangen küßte.

Sie wurde ruhiger, schmiegte sich an ihn und dann lehnte sie sich zurück in die Kissen mit friedlichem Lächeln, während ihre heißen Hände in den seinen lagen.

Der Arzt trat vorsichtig in das Zimmer und unterhielt sich leise mit Herbert. Er verhehlte ihm nicht die Gefahr für die junge Frau.

Er befürchtete eine Frühgeburt und fürchtete für ihre Gesundheit. Sie war sehr schwach. Für das Kind war keine Gefahr, es kam kaum vierzehn Tage zu früh. —

Herbert wachte an ihrem Lager. . .

Gegen Abend schlug sie die Augen auf. Sie schaute ihn verwundert an. Sie schien sich zu besinnen. Aber er beugte sich schon über sie und zog sie an sich. Sie schlang ihren Arm wortlos um seinen Nacken, sie hatte vergessen, was mit ihr vorgegangen war, und sie weinte in seinen Armen, als löse sich ein tiefer Schmerz von ihrer Brust, und so schluchzte sie sich in den Schlaf.

Sie schlief fest und ruhig ein. Das Fieber ließ etwas nach. . .

In der Nacht mußte sich Herbert niederlegen, aber er wich nicht aus dem Krankenzimmer. Er gehorchte dem Arzte und streckte sich auf einen Divan.

Wiesing wachte, aber auch er selbst schlief nicht.

Am andern Tage kam Lucie völlig zum Bewußtsein.

Wie kam sie nach Sassenhagen? — Hatte Herbert sie hierhergebracht? .. Sie konnte sich auf nichts mehr besinnen.

Herbert beruhigte sie und ging auf alle ihre Fragen ein. —

Sie war still geworden und glücklich, ihn neben sich zu haben; aber dann kam ihr plötzlich die Erinnerung. Und eine furchtbare Angst bemächtigte sich ihrer.

Sie wollte auffpringen, wollte fort. — Mit Mühe nur hielt Herbert sie fest. Das Entsetzen vor dem Geschehenen verließ ihr Riesenkräfte. —

Und dann war wie mit einem Schlage all ihre Kraft gebrochen, sie sank ermattet zurück und weinte. . .

Herbert überschüttete sie mit Liebtosungen, mit den zärtlichsten Worten, er saß an ihrem Lager, das Gesicht auf ihre heißen Hände gepreßt, und all die Qual und Angst, die brennende Reue der letzten Wochen strömte hervor in leidenschaftlichen Worten, in wilden Selbstanklagen.

Jetzt erst kam Lucie zur Besinnung. Sie zog ihn an sich, und ihn umschlingend vergaßen sie beide all die Qual, die hinter ihnen lag, das bittere Leid, das sie sich gegenseitig angethan hatten.

Herbert sprach von Lautner, von dessen Verzweiflung, daß sein Bild all das Unheil angerichtet hatte. Lucie verlangte ihn zu sehen. Am folgenden Tage kam er, um aus ihrem Munde zu vernehmen, daß sie ihm nicht zürne.

Sie mußte wieder, wie sehr Herbert sie noch liebte. Diese qualvolle Zeit hatte dazu gebient, sie einander wieder

ganz zuzuführen. Jetzt mußte alles wieder gut werden. Bald stand ja auch das Kind zwischen ihnen.

Nach ihrer Unterredung mit Lautner hatte sich das Fieber wieder eingestellt. Es steigerte sich in der Nacht, so daß der Arzt das Haus nicht verließ.

Im Morgengrauen trat eine heftige Krise ein. Was der Arzt befürchtet hatte, geschah. Das Kind kam zur Welt, ein Mädchen, aber trotz der Frühzeitigkeit gesund und kräftig. Lucie war noch immer nicht zum Bewußtsein gekommen.

Man hatte Herbert wieder zu ihr gelassen. Der Arzt war ratlos. . . Er wußte nicht, ob die Mutter gerettet war. Es schien so, aber irgend ein geringfügiges Ereignis konnte alles verderben. —

Der Morgen stieg 'auf, grau und regnerisch. Dichte Nebelschleier flatterten durch die Luft vor dem Winde her.

Es regnete leise. . .

Und langsam stieg der Tag auf hinter der grauen, einförmigen Regenwand, die alles umschloß.

Dann hörte es auf zu regnen, und die Wolken ballten sich zusammen; graue, schwarze und gelbe Ungetüme, die der Sturm vor sich herjagte. —

Lucie war endlich erwacht. Man hatte ihr das Kind gezeigt und sie war in Freudenthränen ausgebrochen. Sie wollte es selbst nähren, aber der Arzt verbot es; sie war zu ermattet, in den ersten Tagen war es unmöglich.

Das schmerzte sie tief, und sie bat und flehte vergebens.

Herbert saß neben ihr.

Wenn sie über die nächsten drei Tage hinweg kam, war sie gerettet. — Sie selbst schien sich nicht krank zu fühlen.

Sie war so glücklich. Ihr Gesicht drückte eine unaussprechliche Seligkeit aus, und die alte, so lang verlorene Schönheit verklärte ihr bleiches Antlitz.

Herbert sah sie wieder in ihrer jugendlichen Schönheit und Anmut, so wie er sie einst leidenschaftlich geliebt hatte.
— Die Zeiten würden jetzt wiederkehren.

Und Lucie sprach von der Zukunft, einer glücklichen Zukunft, in der es keinen trüben Tag mehr geben sollte. Sie berauschten sich an den Bildern, wie glücklich sie sein würden mit ihrem Kinde. Sie sprach weiter: aber ihre Stimme wurde immer schwächer. Sie klang ihm so fern, — immer ferner. . . .

Und in ihren Augen lag ein so sehnsüchtiger Ausdruck, als suche sie etwas in weiter Ferne. . .

Dann bewegten sich nur noch ihre Lippen, sie schauerte zusammen . . ihre Hände krampften sich in seine Kleider.

Er beugte sich über sie und küßte die bleichen Lippen.

Ihr Kopf sank zurück. Sie wurde so schwer in seinem Arme.

— Lucie! Lucie! — Was ist dir Lucie! . .

Aber ihre Lippen waren stumm geworden.

Ein glückliches Lächeln lag auf ihrem blassen Gesicht, das der Tod wieder verschönt hatte. . . .

In haltlosem Jammer brach er an dem Lager zusammen. Endlich erhob er sich wieder und drückte ihr die Augen zu.

Da lag sein Glück, tot und stumm, für alle Zeit. —

Er trat an das Fenster, dieses Halbdunkel beängstigte ihn, und er schlug die Vorhänge zurück.

Der Wind jagte zerrissene Wolkenfetzen vor sich her. —

Einzelne Stückchen tiefblauen Himmels zeigten sich schon.

Jetzt schob sich eine Wolkenwand am Horizont entlang. Und nun brach die Sonne durch, sieghaft glänzend, ihre Strahlen über die regenfeuchte Erde sendend.

Sie drangen in das Zimmer, und als sich Herbert umwandte, war das Lager in ein Meer von Licht getaucht, und

um das bleiche, friedliche Antlitz seines Weibes woben die Sonnenstrahlen einen milden Goldschein.

Bei diesem Anblicke kamen ihm andere Gedanken, und die Verzweiflung löste sich wie ein dunkler Schleier von seiner Seele. —

Von drunten klang ein heller, kleiner Schrei herauf, der Schrei neu erwachten Lebens. —

Sein Kind rief nach ihm; sein und der Toten Kind!

Noch stand er im Leben, im Sonnenlichte. . . Heute Morgen hatte man ihm die Nachricht gebracht, daß er gewählt sei. . . Er hatte gesiegt! —

In jenem Augenblick hatte er es überhört.

Jetzt trat es lebendig vor ihn. —

Nein! er wollte nicht verzweifeln. —

Und er beugte sich über die Tote, die für ihn gestorben war, für ihn und sein Kind. Er preßte einen langen Kuß auf die bleichen, stummen Lippen, er legte die Hände um das schöne Haupt und schaute lange in diese feinen, leidvollen Züge.

Sein ganzes Leben, all seine Liebe zog noch einmal an ihm vorüber. Er wollte weiter leben in der Erinnerung an sein Glück. Der Rausch war verflogen, aber die Erinnerung blieb bestehn, — ewig! —

Von drunten hörte er wieder den kleinen Schrei heraufstöhnen, der ihn rief . . . zurück in das Leben. . . .

Noch einmal küßte er lange sein armes, totes Weib, — dann schritt er langsam hinunter zu seinem Kinde, dem von jetzt an sein Leben gehören sollte.

E n d e.

Auszüge aus den Urteilen der Presse über Werke Heinz Tovotes:

Mutter!

Roman.

Vierte Auflage.

Berliner Tageblatt. Mutter! ist eine gute, Tovote's beste Arbeit. Der Roman hat eine regelmäßig fortschreitende Handlung, einen interessanten Konflikt und charakteristisch herausgearbeitete Gestalten, und die zarten Naturstimmungen geben dem Ganzen einen seltenen dichterischen Reiz.

Hamburger Nachrichten. Die Geschichte ist flott erzählt, mit geschickten Details ausgeschmückt und im Gegenstand ungleich vornehmer gehalten als seine Vorgänger. Das Geleitwort der Mutter! ist eine Anweisung auf die Zukunft, an die wir uns halten wollen. Im Wieneland, zu dessen Edelgeborenen wir auch Heinz Tovote rechnen, wird kein Versprechen gegeben, ohne daß der, der es leistet, die Kraft in sich verspürte, es einzulösen.

Hannoverscher Courier. Diesmal bringt Heinz Tovote ein Buch, das ihm einen neuen, weiteren Leserkreis und frische Anerkennung erobern wird. Ein ernstes Thema das er behandelt. Ein Buch für Badtsche, für Philister in engster Begrenzung wird H. T. wohl nie schreiben, unsere Zeit ist zu ernst für Rosenwasser und einen Pinsel aus Seidenschneide, aber verständige Menschen werden diese Mutter! mit Genuß lesen; ich fasse damit eine große Menge zusammen.

Kunstwart. Die Mutter! ist nicht nur in der Komposition und in der Einheitlichkeit und klaren Herausarbeitung des Grundgedankens den beiden größeren Romanen des Verfassers überlegen, sondern wird auch in gewissen Einzelschönheiten von jenen nicht erreicht. Das Buch enthält Stellen von hinreißender Beredsamkeit der Situation, während die Sprache selbst sich in bewunderungswürdiger Einfachheit des Ausdrucks hält. Es handelt sich um die Darstellung eines großen Seelenschmerzes, eines der furchtbarsten, die das Leben kennt, um die Entdeckung der mütterlichen Schande durch das Kind. Die Herausarbeitung dieses Schmerzes geschieht mit den feinsten Kunstmitteln, und erreicht ihre erschütterndste Wirkung dort, wo der Schmerz in das Lachen des Wahnsinns umzuschlagen droht, in jenem Augenblicke, wo in dem unglücklichen Sohne, mit einem unendlichen Mitleid für den „betrogenen Vater“ zugleich urplötzlich der fast grausam komische Gedanke auftaucht, daß der ja garnicht sein Vater ist. Das ist groß und gewaltig, und ohne Mißton.

Neues Wiener Abendblatt. Heinz Tovote ist vor allem ein guter Erzähler. Der Stil ist natürlich und von translucider Farbigeit, die Darstellung so heikler Dinge diskret und fein — das Buch frisch und gesund und voll leichter Grazie in allen Linien.

8998 K

Ich.

Nervöse Novellen.

Sechste Auflage.

Deutsche Worte. Tovote bejaht nicht, Tovote verneint nicht. Er ist ein Künstler und er weiß, daß gerade dieses Pâte-sur-pâte, die Schichtung von Wirklichkeit auf Wirklichkeit, mit der Lockung eines durchscheinenden Grundes, den fesselnden Reiz dieser Ich-Novellen bildet. Während er diese traurigen und wahren Geschichten schreibt, mit soviel Zartheit, Geschmack und Sicherheit — was ist ihm da das Leben? Stoff, den er gestalten will, nichts, das ihm mehr weh thun kann. Es verrät das heimlich süße Künstlerglück, das er im Schaffen fand und aus dem die Melancholie emporstieß wie eine thauschwere Blume, die im umfließenden Lichte tief erschauert . . .

Nation. „Ich“ ist zweifellos das beste Buch, das H. T. bis jetzt herausgegeben hat. Kostet, erotisch, sensibel, nervös — so sind diese Novellen, und das ist in den Augen gewisser Leute gewiß recht undeutsch, fast so undeutsch als wenn sich ein Feuilletonist herausnimmt, geistvoll und witzig zu sein.

Die subtile, von feinsten Nervenschwingungen begleitete Erotik ist Tovote's Specialität, und mag man sie nun für wichtig oder unwichtig halten, so wird man sie doch willkommen heißen dürfen, weil sie unserer Litteratur schon seit langem gefehlt hat.

Neues Wiener Tagblatt. Tovote's „Ich“ schaut sich selber beobachtend unbarmherzig zu; es findet in seinem Innern eine unerschöpfliche Quelle geistiger Beschäftigung, und diese Ergebnisse hält er mit den Griffel des Dichters fest. Er gestaltet anstatt zu schwärzen, er hört nie auf, konkret zu sein; es fehlt ihm niemals an Klarheit der Anschauung, und eben darum ist er imstande, seinen Gefühlszustand in jedem Falle mit einer packenden Unmittelbarkeit an den Leser zu übertragen. Es thut wohl, einen so grundehrlichen Erzähler zu hören. Er ist von einer außerordentlichen Objektivität, und das wirkt, man kann sagen was man will, immer sehr gut.

Tägliche Rundschau. Das Buch bringt zwölf geistreiche und von seiner Künstlerhand ausgeführte Skizzenblätter, in den Umrissen fest hingeworfen und in den Schattirungen leicht und flüchtig angedeutet. Alles ist getaucht in den Duft einer zarten verliebten Sinnlichkeit, der allerlei Anmut innewohnt, Sinnlichkeit Goethe'scher Richtung, die nichts von dem brutalen, halbasketischen, halbmedizinalen des Naturalismus an sich hat. Mit wenigen Strichen weiß Tovote eine Landschaft vortrefflich zu schildern, und an lyrischen Stimmungszäuber gebracht es ihm nicht.

Wiener Allgemeine. In der Novellenammlung „Ich“ sind Sachen von so feinem Empfinden, von so schöner Durchgeistung zeugend, wie sie bei uns nur wenige schreiben können; die große Kunst darin, flüchtige Bilder, feinste Stimmungen, das nervöse im Empfinden des modernen Menschen mit ganzen Farben impressionistisch aufzufangen.

This book should be returned
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

~~1887~~

51792.91.55

im Ilesbrausch,
Widener Library

003739321



3 2044 087 284 634